

o. germ.
1630 cml

Willkom



Verirrte Seelen.

Erster Theil.

Verirrte Seelen.

Ein Roman

von

Ernst Willkomm.

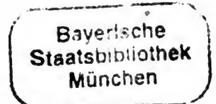
Erster Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Am Sterbebette einer Mutter.

Um die moosbewachsenen Giebel der alten Försterei rauschten die Tannen im Westwinde. Einzelne schwere Regentropfen schlugen gegen die Fenster und verkündigten den Bewohnern des Hauses den Anzug eines Gewitters. Es war bereits spät am Tage. Das am westlichen Horizont heraufziehende schwarze Gewölk breitete die Schatten der Nacht über Berg und Wald, und die ohnehin etwas abgelegene Försterwohnung war jetzt abgeschnitten von der ganzen übrigen ziemlich stark bevölkerten Gegend.

In einem großen Zimmer dieses Hauses, dessen Wände mit künstlich zusammengefügtem Holzgetäfel bekleidet waren, liegen zwei Frauen vor den zurückgeschlagenen Vorhängen eines Himmelbettes auf den Knien. Beide sprechen mit halblauter Stimme Ge-

bete, während ihre thränenerfüllten Augen auf den bleichen Zügen einer Sterbenden ruhen, die nur noch schwach athmet.

Das knarrende Geräusch einer sich öffnenden Thür macht jetzt eine der Knienden auf- und umblicken, und wir sehen in ein blutjunges, interessantes Gesicht, das, von dem vollen Strahle einer hellbrennenden Lampe getroffen, rosig erglüht. Eine große, hagere Frauengestalt, in durchaus unmoderner Kleidung tritt ins Sterbezimmer. Die rechte Hand der Eintretenden hält eine niedrige Messinglampe, die linke einen großen Schlüssel. Ihr Gesicht ist ernst, der Blick scharf und hart, und die schmalen, festgeschlossenen Lippen lassen vermuthen, daß Entschlossenheit zu den vorherrschenden Eigenschaften derselben gehört.

Die Lampe auf den Sims des großen Kachelofens stellend, der einige Fuß vom Himmelbett entfernt in der östlichen Ecke des Zimmers steht, nähert sich diese hagere Frau mit großen Schritten den Knienden, beugt sich über das junge Mädchen gegen das Bett und sagt kalt und herzlos:

„Ist sie wirklich hinüber?"

Das junge Mädchen bricht bei diesen Worten in lautes Schluchzen aus, die neben demselben kniende Frau aber, reich und modisch gekleidet, steht auf,

legt ihre Hand auf die Stirn der leis Röchelnden und versetzt:

„In wenigen Minuten wird sie ausgelitten haben."

„Nun, ich gönne ihr die Ruhe von Herzen", sprach die Hagere. „Jetzt, denk' ich, soll es hier aus einem andern Tone gehen!"

„Kathrine!" erwiderte die Dame, einen sprechenden Blick auf das junge Mädchen werfend, das ihr Gesicht schluchzend in die Bettlaken verbarg. „Die arme Hildegarde wird die Mutter schwer genug vermissen, denn mir scheint, Freunde hat das weichherzige Kind unter denen, die sie unmittelbar umgeben, sehr wenige."

„Gnädige Frau Baronin", versetzte in entschiedenem Tone auf diese Bemerkung Kathrine, „wenn ich meiner Nichte keine Schmeicheleien sage, so geschieht es, weil ich ihr wohl will und wünsche, daß sie dereinst eine brave Hausfrau und Mutter wird. Unter Liebe verstehe ich etwas ganz anderes, als was gewisse hochgebildete Personen, mit denen ich mich allerdings nicht messen kann, dafür halten. Ich will immer das Rechte und das Gute; wo ich aber sehe, daß man mit Unrechtem und Ungutem Schleichhandel treibt, da lehne ich mich mit aller Gewalt dagegen

auf, ohne viel zu fragen, ob ich Vornehm oder Gering dabei auf die Zehen trete!"

Kathrine Frei, die Schwester des Försters, dessen Frau in diesem Augenblicke ihre Seele aushauchte, rauschte an der Baronin vorüber, legte ihre hagere knochige Hand auf das Herz der Sterbenden und bewegte dann ihr ausdrucksvolles, scharfes Gesicht mit den unbeweglichen, harten Zügen, als wolle sie sagen: Freilich, die hat auf Erden nichts mehr zu schaffen.

„Meine gute, liebe Mutter!" schluchzte die kaum sechzehnjährige Hildegarde, indem sie aufstand und der Todten die erkaltende Hand küßte. „Was soll nun aus mir werden!"

„Eine tüchtige Hausfrau, mein Kind", versetzte die Tante. „Richte dich nur in allen Dingen von heute an nach mir, und es kann dir nicht fehlen. Ich verlange nicht, daß du deshalb deine Liebhabereien ganz aufgibst, nur die Hauptsache dürfen sie nicht sein. Bedenke stets, daß du eines unbemittelten Försters unbemittelte Tochter bist, keine reiche Erbin, auch kein vornehmes Fräulein! Sobald du dir das recht klar machst, verlieren sich die ungehörigen Gedanken von selbst, und du wirst erst anfangen wirklich zu leben. Versprich mir das, Hildegarde, und gib mir darauf deine Hand!"

Das junge Mädchen war offenbar unschlüssig, die etwas milder als gewöhnlich klingenden Worte ihrer Tante aber machten doch Eindruck auf Hildegarde, und so streckte sie Kathrine ihre kleine, schlanke Hand entgegen. Kathrine hätte dieselbe auch ergriffen, wäre nicht die Baronin rasch dazwischengetreten.

„Um Himmels willen kein bindendes Versprechen, Hildegarde!" rief sie aus. „Ich weiß, welche Qualen sich an ein solches Versprechen knüpfen können, und will, soweit ich es vermag, dich vor ähnlichem Leid bewahren! Du stehst unter meinem Schutze — ich habe es deiner seligen Mutter mehr denn hundertmal versprochen! Nur mit meiner Bewilligung —"

„Halten zu Gnaden, Frau Baronin", fiel Kathrine Frei hier mit spöttischem Lächeln ein, „meine verewigte Schwägerin mag Ihnen versprochen haben, was sie wollte, so weit kann ihre Abneigung gegen mich doch wol nicht gegangen sein, daß sie noch kurz vor ihrem Tode Sie, meine Gnädigste, beauftragt hat, in diesem Hause, wo ich walte und so gut es gehen mag zur Ordnung sehe, Unfrieden stiften sollen."

„Mademoiselle Frei", erwiderte die Baronin, „in das Reich, wo Sie heimisch sind und wo Sie

sich wohl befinden, werde ich keinen Fuß setzen. Ich bin in dieser Hinsicht ebenso geartet, wie es meine unvergeßliche Freundin, die selig entschlafene Cornelie, war. Und eben, um Ihnen die unbeschränkte Herrschaft in diesem Reiche zu lassen, wollte ich nach dem Wunsche Corneliens deren Kind vor dem Betreten desselben warnen!"

Kathrine Frei biß die Zähne so fest zusammen, daß die Lippen nur noch zwei dicken Linien glichen. Ihre großen, tiefliegenden grauen Augen funkelten unheimlich. Sie erhob ihren langen dürren Arm und schwang drohend den Schlüssel, den sie noch nicht weggelegt hatte, gegen die Baronin.

„Wir kennen uns", sprach sie fest, „und wir werden uns hoffentlich noch besser kennen lernen!"

Dann beschrieb sie einen Kreis rund um sich und setzte ebenso energisch als kalt hinzu:

„Hier ist mein Reich, gnädige Frau Baronin, und ich will doch sehen, wer mir dies streitig machen kann! Hildegarde ist ein Kind, leider ein arg verzogenes Kind. Sie weiß nichts, sie lernt nichts, sie will nichts lernen, und mein Bruder —"

Ein starker Blitz, der durch die unverschlossenen Fenster leuchtete, unterbrach die Sprechende. Gleichzeitig schlug der Regen prasselnd an die Scheiben,

und ein lautes, ungestümes Klopfen an der Hausthür ließ sich hören. Die große Wanduhr auf dem Vorplatze schlug zehn.

„Es ist Frei“, sprach Kathrine, sich der Thür zuwendend. „Ich will ihm öffnen und ihn auf das vorbereiten, was sich während seiner Abwesenheit hier zugetragen hat.“

Sie nahm die Messinglampe vom Ofensims und verließ das Sterbezimmer. Kaum war die Thür hinter der Fortgehenden zugefallen, als Hildegarde leidenschaftlich beide Arme um den Nacken der Baronin schlang und mit tiefer, aus innerster Seele kommender Bewegung ausrief:

„Retten, ach retten Sie mich!“

Thränen erstickten die Stimme des jungen Mädchens, das die Baronin, eine Dame von einigen vierzig Jahren, mit liebevollen Worten zu beruhigen suchte und wiederholt unter Küssen umarmte. Das alte, baufällige Haus erbebte unter heftigem Donnerschlage, der, vielfach in den Waldschluchten sich brechend, nur langsam verhallte.

„Deine Tante kann dir nichts anhaben, lieb Herzchen“, sagte die Baronin, „sie wird es auch gewiß nicht versuchen, wenn sie erst sieht, daß sie auf heftigen Widerstand stößt. Laß mich nur sorgen, mein

Liebchen! Mit deinem Vater werde ich sprechen, sobald die Selige bestattet ist. Bis dahin unternimmt Kathrine nichts, denn sie hat ja Wichtigeres zu thun."

Ein bitteres Lächeln glitt über die etwas schlaffen Züge der vornehmen Frau, indem sie fortfuhr: „Sie muß ja das Leichenmahl besorgen, und da hat eine tüchtige Wirthin, wie deine Tante, zu andern Dingen keine Zeit übrig. Wie könnten auch Kuchen gerathen, die sie nicht selbst einrührt und knetet? Und dann gibt es Ochsenzunge zu kochen und Reis zu backen, und das versteht wieder niemand besser oder nur so gut als die unübertreffliche Mademoiselle Kathrine Frei!"

„Meine liebe, liebe, unvergeßliche Mutter!" schluchzte Hildegarde.

„Still, still, mein Liebchen!" sprach die Baronin in schmeichelndem Flüstertone. „Ich werde dir die Mutter ersetzen, solange ich kann, und ich denke, du hast Vertrauen zu mir und liebst mich ein wenig."

„Warum können Sie nicht meine Tante sein!" rief Hildegarde in kindlicher Zerknirschung. „Wie lieb wollte ich Sie haben, wie wollte ich Sie pflegen!"

Seufzend versetzte die Beschützerin der Försters-tochter:

„Das sind die Launen des Schicksals, denen wir uns alle, auch die Allerglücklichsten, fügen müssen! Aber jetzt fasse dich und gib dir keine Blößen! Wenn du still und besonnen bleibst und meine Winke beherzigst, wird es uns schon gelingen. — Ich spreche mit deinem Vater, sobald ich ihn zugänglich finde."

„Der Vater hält viel von der Tante", bemerkte Hildegarde schüchtern. „Sie hatte auch immer große Macht über ihn."

„Leider, leider!" versetzte die Baronin. „Indeß das kann sich ändern."

„Jetzt? Nun die Mutter nicht mehr dagegen wirken kann?"

„Gerade deshalb, mein Kind! — Die Männer sind seltsam geartete Menschen. Sie thun am liebsten das nicht, wozu man ihnen räth. Auch dein Vater macht, so eigenthümlich er sonst auch von Charakter ist, doch in dieser Beziehung keine Ausnahme. Wenn man nicht immer mit Vorstellungen auf ihn einstürmt, läßt er sich ganz unmerklich leiten. Das war es, was deine treffliche Mutter nicht verstand und wodurch sie viel verdarb. Jetzt, nun die Unvergeßliche uns verlassen hat, wird auch dein Vater die

Lücke gar schmerzlich empfinden, die ihr Hinscheiden in unser aller Leben gerissen, und er wird für manches, das er früher gering achtete, empfänglicher werden. Nur hüte dich ja, mein Kind, seinen Liebhabereien entgegenzutreten! Das versäumte Cornelie ebenfalls und gerade dadurch machte sie ihn widerspenstig. — Ich weiß ganz bestimmt, er wäre heute morgen nicht in den Forst gegangen, wo er ja doch nichts zu thun hatte, wenn die gute Cornelie weniniger eifrig von ihm verlangt hätte, er solle ihrer heftigern Schmerzen wegen den ganzen Tag ununterbrochen bei ihr bleiben, weil das seine Pflicht sei."

„Und darum mußte die gute Mutter sterben, ohne dem Vater die Hand zum ewigen Abschiede reichen zu können!" seufzte schaudernd Hildegarde.

Auf dem Vorplatze ließen sich feste Schritte hören, dann sprach eine tiefe Baßstimme resignirt die Worte:

„Ich bin einmal zum Unglück geboren!" Gleich darauf trat Hildegardens Vater, im grünen Jagdrock, den mit zwei Heherfedern verzierten niedrigen Hut in der gebräunten Hand, in das stille, matt erleuchtete Sterbezimmer seiner Gattin.

Zweites Kapitel.

Ein gebeugter Mann.

Als der Förster die Baronin erblickte, schritt er auf sie zu, reichte ihr die Hand und sprach:

„Nehmen Sie den aufrichtigsten Dank eines tiefgebeugten Mannes, Frau Baronin, für Ihre liebevolle Theilnahme!"

Dann trat er rasch an das Bett der Verstorbenen, betrachtete geraume Zeit die Züge Corneliens und brach endlich, vom Schmerze überwältigt, in die Worte aus:

„Vergib mir, du Selige, und sei mein Fürsprecher in jener Welt!"

Ein paar Thränen rieselten über die gefurchten Wangen des erschütterten Mannes, der nun erst am Lager niederkniete, die Hand der Todten erfaßte und sie wiederholt an seine Lippen drückte.

Schweigend sahen dieser Scene Hildegarde, die Baronin und Kathrine zu. Letztere war, als fürchte sie sich vor der Verstorbenen, mit Lampe und Schlüssel an der Thür stehen geblieben, ohne äußerlich irgendwelche Theilnahme zu zeigen. Ihr von den Pocken furchtbar zerrissenes Gesicht hatte etwas Dämonisches, obwol es nicht gerade häßlich zu nennen war. Nur die funkelnden grauen Augen der langen, hagern Person glitten unruhig von einem Gegenstande zum andern, ruhten aber am häufigsten feindselig auf der vornehmen Gestalt der Baronin, welche die jugendliche Hildegarde wie schirmend mit ihrem linken Arm umschlungen hielt.

Förster Frei erhob sich wieder und trat jetzt von dem Sterbelager seiner Frau zurück, um sich der Baronin zu nähern. Es schien, als bemerke er Hildegarde gar nicht.

„Hatte die Selige lange zu kämpfen, ehe sie verschied?" fragte er die Beschützerin seiner Tochter, den Hut auf die Lehne eines der alten Stühle stülpend, die längs der Wände standen, und seine lange, knochige Gestalt unter lautem Seufzen darauf niederlassend. „Es schmerzt mich unendlich, daß es so hat kommen müssen, und ich fühle es jetzt schon, die frohen Stunden meines fernern Lebens werden

von heute an gezählt sein. Kathrine, bring' mir ein Glas Wein! Ich bin matt und müde zum Umsinken!"

Kathrine entfernte sich, um das Verlangte zu holen. Ebenso rasch sprang der Förster auf und trat wie verwandelt zur Baronin.

„Vergebung, gnädige Frau!" sprach er. „Ich konnte in Gegenwart meiner Schwester kein Wort mehr über die Lippen bringen. — Verlangte Cornelie nach mir? Schied sie in Unmuth?"

„Förster Frei", versetzte die Baronin, „Sie haben sich vielfach gegen meine Freundin vergangen — Still! Ich weiß, was Sie sagen wollen, und ich bin weit entfernt, Sie anzuklagen oder Ihnen jetzt, nun sich doch nichts mehr ändern läßt, Vorwürfe zu machen. Ihre Gattin besaß ein edles Gemüth, ein Herz, das lieber duldete und litt, als andern unrecht that. Sie hat Ihnen jederzeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch im Tode noch gedachte sie Ihrer mit Liebe und Zärtlichkeit. Daß ihren brechenden Augen Thränen entquollen, weil sie in den letzten Augenblicken ihres Lebens den Gatten und Vater vermißte, war ihr doch wol zu verzeihen."

„Ich bin ein Unmensch!" rief der Förster aufgeregt und schlug beide Hände über sein Gesicht.

„Das sind Sie nicht, Förster Frei, Sie verkennen sich nur selbst, weil Unwürdige mehr Gewalt über Sie haben, als zu wünschen ist“, versetzte die Baronin. „Ihre unvergeßliche Frau hat mir, weil sie überzeugt war, daß mit ihrem Tode vieles in diesem Hause anders werden könne, aufgetragen, Ihnen eine Bitte, die letzte Bitte einer Sterbenden ans Herz zu legen.“

„Sprechen Sie, gnädige Frau, und ich schwöre Ihnen zu bei allem, was mir heilig ist —“

„Keinen Schwur, Förster Frei!“ fiel die Baronin ein. „Sie sollen zu nichts überredet oder gezwungen werden, ein freier Entschluß allein soll Ihr Führer sein! Auch möchte mir das, was Ihnen heilig ist, ebenso wenig dafür gelten wie Ihrer verstorbenen Frau.“

Ein sonderbarer Blick des Försters traf bei dieser Bemerkung das Auge der Baronin. Diese legte jedoch kein Gewicht darauf, sondern fuhr fort:

„Es war der Wunsch Corneliens, daß Sie von jetzt an mehr denn früher sich Ihrer einzigen Tochter annehmen möchten! Hildegarde ist gut, sie liebt Sie, sie bittet vereint mit ihrer seligen Mutter: seien Sie von jetzt an ihr im vollsten Sinne des Wortes Vater, Beschützer, Erzieher!“

„Erzieher!“ wiederholte Frei. „Und auf dem Todbette wünschte dies Cornelie?“

„Hildegarde hat es mit eigenen Ohren gehört.“

Der Förster ging mit großen Schritten durchs Zimmer und blieb dann vor seiner Tochter stehen, an die er bisher noch kein einziges Wort gerichtet hatte.

„Ist es auch dein Wunsch, Hildegarde“, sprach er bewegt, „daß ich für deine fernere Erziehung Sorge tragen soll?“

„Ich habe keinen andern Wunsch als den meiner verstorbenen Mutter“, versetzte mit zitternder Stimme das junge Mädchen.

Der Förster seufzte und machte abermals einen Gang durchs Zimmer.

„Sie scheinen sich nicht zu freuen über diesen Wunsch Ihrer seligen Frau“, sagte die Baronin beunruhigt.

„Freuen?“ versetzte der Förster. „Wie soll ich mich über den Auftrag einer Sterbenden freuen, der im vollsten Widerspruche steht mit allem, was sie während ihres Lebens that? Duldete denn etwa Cornelie, daß ich mich der Erziehung meines Kindes annehmen durfte? — Nie, nie wollte sie dies zugeben, und daher, gnädige Frau Baronin, daher schrieb sich die Verstimmung, die uns so oft einander

entfremdete; daher rührte der Zwiespalt in meinem Hause!"

„Sie werden heftig, Förster Frei, und in Ihrer Heftigkeit ungerecht", versetzte die Baronin. „Der wahre Grund Ihrer Verstimmung wie des Zwiespaltes in Ihrem Hause lag ganz wo anders."

„Gnädige Frau Baronin meinen, meine Schwester sei schuld daran gewesen?"

„Sie wissen das sehr genau, Förster Frei."

„In die Erziehung Hildegardens wenigstens hatte Kathrine nicht zu reden", erwiderte der Förster. „Ueberhaupt besitzt meine Schwester nicht einen solchen Einfluß, wie die gnädige Frau anzunehmen scheinen. Kathrine ist wenig mehr als meine Haushälterin, und ich glaube beinahe, daß ich ihr deshalb zu Dank verpflichtet bin. Cornelie war brav, grundbrav, eine liebevolle Gattin, eine fast zu zärtliche Mutter, den Haushalt aber pflegte sie gern andern zu überlassen."

„Wir wollen das nicht weiter untersuchen, Förster Frei", versetzte die Baronin. „Die Erziehung eines jungen, noch ganz unerfahrenen Mädchens ist jedenfalls von größerer Wichtigkeit als die Führung eines einfachen Hausstandes. Sollte man aber keine andere Wahl haben als zwischen dem einen und dem

andern, so kann die Entscheidung doch wol nicht schwer fallen."

Der Förster stellte sich hoch aufgerichtet vor die Baronin. Er war ein Mann von übergewöhnlicher Größe, was man jedoch, da er gern stark gebückt ging, nicht immer bemerkte. Seinen Arm sanft um den Nacken Hildegardens legend, gab er zur Antwort:

„Um den letzten Wunsch eines Herzens zu erfüllen, das ich stets mit Liebe umfangen und wenigstens absichtlich nie gekränkt habe, will ich von jetzt an die Erziehung meiner Tochter nach bestem Wissen und Gewissen überwachen. Nur muß ich mir dabei ausbedingen, daß kein anderer mir dreinredet! Wo ich handle, handle ich aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen. Beide habe ich mir in einem bewegten Leben zu eigen gemacht, und deshalb lasse ich mich durch Einreden anderer nicht leicht beirren. Sie werden also einsehen, daß auch Sie, gnädige Frau Baronin, unter Umständen mein Wort für maßgebend und entscheidend in Bezug auf meine Tochter werden erachten müssen."

„Was hoffentlich kein Hinderniß sein wird", fiel die Baronin ein, „daß ich ebenfalls unter Umständen nach Corneliens Wunsche Mutterstelle bei Hildegarde vertrete."

„Sie ist die Tochter eines einfachen Jägersmannes“, sagte der Förster mit Nachdruck. „Ich habe ihr nichts mitzugeben fürs Leben als einen ehrlichen Namen. Güter dieser Welt besaß ich nie, werde sie wol auch niemals besitzen. Für vornehme, elegante Cirkel also, für ein Leben in Lust und Glanz kann und soll mein Kind durch mich nicht erzogen werden.“

„Man könnte glauben, Sie wären der Meinung, Ihre selige Frau hätte gerade darauf besondern Werth in ihrer Erziehungsmethode gelegt“, warf die Baronin etwas kühl ein, „oder Sie hielten dafür, ich könnte mich wol veranlaßt fühlen, meiner kleinen Schützlingin für dergleichen Annehmlichkeiten die Augen zu öffnen.“

„Ich erlaubte mir nur, als Vater, der sich eben bereit erklärt hat, die Erziehung seines Kindes aus der Hand einer Sterbenden zu übernehmen, meine Meinung über Erziehung überhaupt auszusprechen“, erwiderte der Förster. „Sie wissen jetzt, wie ich davon denke und was mich zwingt, so zu denken. Wir wollen nun sehen, inwiefern Sie, gnädige Frau, inskünftige mir beipflichten werden. Kathrine — das darf ich Ihnen versprechen — soll über Hilde-

garde keine Gewalt bekommen. Sie wird aber bei mir bleiben und haushalten. Je länger dies geschieht, desto weniger wird die Erziehung Hildegardens dadurch gestört."

Die Baronin wollte noch einiges erwidern, die Rückkunft Kathrine's aber, die aus eigenem Antriebe ein paar Gläser Glühwein bereitet hatte, ließ sie schweigen.

„Nimm, Bruder, und trinke gelassen", sprach die Schwester des Försters. „Es wird dir gutthun nach so vielen Strapazen und Aufregungen."

Sie reichte ihrem Bruder ein volles Glas des heißen, würzigen Getränks. Dann erst präsentirte sie der Baronin das verbogene Theebret mit dem zweiten kleinern Glase.

„Ist's gefällig, meine Gnädige?" sagte sie mit ihrer scharfen, harten Stimme. „Der Wein ist gut und auch bezahlt, und vergiftet ward er nicht, weder durch Worte noch durch Blicke. Ich würde es mir zur besondern Ehre schätzen, wenn die gnädige Frau Baronin sich an meinem sorgsam bereiteten Getränke erlaben und die Einwirkung der kühlen Nachtluft dadurch abschwächen wollten."

Kathrine machte einen steifen Knicks, die Baronin

aber ergriff das dargereichte Glas, benetzte die Lippen mit dem Weine und sagte:

„Ihr Wohl, Mademoiselle Frei! Dieser Wunsch kommt mir so tief aus dem Herzen, wie Sie mir diesen Labetrunk gern reichen!"

Des Försters Schwester antwortete durch eine abermalige, womöglich noch steifere Verbeugung und kehrte dann augenblicklich der Baronin den Rücken.

Aus der Entfernung hörte man das Rollen eines Wagens, der sich schnell näherte.

„Ich werde abgeholt, Förster Frei", sprach die Baronin, noch einmal bescheiden von dem Glühwein nippend. „Möge der Himmel Ihnen Trost und Ruhe schenken und Sie den Verlust als wahrer Christ in Geduld und Demuth ertragen lassen. Bedürfen Sie eines freundschaftlichen Rathes, so wissen Sie, daß meine Thür jedem Hülfsbedürftigen stets offen steht."

Wenige Minuten später verließ die Baronin, von dem Förster, dessen Tochter und Schwester bis an die Thür geleitet, das Haus, um zu Wagen auf ihr Rittergut zurückzukehren.

Das Gewitter war vorübergezogen, die Sterne blitzten am wolkenlosen Himmel, und aus dem na-

hen Forste wehte ein angenehmer Harzduft durch die laue Nacht.

Kathrine verschloß zweimal die Hausthür und steckte dann den Schlüssel in ihren Gürtel. Sie sprach nicht, ihre funkelnden Augen aber, die jetzt noch unheimlicher als gewöhnlich leuchteten, sagten ihrem sehr niedergeschlagenen Bruder, daß sie willens sei, in energischer Weise das Hausregiment zu führen, vielleicht sogar gewissen Persönlichkeiten fortan den Eintritt in die Försterei gar nicht mehr zu gestatten.

Drittes Kapitel.

Zwei Geschwister.

Die eben geschilderten Auftritte trugen sich in jenem waldreichen Berglande zu, welches die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen bildet, und zwar im Spätsommer des Jahres 1830. Frei bewohnte seit zwanzig Jahren die alte, weitläufig gebaute Försterei, in der es genug Raum und doch wenig Platz zum Wohnen gab. Das Forsthaus gehörte zu den bedeutenden Besitzungen des Barons von Kaltenstein, der in der Gegend mehrere Güter besaß und das dem Forsthause zunächstgelegene gewöhnlich zu seinem Aufenthalte wählte. In frühern Jahren hatte er meistentheils im Auslande gelebt und viel Geld verschwendet. Erst, als er sah, daß er dabei nicht bestehen könne, kehrte er auf seinen Stammsitz zurück und ward Landwirth, das heißt er lebte als Land=

edelmann, ohne sich viel um die Bewirthschaftung seiner Besitzungen zu bekümmern. Seine Verwalter, denen er vertraute, besorgten das in seinem Namen, und wenn die Einnahmen nur ziemlich reichlich ausfielen, war der nicht sehr heikelige Herr gar wohl mit seinen Leuten zufrieden.

Mehr als die eigentliche Landwirthschaft behagte dem Baron die Jagd. Dem Weidmannsvergnügen hatte derselbe immer mit Leidenschaft obgelegen, weshalb er denn auch unter Jägern und Jagdliebhabern sehr bekannt war und viele Freunde zählte. Andern Bürgerlichen gegenüber stolz auf seinen alten Adel, lebte er mit Jägern immer auf dem vertrautesten Fuße. Von einem Jäger, der sein Fach tüchtig verstand, ließ er sich mehr wie von jedem andern gefallen. Sie durften mit ihm scherzen, ihn foppen, mit ihm zechen. Einzelne lud er häufig zu Tische, wo es dann nicht selten überlustig zuging.

Zu den liebsten Vertrauten dieses lebenslustigen Edelmanns gehörte Andreas Frei. Dieser war der Sohn eines Pfarrers auf den Gütern des Barons und fast von gleichem Alter mit demselben. Beide hatten zusammen die Schule besucht, und Andreas würde wahrscheinlich studirt haben, um später einmal des Vaters Stelle zu erhalten, wäre dieser

nicht zu früh gestorben. Das Leben in Feld und Wald behagte dem jungen Andreas sehr wohl, und da der junge Herr, der seinen Vater ebenfalls schon verloren hatte, ihm das Versprechen gab, er solle, sobald er mündig geworden sei, eine seiner drei Förstereien erhalten, so widmete sich Frei mit Eifer dem Forstfache.

Der Baron hielt Wort. Nachdem Andreas einige Jahre als Waldläufer in der Nachbarschaft gedient hatte, bezog er das Forsthaus unfern der Grenze, verheirathete sich bald darauf mit einem sehr hübschen Mädchen, das er auf der Dombechanei des Fleckens Marienborf kennen gelernt hatte, wo Cornelie mit ihrem Oheim, dem Stiftssyndikus Liebner, häufig verkehrte, und ward von dieser im dritten Jahre seiner Ehe mit einer Tochter beschenkt, welche in der Taufe den Namen Hildegarde erhielt.

Die Ehe des Försters war nach den gäng und geben Begriffen eine glückliche und wäre es wol auch stets geblieben, wären nicht bald nach der Geburt Hildegardens Verhältnisse eingetreten, welche störend auf beide Gatten einwirken mußten. Das Kind nahm die junge Mutter, die mit großer Zärtlichkeit an dem süßen Wesen hing, alsbald so sehr in Anspruch, daß Frei die Nothwendigkeit einsah,

eine zuverlässige Person ins Haus zu nehmen, um dieser die Beaufsichtigung der Wirthschaft anzuvertrauen. Cornelie war ganz damit einverstanden, denn sie liebte es nicht, in Küche und Keller zu weilen. Ihre Erziehung beim Stiftssyndikus, der zugleich Vaterstelle bei ihr vertreten und sie stets ihrer schönen Anlagen wegen sehr begünstigt hatte, war einseitig gewesen. Cornelie lernte mancherlei nützliche Dinge, die indeß mehr zur Verschönerung des Lebens dienen, als daß sie nöthig wären zum Fortkommen unter Mühen und Arbeiten. Sie spielte recht anmuthig Fortepiano, zeichnete allerliebst, und versuchte sich sogar mit Glück im Malen. Vorzüglich tuschte sie gern in Sepia. Außerdem zog sie eine feine Handarbeit jeder praktischen Beschäftigung im Hauswesen vor, obwol eine Wirthschaft den Krebsgang gehen muß, wo die Hausfrau sich derartigen, von den Verhältnissen nun einmal gebotenen Arbeiten gänzlich entzieht.

Frei sah ein, daß es nicht so fortgehen könne; weil er aber Cornelie liebte und es ihm selbst angenehm war, wenn sie mehr Zeit auf ihre geistige Ausbildung verwenden könne, so mochte er nicht streng darauf dringen, sie solle das Angenehme dem Nützlichen nachsetzen. Darauf bezügliche Worte ließ

er allerdings bisweilen fallen, Cornelie aber beachtete sie nicht, wahrscheinlich, weil sie Andreas in dieser Beziehung nicht verstehen wollte.

Um nun sein Hab und Gut nicht fremden Händen anzuvertrauen, glaubte der junge Förster klug zu handeln, wenn er eine Verwandte zu sich ins Haus nehme. Es lebte ihm eine einzige unverheirathete Schwester, die einige Jahre älter war als er selbst. Diese Schwester, Namens Kathrine, war — das wußte Andreas von früher Jugend her — eine ausgezeichnete Wirthschafterin. Sie hatte schon als ganz junges Mädchen kein Stäubchen im Hause geduldet, sich bald nach der Confirmation des Hauswesens ganz angenommen und dadurch der Mutter große Dienste geleistet. Diese ließ das überaus fleißige Kind auch gewähren, und übergab der starken, kräftigen Tochter schon vor des Vaters Tode die Wirthschaft beinahe ausschließlich.

Kathrine fühlte sich nach ihrer Art glücklich in diesem Walten, gewöhnte sich aber bald daran, alles nach ihrem Kopfe zu machen. Von Natur mit einer starken Dosis Eigensinn begabt, wurde sie durch die frühzeitige Emancipation von aller mütterlichen Aufsicht eingebildet und rechthaberisch, und nahm von keinem Menschen mehr Lehre an. Nur das, was

sie that, war in ihren Augen gut und recht, alles Andere taugte wenig oder nichts. Kathrine bekrittelte jedes andern Arbeit, war nie zufrieden, und konnte, wenn sie auf Widerspruch stieß, den Eigensinn so weit treiben, eine bereits gethane Arbeit noch einmal vorzunehmen, nur um zu beweisen, daß sie selbst die Sache ganz anders angreife.

Ein Mädchen, das mit solcher Entschiedenheit ihre eigenen Vorzüge ins Licht zu stellen bemüht ist, kann nicht liebenswürdig sein. Kathrine gefiel denn auch niemand und dies nahm sie gewaltig übel, namentlich den Männern. Es fand sich wol während ihrer ersten Jugendblüte einer oder der andere ein, und zeigte Neigung, das resolute Mädchen etwas genauer kennen zu lernen; ein wirklicher Verehrer der Eigensinnigen wollte aber nicht kommen. Kathrine's herrisches Auftreten, ihr hartes Commandiren, ihre lieblosen, völlig rücksichtslosen Urtheile über alle Menschen, die mit ihr in Berührung kamen, mußten abstoßen. Ohnehin war sie unschön durch die Pockennarben, die ihr ganzes Gesicht wie ein Netz überstrickten. Diese Entstellung hätte indeß doch wol manchen nicht abgehalten, um Herz und Hand des sonst so braven Mädchens anzuhalten; denn ihr Gesicht hatte durch diese Pockennarben an Ausdruck eher

gewonnen als verloren. Nur die Besorgniß, es möge mit einem Mädchen, das so grenzenlos eigensinnig und rechthaberisch sei und niemandes Gegenrede vertrage, sich schwer umgehen lassen, verscheuchte bald alle Freier von ihrer Thür.

Anfangs kränkte dies Kathrine, und wenn sie sich unbeobachtet wußte, vergoß sie wol Thränen dieser Vernachlässigung wegen. Allein sie kam nicht zu der Einsicht, daß es großentheils an ihr selbst liegen möge, wenn die Männer gleichgültig an ihr vorübergingen. Sie konnte an und in sich keinen Fehler entdecken; denn sie meinte, jedes wahrhaft taugliche Mädchen müsse sich ein Beispiel an ihr nehmen, und so verhärtete sich Kathrine immermehr in ihrem Eigensinn wie in ihren Ansichten, und trat unter immerwährendem Grollen und höhnischem Belächeln des Gebarens Jüngerer wie Aelterer in jenes bedenkliche Stadium des Lebens, wo Mädchen den Männern gleichgültig werden. Sie ward eine alte Jungfer.

Zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie unverheirathet bleiben werde, tröstete sich Kathrine, ihren Charakter aber änderte sie nicht.

„Gott bewahre mich vor allen Männern", pflegte sie in ihrer rücksichtslosen Weise zu sagen, „sie sind ja alle eklich! Der eine schnupft, der andere raucht;

der trinkt und jener ist beim Essen nicht zu sättigen, und zuletzt wollen sie alle recht haben und verlangen von einem vernünftigen Frauenzimmer, es solle sich nach ihren Gewohnheiten, Liebhabereien und Mücken richten! Ich dank' schön dafür! Für mich ist das nichts. Da lob' ich mir's Leben ohne solchen Klotz am Bein. Da bin ich mein eigener Herr und weiß, was ich thun und lassen kann!"

Nach diesen Grundsätzen handelte auch Kathrine. Sie richtete ihr Haus und ihre Wirthschaft ganz nach ihrem eigenen Gutdünken ein und befand sich dabei sehr wohl. Im stillen lachten viele darüber; weil es aber doch niemand etwas anging, wie Mademoiselle Frei in ihrem eigenen Hause schalte und walte, so begnügte man sich eben mit Glossen. Da verheirathete sich Andreas mit Cornelie Liebner!

Diese Heirath machte auf die eigensinnige Kathrine einen unbeschreiblichen Eindruck. Es schien ihr gar nie in den Sinn gekommen zu sein, daß ihr Bruder sich jemals verheirathen könne, und nun zeigte er ihr plötzlich seine Verlobung an! Kathrine war ganz verstört. Sie fühlte, daß mit diesem Schritte des Bruders die ganze Welt für sie eine andere werde, und sie hatte schwere Kämpfe zu bestehen, um sich in diese neue Welt zu finden.

Andreas war nämlich schon lange Zeit der einzige Mann, der als Mann Gnade vor Kathrinens Augen fand. Sie hing ihm mit schwesterlicher Zärtlichkeit an, machte aber auch kein Hehl daraus, daß, wäre Andreas nicht eben ihr Bruder, sie ihn am liebsten heirathen würde. Daß Kathrine so dachte und fühlte, war die natürliche Folge ihrer ganzen Weltanschauung. Andreas schnupfte und rauchte nicht; er pflegte mit andern seines Alters nicht zu schwelgen; er hielt sehr viel auf Reinlichkeit und sauberes Wesen, schonte seine Kleider, duldete es, daß die Schwester ihn gelegentlich auf einen Flecken daran aufmerksam machte, und ließ nie ein tadelndes Wort über ihre Hauseinrichtung und Haushaltung fallen. Und dieser einzige Bruder, dieser einzige Mann, vor dem sie Respect hatte, wollte heirathen! Er mußte ja nothwendig in sein Unglück hineinrennen! — Das leuchtete Kathrine so klar ein, daß es ihr Tag und Nacht die Ruhe raubte. Dennoch mußte sie das Entsetzliche geschehen lassen; denn der arme Andreas war bis über die Ohren in das rosige Gesichtchen, die schönen blauen Augen, die herrlichen Haare und die wunderbaren Talente seiner Cornelie verliebt!

Jedem andern Mann würde Kathrine ihre Meinung unumwunden gesagt haben, dem eigenen Bruder

gegenüber aber, den sie so innig liebte, dessen Wohl ihr so sehr am Herzen lag, hüllte sie sich in unverbrüchliches Schweigen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihm wehe zu thun. Und damit Andreas nie ahne, wie sie über seinen thörichten Schritt denke, nahm sie sich vor, ihrer Schwägerin freundlich zu begegnen.

Cornelie war eine so anmuthige Erscheinung, daß Kathrinen ihr Vorhaben sehr erleichtert wurde. Das fröhliche, junge, lebenslustige Mädchen mußte jedermann für sich einnehmen, und sie begriff vollkommen, daß ihr Bruder davon bezaubert worden war. So vergab sie ihm denn auch den leichtsinnigen Schritt und wünschte nur, es möge, da nichts mehr zu ändern sei, alles zum Besten ausschlagen.

An diese Schwester, die seit dem kürzlich erfolgten Tode der Mutter sich in ihrer gänzlichen Zurückgezogenheit ohnehin langweilen mochte, wandte sich jetzt der Förster. Statt aller Antwort traf Kathrine schon ein paar Tage später in dem alterthümlichen Forsthause ein, gratulirte dem Bruder zu seinem Entschlusse und trat noch selbigen Tags ihr neues Amt an.

Viertes Kapitel.

Cornelie und Kathrine.

Andreas hatte mit diesem Arrangement nur das Beste seiner jungen Frau gewollt. Er war fest überzeugt gewesen, daß er eine bessere Wahl gar nicht treffen könne. Aber er hatte vergessen, welche Wandelungen seine Schwester in den letzten zehn Jahren zu erleiden gehabt, daß sie in dieser ganzen Zeit nur sich selbst gehorcht, auf die Einreden Fremder aber nie auch nur das geringste Gewicht gelegt hatte. In seinem Hause sollte sie Beschließerin sein, im übrigen aber doch, wie billig, unter Cornelie stehen. Letztere war ebenfalls dieser Meinung gewesen, und da sie wußte, wie sehr Andreas die wirthschaftlichen Eigenschaften seiner Schwester schätzte, so glaubte sie, es werde sich ein recht angenehmes Zusammenleben und Zusammenwirken mit ihr ergeben.

Kaum aber hatte Kathrine festen Fuß im Hause ihres Bruders gefaßt, so trat sie mit der ganzen abstoßenden Schroffheit ihres bereits völlig unbeugsam gewordenen Charakters ihrer schönen Schwägerin entgegen. Sie wollte damit nicht eigentlich beleidigen oder auch nur anstoßen, keineswegs! Ihr ganzes Streben ging einfach dahin, Ordnung zu machen. Ihrer Ansicht nach gab es nämlich gar keine Ordnung im Hause des Bruders. Kathrine fand alles vernachlässigt, nichts auf der gehörigen Stelle. Es war daher ihr erstes Geschäft, das Haus aufzuräumen. Da sie dies unmöglich allein thun konnte, so requirirte sie dictatorisch jede nur irgend disponible Kraft. Selbst der Jägerbursche mußte wider Willen mit Hand anlegen, obwol er sich ungern genug dazu entschloß.

Cornelie erfuhr diese Umgestaltung ihres eigenen Hauses erst durch das Lärmen und Poltern, das dabei nicht zu vermeiden war. Auch die laute, befehlshaberische Stimme ihrer Schwägerin, die sich bald nah, bald fern, bald ruhiger, bald wieder heftiger vernehmen ließ, sagte es ihr, und nun glaubte sie nur ihre Pflicht zu thun, wenn sie sich persönlich nach den Arrangements der nahen Verwandten erkundige. Sie stellte daher die beinahe fertige Land-

schaft, die sie eben tuschte, und die einen recht anmuthigen Platz im Walde darstellte, behutsam beiseite sah nach der kleinen, ruhig schlafenden Hildegarde und verließ geräuschlos das Zimmer.

Eine Wolke von Staub schlug der überraschten Cornelie entgegen, als sie den Vorplatz betrat. Hier fand sie ihre Schwägerin, hoch aufgeschürzt, barfuß in alten Schuhen stehend, um den Kopf ein roth und blau carrirtes Tuch geschlungen, beschäftigt, mit einem Besen die Wände abzufegen. Alle Schränke waren abgerückt und eine Menge Spinngewebe dabei sichtbar geworden.

„Aber mein Gott, liebe Kathrine“, sprach die unge, in schwarze Seide fein gekleidete Frau, die ein zierliches Mützchen mit blauem Bande kokett auf ihrem reichen dunkelblonden Haare trug, „was fällt dir denn ein?“

Die Schwägerin kehrte sich sehr unwirsch um und fuhr mit dem Besen nach der nächsten Ecke, indem sie etwas wegwerfend erwiderte:

„Was ich anfange, fragst du? Thu' die Augen auf, so siehst du's! Reines Haus will ich hier machen, denn ein an Ordnung und Reinlichkeit gewöhntes Menschenkind kann in solchem Stalle nicht leben!“

„Ich bin wirklich auch reinlich, liebe Kathrine!“ versetzte Cornelie sanft, mit ihrem Spitzentaschentuche den herabrieselnden Staub so gut es gehen wollte von ihrer eleganten Kleidung abstreifend.

„O ja, man sieht's!“ lautete die barsche Antwort der Schwägerin. „An vornehmen Fahnen ist kein Mangel und an diesen ist auch nichts auszusetzen; aber, daß Gott erbarm', was am Leibe zu viel glänzt und glitzert, davon ist in Zimmern und Kammern, in Küche und Keller zu wenig zu sehen! — Geh' mir aus dem Wege, Cornelie! Wenn rein gemacht wird, kann man sich nicht in Acht nehmen. Ich weiß schon, du magst nichts davon sehen und hören, darum hat der Bruder zu mir geschickt. Von jetzt an soll's hier ganz anders blinkern!“

Sie fuhr fort, mit ihrem Besen die Wände abzufegen, und Cornelie zog sich schweigend, im Herzen aber tief beleidigt, in ihr alterthümliches, doch sehr wohnlich eingerichtetes Zimmer zurück, das die Aussicht auf den nahen Forst und die höchsten Kuppen des Gebirges hatte.

Sie versuchte nicht, die Schwägerin in ihrer Beschäftigung ein zweites mal zu stören; erst als Andreas gegen Abend aus dem Forste kam und sie, wie gewöhnlich, mit Herzlichkeit begrüßte, nahm Cor-

nelie Gelegenheit, ihre Verwunderung über das höchst seltsame Auftreten Kathrinens an den Tag zu legen. Sie schloß mit der Bitte, Andreas möge doch sein Recht gebrauchen und der Schwester, die es gewiß gut meine, dies entsetzliche Rumoren untersagen.

Andreas fand, Cornelie habe recht, und versprach Abhülfe. Er war seiner Schwester beim Eintritt ins Haus nicht begegnet, und da bereits die abgerückten Mobilien wieder an Ort und Stelle geschafft worden waren, so hatte er gar nichts von der Unruhe bemerkt, die Kathrine in ihrem ordnungseifrigen Bestreben anrichtete.

Auf mehrmaliges Rufen erst tauchte die Gestalt der Schwester aus dem finstern Kellerhalse auf. Sie trug noch ihr malerisches Reinigungscostüm, nur führte sie jetzt statt des langstieligen Besens eine Harke, an deren Zinken die Ueberbleibsel verstreuter Kartoffelkeime hingen.

„Da bin ich, was gibt's?" sprach Kathrine, die Harke wie einen Stock aufstemmend und die linke Hand in die Hüfte drückend.

„Muß das sein, lieb Käthchen?" fragte Andreas. „Meine Frau kann das arge Lärmen und Poltern nicht vertragen. Ihre Nerven sind so angegriffen!"

„Nerven!" versetzte die Schwester laut auflachend.

„Wenn man tüchtig arbeitet, wie's das Wort Gottes von jedem Christenmenschen verlangt, incommodiren die Nerven niemand! Deine Frau sitzt zu viel und faulenzt, wie das vornehme Volk, das nichts zu thun hat. Das macht sie eingebildet, und dann müssen die Nerven dran schuld sein. — Laß mich nur machen, Bruder! Die Cornelie soll bald anders werden. In einer Stunde ist das Abendessen fertig. Was Gut's, Andreas, und zubereitet, wie du's gern hast!"

Damit fuhr sie wieder wie ein Kobold in den Keller hinunter, und Andreas sah sich genöthigt, unverrichteter Dinge zu seiner Frau zurückzukehren.

Cornelie machte die betrübende Erfahrung, daß ihr Gatte nicht Energie genug besaß, um seine herrische Schwester in gebührende Grenzen für ihr Wirken zu weisen. Diese riß mit außerordentlicher Schnelligkeit alle Herrschaft im Hause an sich, beachtete weder Bitte noch Wunsch ihrer Schwägerin, und ward dieser dadurch wie durch die ganze rauhe Art ihres Wesens im höchsten Grade zuwider.

Es konnte Kathrine unmöglich entgehen, daß sich das Herz Corneliens immermehr von ihr abwandte, sie kümmerte sich aber nicht darum. Es geschah nichts ohne ihren Willen im Hause, und da Andreas, um Streit zu vermeiden, nur selten etwas sagte, so ging

auch die Wirthschaft ihren Gang so fort, wie seine überaus thätige Schwester dies für gut hielt. Versuche, welche Cornelie machte, der unangenehmen Schwägerin ihr Haus zu verleiden und sie auf solche Weise daraus zu vertreiben, scheiterten an Kathrinens unbeugsamer Festigkeit. Auch hier hielt sie mit ihrer Meinung nicht zurück. Sie trat entschlossen vor Cornelie hin und erklärte der vor Entrüstung darüber fast ohnmächtig werdenden Frau, daß sie nur der Gewalt weichen werde. Sie hoffe jedoch, ihr Bruder werde einsehen, was er an ihr habe, und seine Hand nicht von ihr abziehen.

Unter diesen Umständen mußte Cornelie sich fügen. Sie verlor über das Walten ihrer Schwägerin kein Wort mehr, ging auch Andreas mit keiner Bitte um Entfernung derselben mehr an. Aber sie setzte der Herrschaft Kathrinens einen passiven Widerstand entgegen, dem zu begegnen es dieser eisenharten und unnahbaren Natur an jeder Waffe fehlte. Je mehr die Schwägerin ordnete, reinigte, räumte, lärmte und befehligte, desto eifriger betrieb Cornelie ihre sie zerstreuenden und erheiternden Studien, die Kathrinen ein wahrer Greuel waren. Sie spielte und sang, so oft die Schwägerin in einem der Nebenzimmer beschäftigt war; sie zeichnete oder malte, wenn die ewig

Thätige zur bestimmten Minute den Kaffee auftrug, und saß Kathrine strickend oder Strümpfe stopfend abends am Tische, noch ehe Andreas von seinen Berufsgängen zurückkehrte, so amusirte es die junge Frau, ihrem plaudernden Kinde phantastische Märchen zu erzählen, in denen es an verdammenden Anspielungen auf das rohe Walten der Schwägerin niemals fehlte. Diese ergrimmte dann regelmäßig über die geschickt beigebrachten Stiche, die sie in ähnlicher Weise Cornelien nicht zurückgeben konnte, und so bestand denn von früh bis spät zum Abend, vom ersten bis zum letzten Tage im Jahre zwischen beiden so ganz verschieden gearteten Naturen ein Kriegszustand, der je nach den Umständen die betrübendsten Folgen haben konnte.

Durch eine weise Einrichtung der Natur gibt es zum Glück auch für die unleidlichsten Verhältnisse leis ausgleichende Mittel, die in der Regel von den davon Berührten instinctmäßig benutzt werden. Etwas Aehnliches fand zwischen Cornelie und ihrer Schwägerin statt. Beide so ganz verschieden geartete Frauen fanden bei Gleichdenkenden Ersatz für die Leiden, welche ihnen das Haus tagtäglich bereitete. Kathrine hatte im nahen Orte, der kaum eine Viertelstunde von der Försterei in breiter Thalsohle an den bebusch-

ten Ufern zweier sich vereinigender Gebirgsbäche lag, mehr als eine gleichgestimmte Seele, mit der sie verkehren und sich stundenlang über die „unsinnige" Schwägerin, wie sie sagte, aussprechen konnte, und Cornelie fand wider Erwarten in der Gattin des Barons von Kaltenstein eine Freundin, in deren mitfühlenden Busen sie ihr Herz ausschüttete, so oft sie das Bedürfniß zu ungezwungener Mittheilung fühlte.

Die Baronin war einige Jahre älter als Cornelie Frei, aufgeweckten Geistes, bildungsbedürftig wie die junge Förstersfrau und, was einen sehr festen Kitt für die Freundschaft beider Frauen abgab, bürgerlicher Herkunft. Der lebensfrohe Baron hatte Clotilde einige Jahre vor Corneliens Vermählung geehelicht, und zwar im Auslande. Sie war eine Süddeutsche, hübsch, ungemein beweglich und ohne allen Familienanhang. Im Volke liefen über diese Ehe des gnädigen Herrn mancherlei Gerüchte um, die mehr abenteuerlich als wahrscheinlich klangen. Cornelie achtete nicht auf diese Reden, obwol sie sehr bald davon Kenntniß erhielt. Das Verhältniß ihres Andreas zu dem Baron, das auch nach der Vermählung des erstern keine Veränderung erlitt, führte Cornelie bald mit der Baronin zusammen. Beide Frauen sprachen einander an, und ein enges Band wahrer Herzensfreundschaft

war das nächste Ergebniß öftern und vertrautern Umgangs.

Der Baron von Kaltenstein hatte keine Kinder; auch schien es, als wolle die Ehe mit Clotilde unfruchtbar bleiben. Um nun aber nicht ohne Erben zu sterben, nahm er angeblich den einzigen Sohn eines entfernten Verwandten, der ebenfalls in Süddeutschland lebte und dort frühzeitig verstorben war, an Kindesstatt an. Die böse Welt meinte nun freilich, der junge Adolar sehe seiner Adoptivmutter zum Sprechen ähnlich, und diese behandle und verziehe ihn ganz wie eine rechte Mutter, die ihr einziges Kind wie ein Spielzeug betrachte; laut und offen aber wagte doch niemand mit einer so gefährlichen Behauptung hervorzutreten.

Ob Cornelie in die Vergangenheit ihrer jetzt adelichen Freundin eingeweiht war, blieb allen, die sie kannten, verborgen. Selbst die spionirende Kathrine, welcher die Festsetzung der Schwägerin in der Gunst der Baronin durchaus nicht behagte, führte nicht völlig zum Ziele. Dagegen erhielt Cornelie eine höchst achtungswerthe Stütze in Clotilde von Kaltenstein. Diese theilte mit der gebildeten Förstersfrau dieselben Neigungen und Liebhabereien, und versäumte natürlich nicht, ihre Freundin darin zu unterstützen.

Beide musicirten jetzt zusammen, zeichneten und malten um die Wette und thaten in jeder Beziehung gerade das Gegentheil von dem, was Kathrine für den Inbegriff aller Tugenden einer musterhaften Hausfrau erklärte.

Nach denselben Grundsätzen wurde denn auch später Hildegarde erzogen. Das niedliche, aufgeweckte Kind wußte schon mit zehn Jahren trefflich zu repräsentiren, machte die Honneurs, als sei es in einem hochgräflichen Hause geboren worden, spielte Piano, sang mit glockenreiner Stimme einige der beliebtesten Lieder, welche damals gerade en vogue waren, tanzte nach der Behauptung aller Sachverständigen wie ein Engel, blätterte in den gelesensten Modejournalen, wußte auffallend gut Bescheid in der Taschenbuchsliteratur, hatte aber keinen Begriff von dem, was einem jungen Mädchen bürgerlichen Standes neben Geistes- und Herzensbildung zur wahren Ehre gereicht.

Andreas blieb wenig Zeit übrig, um sich von allem, was in seinem Hause vorging, genau zu unterrichten. Zum Theil ignorirte er auch die ihm persönlich unangenehmen Zustände, weil er einsehen mochte, daß eine gründliche Umgestaltung derselben nicht in seiner Macht liege.

Cornelie blieb stets gleich freundlich gegen ihn und hatte nie ein Wort der Klage über die Willkürherrschaft der Schwägerin, seit ihr intimes Freundschaftsverhältniß sie fast täglich nach dem Kaltenstein führte. Hildegarde begleitete dann die Mutter. Gewöhnlich wurden beide durch die Equipage der Baronin abgeholt.

Kathrine war innerlich voll Aerger über dies „verruchte Schlaraffenleben" der eingebildeten Schwägerin, wie sie es nannte, und suchte an der ihr jetzt verhaßten Cornelie sich dadurch zu rächen, daß sie während deren Abwesenheit von der Försterei in die Zimmer derselben drang, um daselbst aufzuräumen. Es geschah dies so gründlich, wie überall im ganzen Hause, wo Kathrinens scharfer Blick hindrang. In Corneliens Wohnzimmer war aber schwieriger damit zu Stande zu kommen als anderwärts; denn da gab es außer den gewöhnlichen Mobilien zuerst den unnützen „Klimperkasten", ferner ein paar niedliche Staffeleien, zwei oder drei Stickrahmen, Tusch- und Farbekasten, Reißbreter, Mappen mit Zeichnungen und Kupferstichen, Nippsachen, wie man sie damals liebte, in großer Auswahl, und endlich eine ausgesuchte kleine Handbibliothek. Das alles ließ sich nicht behandeln wie Tische, Stühle, Bänke und

Schränke, sondern mußte behutsam von Ort zu Ort transportirt werden. Und dann erregte der unsagbare Staub auf Büchern und Noten, der durch nichts zu vertreiben war, den Aerger der staubfeindlichen Kathrine in so hohem Grade, daß sie an sich halten mußte, um nicht den ganzen „Narrenkram" zum Fenster hinauszuwerfen. Dulden konnte sie diese Unsauberkeit nicht, also ward jedes einzelne Stück von ihr selbst gereinigt. Dabei brachte sie aber Bibliothek wie Noten in die gründlichste Unordnung. Kehrte nun Cornelie von ihrer Freundin zurück, so kam es zwischen den Schwägerinnen zu heftigen Scharmützeln, die in der Regel mit einer Trennung auf mehrere Tage endigten.

Zum Unglück war Hildegarde stets Zeuge dieser häuslichen Zänkereien. Sie stand natürlich ganz entschieden auf seiten ihrer Mutter, die das aufgeweckte Mädchen ebenso verehrte, wie die Mutter ihr Kind zärtlich liebte. Kathrine, einmal zum Sprechen gebracht, holte dann das halbgezwungene Schweigen mehrerer Wochen nach und erleichterte ihr übervolles Herz. Es gab nichts, was sie der Schwägerin nicht vorgeworfen hätte. Sie nannte Cornelie träg, träumerisch, eingebildet, phantastisch, dumm, vornehm, eitel, putzsüchtig, kalt gegen ihren Mann und eine

sündhafte, gottlose Mutter! Alles, was Cornelie trieb, war ihr verhaßt und galt ihr für unnütze, ja verderbliche Spielerei. Auch die Baronin, die sie „hergelaufen" titulirte, kam bei Kathrinens Charakteristik sehr übel fort. Zuletzt wandte sich die Zürnende an Hildegarde, kanzelte das entsetzte Kind tüchtig ab, und schloß mit der Behauptung, es werde nie etwas aus dieser verwöhnten und verzogenen Zierpuppe werden, und ihr armer, unglücklicher Bruder könne es noch mit brechendem Herzen mit ansehen, daß das gewissenlos in Grund und Boden verdorbene Geschöpf ihm und seinem Namen Schande mache.

Cornelie pflegte sich kürzer zu fassen, und wenn sie in ihren Entgegnungen auch Worte mit einfließen ließ, welche das Auftreten Kathrinens sehr richtig bezeichneten, so geschah dies doch mit einem so vornehmen Wesen und in so gemessenem Tone, daß die Försterin gegenüber der keifenden Schwägerin stets im Vortheil war und Hildegarde fester denn je an sich knüpfte.

Diese bedauerlichen Verhältnisse im Försterhause besserten sich nicht mit den Jahren. Die Entfernung der rechthaberischen Kathrine hätte denselben allerdings auf der Stelle ein Ende machen können; allein zu diesem äußersten Schritte, der freilich einer vollkom-

menen Hausrevolution gleichgekommen wäre, mochte von sämmtlichen Betheiligten sich keiner entschließen. Gutwillig wäre die herrschsüchtige allwaltende Kathrine auch nicht fortgegangen. Das wußte Cornelie ebenso gut wie Andreas. Sie aber mit Gewalt zu entfernen, konnte man schon deshalb nicht wagen, weil sie in gewisser Hinsicht trotz ihrer schrecklich störenden Eigenschaften doch wieder nicht zu entbehren war.

Cornelie hatte sich in der That ein Leben eingerichtet, wie es für einen einfachen Revierförster durchaus nicht paßte. Das Wenige, was sie vom Haushalten verstand, hatte sie längst völlig vergessen, und Hildegarde wußte noch weniger davon Bescheid. Es war also jedenfalls am besten, wenn man keine Neuerungen traf, sich fügte, so gut es gehen wollte, und Kathrine in ihrem Reiche die unbeschränkteste Herrschaft ließ.

Fünftes Kapitel.

Boshafte Neckereien und wachsende Verstimmung.

Andreas litt schwer unter diesem nie ruhenden Unfrieden zweier Personen, die er beide gleich hoch schätzte. Er verkannte in keiner Weise die guten Eigenschaften seiner seltsam gearteten Schwester, ohne ihre unleidlichen Thorheiten zu billigen, und er sah ein, daß seine Frau in vollem Rechte war, wenn sie, mit ganz andern Neigungen ausgerüstet und ganz andere höhere Ansprüche an das Leben machend, sich von Kathrine mehr und mehr zurückzog. Nur der Erziehung Hildegardens konnte auch er nicht das Wort reden. Oft versuchte er, Cornelie andern Sinnes zu machen, indem er ihr das Gefahrvolle ihrer Erziehungsmethode vorstellte. Wie einfach und klar er sich aber auch darüber aussprach, den gewünschten Erfolg hatten seine Vorstellungen nicht. Cornelie

zeigte sich sofort gereizt, klagte über nervöse Angegriffenheit und erklärte wiederholt, sie wolle aus dem Kinde, das so reich an liebenswürdigen Talenten sei, weder ein Aschenbrödel machen, noch es in bäuerischer Roheit untergehen lassen. Wohin letzteres führe, das könne man ja täglich zum Ueberdrusse mit eigenen Augen sehen.

Vor solchen Aeußerungen verstummte der Förster. Er fühlte das darin liegende Wahre heraus und konnte doch Cornelie nicht unbedingt recht geben. Wollte er aber nicht stets ein trübes Gesicht sehen, so mußte er schweigen, um so mehr, als seine Frau die Bedenken wegen der Zukunft Hildegardens mit der sehr bestimmten Versicherung beseitigte, daß ihn diese gar nicht zu kümmern brauche. Clotilde habe ihr zahllosemal versprochen, unter allen Umständen für das Kind zu sorgen, sobald es zur Jungfrau herangereift sein werde, und was die Baronin verspreche, das halte sie auch!

Trotz alledem machte Andreas sich Vorwürfe über sein eigenes Handeln. Es wäre, mußte er sich sagen, ja alles ganz anders gekommen ohne die Aufnahme seiner Schwester in die Försterei. Und doch sah er nirgends einen Ausweg, konnte nirgends ein Mittel entdecken, das er mit Erfolg hätte anwenden können!

War es da wol zu verwundern, daß es ihm nach und nach immer weniger im eigenen Hause gefiel? Er fühlte sich überflüssig zwischen Frau und Schwester, die einander das ganze Jahr lang auch nicht ein freundliches Wort gönnten, und von denen jede darauf zu studiren schien, der andern irgendetwas Verletzendes zu sagen oder etwas zu thun, was diese verdroß. Am ärgsten in dieser Hinsicht trieb es Kathrine, die ihn deshalb oft erzürnte und manchmal noch spät abends wieder aus dem Hause jagte.

Wunderlich in fast allen Dingen, hatte sie auch eine seltsame Liebhaberei für Thiere, welche mehr zur Plage der Menschen als zu deren Erheiterung dazusein scheinen. Kathrine mochte die Fliegen leiden, ja oft sagte sie sogar, daß sie dieselben überall liebe, nur nicht im Speisegewölbe. Andreas wollte diese Liebe früher nicht an seiner Schwester bemerkt haben, diese aber beharrte auf ihrer Behauptung und widmete fortan den im Hause vorhandenen Fliegen eine höchst verwunderliche Pflege.

Andreas merkte die Absicht und ward sehr verstimmt durch die Entdeckung dieser neuen Eigenheit an seiner ohnehin nicht liebenswürdigen Schwester. Cornelie machte Jagd auf jede in ihr Zimmer dringende Fliege, weil sie ihre Zeichnungen und feinen

Handarbeiten befleckten, und — gerade darum mußten sie gepflegt werden! Schlimmer noch war ein anderer fast krankhafter Hang Kathrinens, den sie indeß schon als Kind gezeigt hatte. Sie liebte nämlich Spinnen abzurichten. Am liebsten waren ihr gerade die häßlichen, langbeinigen Winkelspinnen, deren Klugheit sie höchlichst pries und an denen sie nur einen einzigen widerwärtigen Fehler entdeckt haben wollte: ihre Vorliebe für stümperhaftes Fortepianospiel! In einigen Winkeln des Hauses, wohin so leicht niemand kam, hielt Kathrine eine recht anständige Anzahl Spinnen. Die gelehrigen Thiere gewöhnten sich denn auch sehr bald an ihre Beschützerin, erschienen auf ihren Ruf und verschmähten es nicht, auf die Hand der alternden Jungfrau zu spazieren, wenn es dieser gerade genehm war. Dagegen flößte Cornelie auch die kleinste Spinne Furcht, ja geradezu Entsetzen ein. Sie konnte von krampfhaftem Zittern ergriffen werden, wenn ihr eins dieser Thiere zu nahe kam, und sie war demnach die unerbittlichste Vertilgerin derselben.

Diese Schwäche Corneliens benutzte nun Kathrine in wahrhaft dämonischer Weise. So oft die Schwägerinnen sich durch Worte oder Blicke recht empfindlich gekränkt hatten, wußte Kathrine eine ihrer ge-

horsamen Spinnen unbemerkt mit in das Zimmer Corneliens zu bringen und sie dicht am Sitze der verhaßten Schwägerin über den Tisch laufen zu lassen. Das grelle Aufschreien der Entsetzten, ihr Erbleichen und Zittern amusirte die Boshafte, und indem sie ein schadenfrohes, verächtliches Lachen aufschlug, fing sie das Thier wieder ein und trug es mit derselben Aufmerksamkeit fort, als sei es ein schön singender Canarienvogel.

Unzähligemal hatte sich Kathrine schon diesen nichtswürdigen Scherz erlaubt, der Cornelie fast jedesmal krank oder doch auf Stunden elend machte, ohne daß sie es Andreas gegenüber eingestand. Denn so wenig Cornelie selbst von ihrer Schwägerin sprach, so wenig beklagte sie sich über ihr Betragen. Die abscheuliche Neckerei mit den Spinnen aber konnte sie unmöglich mit Stillschweigen übergehen, und dies veranlaßte den Förster, seine Schwester zur Rede zu setzen.

Kathrine leugnete und bezichtigte Cornelie der Verleumdung. Hildegarde bestätigte die Angaben der Mutter. Es kam nun zwar zu keinem Beweise, aber die Verstimmung der Hausgenossen untereinander ward von Stund' an noch ärger. Andreas, der seine Schwester bis dahin für durchaus wahr gehal-

ten hatte, ward mistrauisch gegen sie und machte kein Hehl daraus, und Cornelie gab sich die möglichste Mühe, ihre Feindin in Gegenwart des Gatten auf frischer That zu ertappen.

Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Die unter einem Dache lebenden Feindinnen hatten eben eine ihrer Streitscenen aufgeführt, als Andreas heimkehrte. Mangel an Glück auf der Jagd machte auch ihn mürrisch, und da er auf den ersten Blick sah, wie der Barometerstand im Hause beschaffen sei, wollte er nach kurzer Rast wieder forteilen. Da bat ihn Cornelie unter vier Augen, er möge ihr zu Liebe in der Dunkelheit unbemerkt wieder nach Hause kommen und sich in der anstoßenden Kammer verbergen. Beim ersten lauten Ruf, den er höre, möge er eiligst eintreten, er werde alsdann erkennen, wie oft sie ungestraft eine unwürdige Behandlung sich gefallen lassen müsse!

Andreas war anfangs nicht geneigt, dem Wunsche seiner Frau zu entsprechen, Cornelie bat aber so lieb und blickte ihn durch Thränen lächelnd so bezaubernd an, daß er sich zu der verlangten Zusage fortreißen ließ. Zurücktreten konnte er nicht mehr, und so schlüpfte er denn glücklich in sein Versteck, ohne daß Kathrine seine Anwesenheit im Schlafzimmer ahnte.

Kaum ward Licht angezündet, als die Schwester, eine Menge schadhafter Wäsche im Arm, ihren Platz am Tische einnahm. Hildegarde saß zwischen Mutter und Tante und las ersterer die neueste Erzählung von Gustav Schilling vor, die sie tags vorher von der Baronin von Kaltenstein erhalten hatte. Es verging keine Viertelstunde, als ein gellender Angstschrei das Ohr des erwartungsvoll Harrenden traf. Dann hörte er einen dumpfen Fall und das häßlich kalte Lachen seiner Schwester.

Beim Eintritt ins Wohnzimmer, wo sein Erscheinen eine merkwürdige Verwandlung in Kathrinens Wesen hervorbrachte, sah er zu seinem größten Erstaunen ein paar große Spinnen mitten über den Tisch laufen. Die Thiere nahmen sich Zeit, als gehorchten sie einem unsichtbaren Lenker, und es lag am Tage, daß sie nicht durch Zufall dahin gekommen waren. Cornelie hatte im Schreck den nächsten Stuhl umgestoßen und dabei sich einen Finger verstaucht. Sie zitterte vor Angst und Schmerz und schrie mehrmals nach Hülfe.

Diese Scene versetzte Andreas in heftigen Zorn. Er schalt die überraschte Kathrine mit zornigen Worten, duldete keine Widerrede und trieb sie in seiner Aufregung zuletzt ziemlich unsanft aus dem Zimmer.

Cornelie erreichte durch Anzettelung dieser kleinen Intrigue wenigstens die Verbannung der Schwägerin aus ihrem Zimmer. Andreas machte das Fortbleiben aus demselben so kurz und barsch zur Bedingung des Verbleibens seiner Schwester im Hause, daß Kathrine sich gegen diesen Befehl doch nicht ohne weiteres aufzulehnen wagte.

Dafür trug sie von Stund' an dem Bruder den ihr gespielten Streich in rachsüchtigem Herzen nach. „Er ist nicht ehrlich gegen mich, folglich brauch' ich es auch nicht gegen ihn zu sein." So lautete der Refrain aller Gedanken, denen Kathrine Gehör gab, und nun begann in dem alten Försterhause ein solches Heuchelsystem, daß keiner dem andern mehr traute, alle gegeneinander intriguirten und heimlich sich Schlingen zu legen bemüht waren. Hätte dies consequent fortgesetzte Intriguenspiel nicht unter freundlicher Maske sich klug verborgen, so würde man in einen Abgrund trauriger Verirrungen hinabgeblickt haben, wie sie gegenseitige Abneigung, Egoismus, Genußsucht und ungezähmte Leidenschaften immer erzeugen müssen.

Nach diesem Siege über ihre Schwägerin schritt Cornelie bedeutend hochmüthiger als früher einher. Sie konnte nicht umhin, ihrer Freundin den Verlauf

der Sache mit entsprechenden Ausschmückungen zu erzählen und diese zugleich aufzufordern, die ungebildete Person jetzt ebenfalls fühlen zu lassen, wie unbedeutend und untergeordnet eigentlich die Stellung sei, die sie mit so großen Prätensionen behaupte.

Clotilde war gern dazu bereit, denn auch sie haßte Kathrine, weil die rücksichtslosen Aeußerungen derselben ihre Vergangenheit mit Makeln belud, an welche mehr denn einer glauben mochte. Gegen diese geschickt in Umlauf gesetzten Erzählungen konnte und wollte sich die Edelfrau nicht direct vertheidigen, weil das zu Weiterungen hätte führen müssen, welche zu vermeiden die aus unbekannten Kreisen Emporgestiegene ebenfalls ihre sehr gewichtigen Gründe hatte. Es blieb also, um Böses mit Bösem zu vergelten, auch für die gekränkte Baronin nur der Weg heimlicher Verfolgung übrig.

Bis zu diesem Wendepunkte im Leben des Försterhauses war die Baronin von Kaltenstein nur selten in der Försterei gesehen worden. Cornelie besuchte mit ihrer Tochter lieber das eine Stunde Wegs in höchst romantischer Gegend gelegene Gut ihrer Freundin. Jetzt aber trat infolge getroffener Abkunft zwischen beiden gleichgesinnten und einmüthig handelnden Frauen das umgekehrte Verhältniß ein. Es verging

selten ein Tag, wo Clotilde nicht auf dem Hofe der Försterei vorfuhr, um einige Stunden in vertrautem Verkehr mit Cornelie und Hildegarde zuzubringen.

Schon diese beinahe fortdauernde Anwesenheit der „Gnädigen", wie man der Kürze wegen die Baronin gewöhnlich nannte, hielt Kathrine fern von ihrer Schwägerin. Dies würde indeß keinen besondern Eindruck auf die am liebsten mit Scheuern und Waschen Beschäftigte gemacht haben, allein, daß sie auf Befehl Corneliens oder gar der „Gnädigen" kochen und backen mußte, und daß dieser Befehl ihr nicht selten durch den Mund der immer übermüthiger sich geberdenden Hildegarde kund gegeben ward, das verdroß und ergrimmte sie.

Das zu blühender Schönheit heranwachsende junge Mädchen ward von Mutter und Baronin immermehr verzogen, und wenn Kathrine in sehr vielen Dingen die abstrusesten Ansichten hatte und aussprach, so mußte ihr doch jeder Unbefangene recht geben in dem abfälligen Urtheile, das sie über Hildegardens thörichte „Heranbildung fürs Leben", wie Clotilde sich ausdrückte, fällte. Das arme Kind hatte selbst keine Vorstellung von der Schädlichkeit der ihr zu Theil werdenden Erziehung. Sie befand sich wohl im steten erheiternden Umgange mit ihrer Mutter und

der sie verzärtelnden Freundin. Sie eignete sich die Urtheile derselben über Menschen und Dingean, und sah, was gar nicht zu vermeiden war, mit souveräner Verachtung auf die bäuerisch derbe, ja ungeschliffene Tante herab.

Selbst dem Vater gegenüber nahm Hildegarde jetzt ein hochfahrendes Wesen an. Sie hatte bemerkt, daß ihr Vater in den meisten der Mutter wie der Baronin geläufigen Dingen nicht eben sehr zu Hause sei, und dies Erkennen eines vorhandenen Mangels verminderte ihre Achtung. Der großentheils nur mit praktischen Dingen beschäftigte Förster, der von Natur keine Anlage besaß, ein Gelehrter zu werden, konnte sich keiner Kenntnisse weder in Literatur noch Kunst rühmen. Er hatte ebenso wie seine Schwester in seinem ganzen Leben nie eine Zeile weder von Goethe noch Schiller, viel weniger noch von Jean Paul oder Tieck gelesen. Er wußte nur, daß es Leute dieses Namens gegeben hatte und daß sie viele, viele Bücher geschrieben haben sollten. Daß man so viel aus ihnen mache, begriff er nicht, und dies lag wieder in seiner Erziehung.

Der alte Prediger Frei, ein Theologe ältesten Zuschnitts, der sich bäuerisch kleidete, um seinen Beichtkindern ein gutes Beispiel zu geben, der sogar

seine Predigten am liebsten im Dialekt seiner gläubigen Zuhörer hielt und dadurch den gewandten Gebrauch der hochdeutschen Sprache nach und nach fast ganz verlernte, war in seiner Art ein gelehrter Mann gewesen. Er verstand zur Genüge hebräisch, um das Alte Testament in der Ursprache lesen zu können, besser noch war er im Griechischen zu Hause, und als eines Tags der vom Wetter geschwärzte Knopf des Kirchthurms abgenommen wurde, um neu im Feuer vergoldet zu werden, erzählte er dies wichtige Ereigniß in einem auf schönstes Pergament lateinisch geschriebenen Aufsatze der Nachwelt, der stilistisch nur wenig zu wünschen übrig ließ. Pastor Frei war, wie sehr viele seiner Collegen, ein einseitig classisch gebildeter Theologe. Für gebildet galt ihm überhaupt nur derjenige Mensch, welcher Latein verstand, es sprechen und schreiben konnte. Jeder nicht damit Vertraute war und blieb in seinen Augen, und wäre er von andern Kenntnissen übergeflossen, ein homo rusticus. Geistige Begabung, Talent, schöpferische Gedanken achtete er für nichts, und wer gar in deutscher Sprache Gedichte schrieb, mit dem zu verkehren hielt er entschieden unter seiner Würde.

Pastor Frei unterrichtete seine beiden Kinder selbst und impfte ihnen natürlich frühzeitig, soweit dies

möglich war, seine eigenen Ansichten ein. Kaum hatten Andreas und Kathrine lesen, schreiben, rechnen und etwas Geschichte gelernt, so fing der gelehrte Landprediger an, beiden die Elemente der lateinischen Sprache beizubringen. Wäre Andreas nicht frühzeitig aus dem Hause gekommen, so würde Kathrine wahrscheinlich ganz artige Fortschritte im Lateinischen gemacht haben, denn sie faßte leicht und übersetzte mit Andreas um die Wette den Cornelius Nepos. Des Vaters früher Tod machte der Fortsetzung dieses Bildungsgangs unerwartet schnell ein Ende und leitete die verwaiste Tochter auf Wege, die ihrer Charakteranlage wenigstens mehr zusagten als das Erlernen einer fremden und noch dazu todten Sprache.

Die Bibliothek des Pastors war reich an Ausgaben alter Classiker, von deutschen Büchern aber befanden sich in derselben nur theologische und streng ascetische. Die deutsche Nationalliteratur war gar nicht vertreten. Der sonst sehr gelehrte Prediger hatte von dem Werden der Sprache, die er doch seine Muttersprache nannte, nicht einmal eine Ahnung. Daß es eine Geschichte der deutschen Literatur gäbe und daß es der Mühe werth sei, dieselbe kennen zu lernen, war ihm ebenfalls unbekannt. Und so verirrte sich denn in Haus und Familie des Pastors

Frei kein einziges deutsches Buch von wirklich litera-
rischer Bedeutung.

So kam es, daß Andreas und Kathrine wol nach und nach einige Namen deutscher Classiker kennen lernten, nie aber ein Werk derselben wirklich zu sehen bekamen. Später nahmen die Sorgen des Lebens beide Geschwister gefangen, und an ein Nachholen des Versäumten war um so weniger zu denken, als das Bedürfniß nach Vermehrung tieferer Bildung im Grunde beiden abging.

Hildegarde, durch ihre Mutter von Kindesbeinen an echt schöngeistig erzogen, wußte in Schiller und Goethe, in Bürger und Lessing wenigstens so gut Bescheid wie im Großen Katechismus, und es kam dem schnell sich entwickelnden Mädchen daher sehr wunderlich, ja bedenklich vor, daß der Vater von alledem nichts wußte. Sie lachte ihn gelegentlich aus, wenn er seine gänzliche Unkenntniß durch Fragen noch mehr bethätigte, und verwies ihr der Vater das Ungehörige dieses Benehmens, so flüchtete die Verzogene schmollend in die Arme der Mutter oder der Baronin, die dann nicht unterlassen konnten, prickelnde Bemerkungen über die so mangelhafte Bildung des Försters zu machen.

Alles dies misfiel Andreas in höchstem Grade.

Er gab im stillen der Schwester recht, die in ihrer Verstimmung vor dem Auge des bangen Vaters ein Bild der Zukunft Hildegardens entrollte, das oft sein Herz zum Stillstand brachte. Aber er besaß keine Macht, um dem Unfuge zu steuern. Mit Kathrine mochte er sich auch nicht des weitern darüber aussprechen, denn er traute ihr nicht und fürchtete, von ihr verleitet, nur noch größere Misgriffe zu thun als bisher.

In dieser Noth verfiel Andreas auf einen ganz seltsamen Gedanken. Sein Beruf brachte ihn mit einer Menge Menschen in Berührung, deren Bildungsfonds fast nur aus eigenen Erfahrungen oder aus Ueberlieferungen anderer bestand. Die meisten hatten wenig gelernt, dennoch füllten sie ihre Stelle im Leben vollkommen aus, waren geachtet, oft geliebt, und man mußte sie für tüchtige Menschen halten. Solche durch das Leben gebildete, durch Erfahrungen gereifte Naturen machen sich gern ihre eigenen Gesetze, denen sie nachleben, solange es irgend geht. Weidmänner namentlich leben sehr oft auf gespanntem Fuße mit der gewöhnlichen Welt. Ihr Beruf, ihr Umgang mit der Natur, ihr Aufenthalt in rauschenden, einsamen, oft genug auch unheimlichen Forsten

erzeugt jene zahllosen Sagen, denen der Aberglaube einen so eigenthümlichen Zauber verleiht.

Andreas hörte unter seinen Collegen immer von Dingen sprechen, die er nicht verstand. Der eine hatte vor Jahren in den böhmischen Wäldern die Bekanntschaft eines Wilddiebes gemacht, der im Besitz des Geheimnisses war, sich fest und unsichtbar zu machen, ja er rühmte sich, dem verwegenen Menschen dies Geheimniß abgekauft zu haben. Ein anderer wollte schon vor längern Jahren Freikugeln gegossen, nie aber Gebrauch davon gemacht haben und zwar deshalb nicht, weil ihm jedesmal ein fürchterliches Grauen überkommen war, wenn er die verhängnißvolle Kugel in seine Büchse hatte laden wollen. Noch andere verstanden die Orte zu ermitteln, wo, dem Volksglauben nach, Gold vergraben lag, und meinten, sie würden nicht anstehen, davon Gebrauch zu machen, wenn es ihnen je einmal im Leben an dem Nöthigen fehlen sollte.

Wie Noth und Unglück häufig die Mutter des Verbrechens sind, so reizen geheimnißvolle Andeutungen selbst Besonnene bisweilen zu gefahrvollen Unternehmungen. Andreas war nicht frei von abergläubischen Meinungen. Er hatte sie theils mit der

Muttermilch eingesogen, theils waren sie ihm in seinem spätern Jägerleben gleichsam angeflogen.

„Es könnte ja doch sein, daß diese zuversichtlich Sprechenden mehr wüßten als wir andern", dachte er, und beschloß eine Probe zu machen.

Weshalb? — Aus Liebe zu Hildegarde, die seine Unkenntniß belächelte, und die von ihrer eigenen Mutter zu einem Leben in der vornehmen Welt erzogen ward, ohne daß er es zu hindern vermochte!

„Mein einziges Kind soll durch mich nicht unglücklich werden!" rief sich Andreas zu. „Es soll aber auch die Prophezeiung meiner erbitterten Schwester sich nicht erfüllen! Gelingt es mir, ein Vermögen zu erwerben, so kann Hildegarde, sobald sie erwachsen ist, in die Welt treten und theilnehmen an den Vergnügungen und Genüssen der Vornehmen, für die sie einmal erzogen worden ist. Dann wird sie glücklich sein und nicht mehr über meine Unwissenheit lächeln."

Einmal von diesem Gedanken erfaßt, konnte sich der Förster desselben nicht mehr entschlagen. Er suchte das Vertrauen der Männer zu gewinnen, die so oft mit ihrem Wissen geprahlt hatten, aber seine ursprünglich edle Natur sträubte sich gegen jede Handlung, die er vor seinem Gewissen nicht hätte verantworten können. Er wollte sich erst von der Wahrheit des

Gehörten überzeugen, ehe er ein Eingeweihter, ein Wissender zu werden begehrte.

In seinem Hause befand sich Andreas schon lange nicht mehr wohl, und wenn er nicht erschien, so vermißte man ihn auch nicht. Ein Umgang mit seiner Schwester gewährte ihm keine Erholung, und seiner Frau konnte er nach seinem Dafürhalten nichts geben und sein. Er wäre ganz überflüssig gewesen, wenn nicht sein Beruf und die Stelle, welche er durch die Gunst des ihm befreundeten Barons bekleidete, die Seinigen ernährt hätte.

Zur Ermittelung der Geheimnisse, in deren Besitz Andreas zu gelangen wünschte, war der Behauptung seiner wissenden Collegen zufolge die Nacht die allein günstige Zeit. Andreas blieb deshalb wöchentlich einigemal bis nach Mitternacht außer dem Hause. Dies konnte aber nicht geschehen, ohne daß Kathrine ihre Einwilligung dazu gab; denn seit der Ueberraschung ihres Bruders, die zu so liebloser Behandlung seinerseits führte, hatte sie unter allerhand Vorwänden sich des Hausschlüssels bemächtigt und legte diesen nie wieder aus der Hand. Sobald es zu dämmern begann, schloß die aufmerksame, auf ihre Stellung und Macht im Hause eifersüchtige Schwester des Försters die Hausthür, und niemand konnte die

wohlverwahrte Försterei betreten ohne ihren ausschließlichen Willen. War endlich jeder im Hause, dann ging auch Kathrine zur Ruhe und legte den Schlüssel, um ihn sicher zu verwahren, unter ihr Kopfkissen.

Kathrine machte ein sehr verwundertes Gesicht, als ihr Bruder eines Tags von ihr den Hausschlüssel verlangte.

„Gebe ich nicht!“ lautete die kurze Antwort.

„Ich brauche ihn“, versetzte ebenso kurz der Förster.

„Um des Nachts auf den Anstand zu gehen?“ erwiderte die Schwester. „Schweig', Andreas! Mir drehst du keine Nase!“

„Ueber meine Handlungen gestehe ich dir kein Urtheil zu. Genug, ich werde von jetzt an, weil ich nicht anders will, für gewöhnlich erst spät nach Hause kommen.“

„Du wirst mich stets deiner harrend finden“, sagte ebenso entschlossen die hartnäckige Schwester.

„Das verlange ich nicht; es würde deiner Gesundheit schaden.“

Kathrine lachte.

„Sorge dich nicht“, versetzte sie. „Ich bin kein nervenschwaches Dämchen, das sich durch Lesen und

Klimpern aufreibt. Meine Natur verträgt, gottlob! einen Puff, und darum werde ich Wache halten!"

Alles Zureden und Vorstellen machte die Hartnäckige nicht andern Sinns, und da sie klug genug war, des Bruders Verlangen ganz in der Ordnung zu finden, so wollte dieser nicht weiter auf seinem Vorsatze bestehen, und gab endlich nach. Kathrine blieb im Besitze des Hausschlüssels, und der Förster hatte nie Ursache, über Saumseligkeit der stets wachsamen Schwester Klage zu führen.

Sechstes Kapitel.

Unvermuthete Katastrophe.

Cornelie, der es im Umgange mit Clotilde nie an Unterhaltung fehlte, vermißte ihren Mann eigentlich nicht, dennoch aber mußte es ihr auffallen, daß Andreas sich fast gar nicht mehr sehen ließ. Kam er wirklich zu ihr, so war er meistens still, ohne doch verstimmt zu sein. Er schien immer in Nachdenken versunken, was Cornelie aus seinen Antworten abnahm, die häufig nicht passen wollten. Auch war seines Bleibens selten lange. Namentlich beeilte er sich wieder fortzukommen, wenn die Baronin bei Cornelie weilte oder, was nicht selten der Fall war, wenn Mutter und Tochter ein classisches Drama zusammen laut vorlasen. Angeblich, um nicht zu stören, da er an solcher Unterhaltung theilzunehmen sich nicht entschließen konnte, verließ dann Andreas ge-

wöhnlich sehr bald Zimmer und Haus, und Cornelie hörte ihn regelmäßig erst spät nach Mitternacht wieder heimkehren.

Obwol die vornehme Försterin kein Recht hatte, sich über die Vernachlässigung ihres Mannes zu beklagen, fühlte sie sich doch empfindlich dadurch beleidigt. Sie ließ Andreas dies merken, der seinerseits wieder nicht weniger verletzt sich zeigte. Da beide Eheleute sich aber nie offen gegeneinander aussprachen und der Verstimmung, die sich dauernd ihrer zu bemächtigen drohte, auf den Grund gingen, so ward das Verhältniß immer peinlicher, immer gespannter.

Wenige Monate genügten, Cornelie und Andreas einander geistig und gemüthlich völlig zu entfremden. Die Frau war oft so gereizt, daß sie bei jedem Worte, welches Andreas an sie richtete, mit einer so nonchalanten Miene widersprach, daß ziemlich viel Selbstbeherrschung erforderlich war, um ein so ungehöriges Benehmen zu ertragen. Andreas aber schwieg, um die Dinge nicht noch schlimmer zu machen und den ohnehin schon genugsam gestörten Hausfrieden völlig aufzuheben. Allein in demselben Verhältniß, wie Cornelie sich gegen ihn unachtsam betrug, trat er kühl und unzugänglich gegen die Frau auf. Er war nicht mehr aufmerksam, nicht mehr gefällig. Auf Wünsche

und Bitten achtete er nur selten noch und häufig strafte er Cornelie dadurch, daß er gerade das Gegentheil von dem that, was sie wünschte oder begehrte.

Für die haßerfüllte Kathrine war dies traurige Zerfallen einer ursprünglich glücklichen gegenseitigen Neigung ein Hochgenuß. Sie schürte das um sich fressende Feuer der Zwietracht, statt, was wol in ihrer Macht gestanden hätte, es zu löschen, ohne die Folgen zu bedenken, die daraus entstehen konnten.

Um das Treiben ihres Bruders machte sich Kathrine keine Sorgen. Er war ja ein starker, kräftiger Mann, den die Natur mit gesundem praktischen Verstande begabt hatte, er mußte mithin sich über sein Thun selbst Rechenschaft ablegen können. Daß er sich aber mit ungewöhnlichen Dingen abgab, bemerkte die scharf beobachtende Schwester doch frühzeitig. Sein Aussehen veränderte sich, seit er so oft des Nachts außer dem Hause weilte, auffällig. Er ward hagerer, sein Gang unsicher. Gebückt, als drücke ihn eine schwere Last, schritt er, scheue, forschende Blicke nach allen Seiten entsendend, durch den Forst. Sein Auge war nie frei; es blickte scheinbar mehr nach innen als nach außen oder starrte düster vor sich hin ins Leere. Die von Natur scharfen Züge seines Gesichts

mit der großen Adlernase traten noch schärfer hervor und gaben ihm, namentlich im Zwielicht, etwas Geierartiges.

Man konnte es dem Förster ansehen, daß er nicht glücklich war. Einzelne kannten die Ursache seines Kummers, die meisten aber, die ihm ferner standen, konnten nicht begreifen, weshalb der so gut situirte Förster, der Freund und Kumpan des noch immer lebenslustigen und abenteuersüchtigen Barons, vor der Zeit so mürrisch, verschlossen, menschenscheu und infolge dessen alt werde.

Was aber trieb Andreas? wird man fragen. Um dies zu erfahren, müssen wir ihn auf seinen nächtlichen Gängen begleiten. Diese führten ihn mit jenem bereits erwähnten Wilddiebe, einem höchst verwegenen Menschen, dem man alles zutrauen durfte, und einem gewesenen Förster, der jedermann Furcht einflößte, bei dem Landvolke aber als Herenmeister in großem Ansehen stand, zusammen. Die beiden letztern nahmen ihren Schüler an einer schwer zugänglichen Stelle des tiefsten Forstes in Empfang, geleiteten ihn auf Schleichwegen tiefer in das Gebirge und rasteten hier in der Höhle eines phantastischen Sandsteinfelsens, dem Schälksteine. Da störte die drei Männer niemand in ihren Gesprächen und Beschäftigungen, und hier unterrichteten die

Wissenden den unglücklichen Förster in allerhand ihm noch unbekannten Weidmannskünsten.

Andreas war ein gelehriger Schüler. Er begriff leicht und that es binnen kurzem seinen unheimlichen Meistern gleich. Es war aber bei all den Kunstgriffen, welche diese ihm beibrachten, eine sehr fatale Bedingung, der sich der Förster fügen mußte, wenn er überhaupt etwas erfahren wollte. Die Freikugeln, die er in einer schauerlichen Sturmnacht goß, durfte er nur dann gebrauchen, wenn seine Büchse mit den gewöhnlichen Kugeln während eines ganzen Jagdtags kein einziges Wild erlegte. Ebenso war es mit dem Ringe, den der alte Förster Zacharias im Winkel ihm einhändigte, und welcher die Eigenschaft besitzen sollte, ihm verborgene Stellen im Walde kenntlich zu machen, wo von alters her Geld und Geldeswerth vergraben liege. Andreas mußte einen haarsträubenden Eid schwören, daß er mit diesem Ringe nur dann zur Zeit des Neumonds den Wald von West nach Ost durchschreiten wolle, wenn wirkliche Noth ihn dazu zwinge, und zwar zwischen elf und eins, ohne je einem frommen Gedanken oder guten Wunsche sich hinzugeben.

Diese und andere ebenso wunderliche als geheimnißvolle Dinge theilten die beiden unheimlichen Men-

schen dem armen Andreas mit. Ob der Förster wirklich daran glaubte, wissen wir nicht. Jedenfalls war er der Ansicht, es könne nicht schaden, wenn man mit Geheimnissen, welche andern der Sage nach Vortheil gebracht hätten, ebenfalls vertraut sei. Er schwur daher die verlangten schrecklichen Eide, versah sich mit den angeblich nie fehlenden Freikugeln, verwahrte den noch kostbarern Zauberring, der die Stelle einer Wünschelruthe vertreten sollte, sorgfältig und schaffte sich, ebenfalls nach Anweisung seiner Lehrmeister, diejenigen Schriften an, deren genaues Studium ihn vollends in allem Nöthigen unterweisen sollte.

In diesen Schriften las er fleißig, wenn er daheim blieb. Kathrine lachte heimlich darüber, denn sie gehörte zu den starken Geistern, die gar nichts glauben. Aber sie hütete sich wohl, den Bruder durch ihre Bemerkungen schwankend zu machen. Warum sollte Andreas nicht auch ein Steckenpferd haben, da doch Frau und Tochter die ihrigen so wacker tummelten? Uebrigens errieth sie alsbald richtig den eigentlichen Zweck der Studien ihres Bruders, und zuckte darüber halb mitleidig, halb wegwerfend die Achseln.

Eines Tags im Spätsommer war Cornelie mit Hildegarde nach Kaltenstein gefahren, während An-

dreas im Forste weilte. Kathrine, trotz des directen Verbots, das ihr diesmal die Schwägerin noch an der Hausthür zurief, drang in das Wohnzimmer der Försterin, und that sich im Aufräumen und Abbürsten eine rechte Güte. Sie öffnete dabei alle Fenster, da nicht wenig Staubwolken aufstiegen. Mochte es nun Cornelie auf Kaltenstein nicht behagt haben, weil sie ein paar alte, häßliche, auf ihren Stammbaum lächerlich stolze, adeliche Fräulein, entfernte Verwandte Clotildens, vorfand, die sie kaum über die Achsel ansahen, oder hatte sie eine Ahnung von Kathrinens Vorhaben; genug, sie kehrte, und zwar zu Fuß — weil die alten Fräulein die Equipage der Baronin in Anspruch nahmen — viel früher, als Kathrine erwartete, in die Försterei zurück. Geärgert und von ungewohntem Gehen stark erhitzt, gerieth Cornelie beim Anblick der offenen Fenster ihres Zimmers, aus denen Staubwolken quollen und die kreischende Commandostimme ihrer fegenden Schwägerin ihr entgegenschallte, in den heftigsten Zorn.

Hildegarde bemühte sich vergeblich, die Mutter zurückzuhalten. Cornelie eilte in das Forsthaus, lief die Treppe hinan und stand keuchend auf der Schwelle, ehe Kathrine eine Ahnung von der Rückkehr ihrer Schwägerin hatte. Es folgte nun ein Auftritt, der

alle frühern Zwistigkeiten der beiden Schwägerinnen an Heftigkeit weit übertraf. Die vornehme Gelassenheit, mit welcher Cornelie die laut keifende Kathrine gewöhnlich noch mehr in Harnisch brachte, machte diesmal einem Schwall erbitterter Worte Platz. Die Schwägerin blieb der Zürnenden nichts schuldig, und so endigte denn der unerquickliche Auftritt zuletzt mit gänzlicher Erschöpfung Corneliens, der eine lange nicht simulirte Ohnmacht folgte.

Als Andreas spät abends nach Hause kam, war er verwundert, Hildegarde seiner harrend zu finden. Das Mädchen hatte geweint und war sehr bewegt. Sie erzählte dem Vater das Vorgefallene und bat im Namen und Auftrage ihrer entsetzlich angegriffenen Mutter, er möge der so ganz rücksichtslosen Tante den fernern Aufenthalt in der Försterei, wo sie doch immer von neuem Zwietracht stifte, nicht mehr gestatten.

Der Förster blieb, wie immer, sehr kühl bei diesen Eröffnungen. Mit der trockenen Bemerkung, er wolle sich die Sache überlegen, und ehe er einen Entschluß fasse, auch die Tante hören, wies er Hildegarde ab. Diese eröffnete jetzt dem Vater, daß die Mutter sehr leidend sei und ihn zu sprechen wünsche.

„Morgen", versetzte der Förster, und stellte Büchse und Weidtasche in den Gewehrschrank.

„Die Mutter war ohnmächtig", sprach Hildegarde schüchtern.

„Gib ihr kaltes Wasser, das stärkt! Sie trinkt ohnehin zu viel Thee."

„Sollten wir nicht lieber zum Arzt schicken?"

„Die Natur hilft sich immer von selbst. Gute Nacht! Ich bin müde und bedarf der Ruhe."

So endigte die kurze Unterredung der Tochter mit dem Vater. Andreas meinte es ganz so, wie er sprach. Er kannte die vornehmen Launen seiner Frau und glaubte durchaus nicht, daß sie wirklich krank sei. Cornelie dagegen, die sich ungewöhnlich echauffirt hatte, und später in der Aufregung und während des lange anhaltenden Streits mit Kathrine nicht auf die Zugluft achtete, die durch Fenster und Thüren strich, lag in heftigem Fieber. Es war ihr, schutzlos, wie sie sich fühlte, jetzt wirklich Bedürfniß, ihr Leid dem Gatten zu klagen, von dem allein sie ja nur Schutz erhalten konnte. Sie brach daher in die bittersten Thränen aus, als die beunruhigte Hildegarde ihr die abweisende kalte Antwort des Vaters überbrachte.

Auch Hildegarde litt, weil sie die Mutter leiden sah. Dem unerfahrenen Mädchen, das immer nur in Zerstreuungen und heitern Bildern lebte, ward bange,

als die Fiebernde zu phantasiren begann. Wie gern hätte sie den Vater gerufen, aber sie durfte es nicht wagen. Er konnte sie ja noch kühler von sich weisen als das erste mal!

So blieb denn Hildegarde wachend am Bette der fiebernden Mutter sitzen, bis der Morgen dämmerte und die bekannten festen Schritte der rüstigen Tante sich hören ließen, die mit lauter Stimme die Dienstboten weckte.

Andreas hatte ruhig geschlafen. Seine Gedanken schweiften in dem Gestrüpp umher am Fuße des Hieronymusfelsen, wo der Volkssage nach viel Geld vergraben liegen sollte. Es war das Vermögen einer Kirche, das man im Siebenjährigen Kriege, als die Heerscharen des Großen Friedrich Sachsen überschwemmten, auf diese Weise zu sichern glaubte. Es wäre nicht nöthig gewesen, denn die gefürchteten Krieger kamen nicht in diese Gegend, das Vermögen blieb aber seitdem verschwunden. Die bis dahin sehr reich gewesene Kirche war jetzt notorisch eine der ärmsten in der ganzen Umgegend. Es ließ sich deshalb nur annehmen, daß die beim Vergraben des Schatzes Betheiligten vor dem Heben desselben gestorben seien oder daß sie die Stelle, wo sie ihn der Erde anvertrauten, selbst nicht wiederfanden.

Auf diese mit dichtem Buschwerk, Kiefern und Tannen, und namentlich mit hohem Heidel- und Preiselbeerkraut bewachsene Stelle war jetzt vorzugsweise das Augenmerk des Försters Frei gerichtet. Es verging selten ein Tag, wo er nicht in dieser Gegend herumstrich. Er kannte hier jeden Fuß Erde, jeden Strauch, jede Gruppe hochgewachsener Tüpfelfarrn. Mehr als eine Stelle, wo man offenbar ehedem in der Erde gewühlt hatte, schien ihm beachtenswerth und er unterließ nicht, sie zu bezeichnen. Trat, wie er vermuthete, in nicht gar langer Frist der Zeitpunkt ein, wo er größerer Mittel bedürftig sein würde, dann wollte er, den geheimnißvollen Ring am Finger, dieser Gegend sich zuwenden, um das vergrabene Geld zu heben, damit er seine verzogene Tochter standesgemäß ausstatten könne.

Als Andreas erwachte, hatte er den Besuch Hildegardens und deren Mittheilung ganz und gar vergessen. Auch Kathrine schwieg, als sie dem Bruder das Frühstück brachte. Sie war wie immer, weder gesprächiger noch verschlossener. Nur auf das Büchlein, das vor dem Bruder lag, und das sich „Weidmannsheil" nannte, warf sie im Vorübergehen einen spöttischen Blick.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Förster sich

gar nicht nach Corneliens Befinden erkundigt hätte, wäre Hildegarde nicht als bleicher, mahnender Bote zu ihm getreten. Andreas konnte, ohne höchst lieblos zu erscheinen, diesen zweiten Ruf nicht unerhört lassen. Er begleitete also die Tochter ans Bett der kranken Mutter.

Cornelie raffte alle Kraft zusammen, um dem Gatten, den sie sich nach und nach selbst entfremdet hatte, ein lebhaftes Bild des zwischen ihr und Kathrine Vorgefallenen zu entwerfen. Andreas hörte zwar geduldig zu, doch glaubte er, seine Frau, die ihm ungewöhnlich aufgeregt vorkam, übertreibe. Sie war heftig, wie nie zuvor, unruhig, voller Leidenschaft. Daß die unglückliche Frau in einem bedenklichen Fieberzustande sich befinde, gewahrte der ziemlich unachtsame Mann leider nicht. Als Cornelie ihre Erzählung geendigt hatte, reichte er ihr die Hand, stand auf und verließ die Kranke mit den Worten:

„Ich werde mit Kathrine sprechen, und finde ich, daß sie in ihrem Eifer zu weit gegangen ist, so will ich ihr für die Zukunft mehr Vorsicht empfehlen, weil du — so — so nervös zu sein glaubst."

Ein unaussprechliches Weh preßte Corneliens Herz krampfhaft zusammen. Sie legte ihre fieber-

heißen Hände über ihre Augen und schluchzte leise, um Hildegarde nicht zu sehr zu beunruhigen.

Andreas hatte gleich darauf mit seiner Schwester eine Unterredung. Kathrine leugnete das Vorgefallene durchaus nicht, gab selbst die Ohnmacht Corneliens zu, behauptete aber mit der in ihrem unbeugsamen Charakter liegenden Bestimmtheit, das gegenwärtige Leiden der Frau Schwägerin sei nichts als Verstellung. Sie wisse sehr wohl, welche Absicht sich hinter dieser Jammermiene verberge, sie sei aber auch fest entschlossen, nicht darauf zu achten, und möchte dem Bruder rathen, ein Gleiches zu thun. Wenn dann die verzogene Dame gewahr werde, daß ihre erheuchelte Krankheit nicht die beabsichtigte Wirkung habe, so werde sie früh genug wieder munter sein. Im Bett leide es sie sicherlich nicht länger, als bis ihre Verführerin, die saubere „Gnädige" von Kaltenstein, mit ihren schnaubenden Apfelschimmeln vorfahre.

Auf diese Behauptung hin ging Andreas Frei unbekümmert seinen Tagesgeschäften nach, ohne einen Arzt für die Kranke rufen zu lassen. Wie fast immer, kam er auch an diesem Tage wieder spät nach Hause. Er fragte absichtlich nicht nach dem Befinden seiner Frau, und die Schwester, die ihm mit grinsendem Lächeln die Thür aufschloß, schwieg ebenfalls. Dies

ließ ihn annehmen, Kathrine habe das Richtige getroffen.

Diesmal ließ Cornelie den erkalteten Gatten nicht zu sich rufen. Auch am nächsten Morgen erschien Hildegarde nicht, um dem Vater Bericht über das Befinden der Mutter abzustatten. Indeß fiel ihm die Ruhe in dem Wohnzimmer Corneliens auf, ebenso das behutsame leise Umherschlürfen der Dienstboten. Nur in den lauten, schallenden Befehlen seiner Schwester, die heute noch viel härter als sonst aussah, sprach sich nichts Ungewohntes aus.

„Ist Cornelie besser?“ fragte er die an ihm ungestüm vorüberfahrende Kathrine.

„Hab' mich seit gestern nicht um den vornehmen Eigensinn gekümmert“, lautete die brutale Antwort.

„Liegt sie noch zu Bett?“

„Gewiß! Sie wird auch nicht eher aufstehen, bis du ihr irgendein anziehendes Geschenk gemacht hast!“

Andreas seufzte und ging nach dem Zimmer, wo Frau und Tochter sich aufhielten. Er trat ein, ohne anzuklopfen. Hildegarde flog ihm mit leisem Wink entgegen und sah ihn flehend mit ihren großen sprechenden Augen an.

„Wie geht's der Mutter?“ fragte der Förster verstimmt.

„Sie leidet sehr“, versetzte die Tochter, zum Bett der Kranken zurückgleitend.

„Aber was fehlt ihr denn eigentlich?“ fragte Andreas weiter, ohne daß Theilnahme in dem Klange seiner Stimme lag.

Hildegarde blieb die Antwort auf diese Frage schuldig. Andreas setzte sich an das Lager Corneliens, erfaßte deren Hand und sagte etwas milder:

„Ist dir sehr unwohl, Cornelie?“

Die Kranke kehrte ihre matten Augen dem Förster zu und sah ihm geraume Zeit in die scharf geschnittenen Züge.

„Verlasse mich heute nicht, Andreas“, antwortete sie. „Ich fühle mich so matt und — und möchte nicht gern allein bleiben.“

„Die Frau Baronin wird dir sicherlich Gesellschaft leisten“, erwiderte der Förster. „Sie war gestern nicht hier. Mich rufen unaufschiebbare Geschäfte.“

„Unaufschiebbare?“ sagte Cornelie zweifelnd. „O, wenn du wüßtest, Andreas —“

„Wie du mit deinem unzeitigen Klagen mich langweilst“, fiel der Förster ein, „so würdest du von mir nicht Dinge verlangen, die ich nun einmal nicht gewähren kann! Der Bursche mag sogleich nach Kaltenstein gehen“, fuhr er fort, „und deiner Freundin

melden, daß du dich unwohl fühlst. Ihre Gegenwart wird dich erheitern, und wenn du sonst etwas auf dem Herzen hast, dessen Mittheilung an jemand dir Bedürfniß ist, so wird die Gnädige dir sicherlich Gehör schenken."

„Du marterst mich, Andreas!" stammelte Cornelie. „Mir ist so angst, ich vermag kaum zu athmen — und alle Gegenstände tanzen vor meinen Augen."

„Schließe sie und siehe zu, daß du schlafen kannst, dann wird dir's besser werden", versetzte mit gleichgültigem Tone der seiner Gattin entfremdete Mann.

„Willst du mich wirklich verlassen?" seufzte Cornelie.

„Ich muß! Heute Abend —"

„Heute Abend!" fiel ihm die Kranke ins Wort. „Bleibe nur nicht bis in die Nacht aus!"

„Ich will mich beeilen."

„Lebe wohl, lieber Andreas!"

Cornelie streckte ihre heiße, zitternde Hand aus dem Bette, der Förster schritt schon der Thür zu. Er gab im Fortgehen nur Hildegarde noch einen Wink, bei der Mutter zu bleiben, ohne sich noch einmal nach der leise Wimmernden umzukehren.

„Ist sie nicht zum Tollwerden lamentabel?" sagte Kathrine, als der Bruder mürrischer denn je

ihr die Hand zum Abschied reichte. „Es ist recht, daß du ihr zeigst, wie wenig sich vernünftige Menschen aus ihrem vornehmen Eigensinn machen.“

Andreas blieb der Schwester auf diese Bemerkung die Antwort schuldig. Er ging in den Forst, um die Holzschläge zu inspiciren. Später näherte er sich wieder dem Orte seiner Sehnsucht und Hoffnung, und zog sich erst, als die Wetterwolken sich drohend vom Westen her über das Gebirge erhoben und die Thiere des Waldes ihre sichern Schlupfwinkel aufsuchten, in tiefen Gedanken langsam zurück.

Bei seiner Heimkunft las er in den verhärteten Zügen seiner Schwester, daß sich während seiner Abwesenheit ein Unglück zugetragen haben müsse. Mit raschen Fragen entriß er der selbst Bestürzten die kalte schreckliche Wahrheit Ein Herzschlag hatte dem Leben der vor wenigen Tagen noch so blühenden Frau unerwartet schnell ein Ende gemacht. —

Siebentes Kapitel.

Der Stiftssyndikus und der Förster.

Nach diesem Einblick in die Vergangenheit der Försterfamilie wenden wir uns jetzt der Gegenwart wieder zu.

Corneliens Tod, die man drei Tage früher noch in stolzer Lebensfreudigkeit gekannt hatte, machte allgemeines Aufsehen. Das feindselige Verhältniß beider Schwägerinnen kannten, wenigstens oberflächlich, alle Umwohnenden, und wennschon die meisten der vornehm gearteten Försterin ihres hochfahrenden Wesens halber und der geringen Achtung wegen, die sie allen andern zollte, nicht eben hold waren, so stand doch Kathrine bei dem Volke noch weit weniger in Gunst. Als eine Art Hausteufel bekannt, trauten ihr viele eher Böses als Gutes zu. Es war daher ganz natürlich und in den Gewohnheiten des Volks und der

Gegend, wo unsere Geschichte sich zutrug, begründet, daß man das Gerücht aussprengte, die „verfumfeite" Kathrine — so nannte man des Försters Schwester wegen ihrer Blatternarben — habe Cornelie etwas angethan. Weiter als bis zu diesem „Anthun" ging man nicht, daran aber hielt man um so fester, je allgemeiner der Glaube an die Möglichkeit, jemand absichtlich und unvermerkt Böses zuzufügen, in der Masse des Volks verbreitet war.

In frühern Zeiten würde Kathrine der Gefahr ausgesetzt gewesen sein, für eine Hexe gehalten zu werden. An Hexen glaubte aber schon längere Zeit auch in diesem von der Welt abgeschnittenen Gebirgswinkel niemand mehr. Nur dem Einflusse böser Wünsche, unheimlichen Schaffens bei Nacht und Nebel war die Mehrzahl noch immer zugänglich, und man begabte mit so gefahrvollen Eigenschaften am liebsten Personen starren oder unliebenswürdigen Charakters. Kaum also verbreitete sich die Kunde von dem plötzlichen Tode Corneliens, so hieß es auch, das hat die böse Kathrine der hübschen Frau angethan!

Bedenklich war das heimliche Flüstern und Vermuthen der Menge dennoch. Die Frau starb, was auch sehr bald bekannt wurde, ohne daß man einen Arzt gerufen hatte, in Abwesenheit ihres Mannes,

mit dem sie seit Jahren nicht mehr in gutem Einvernehmen lebte. Dies Zusammentreffen merkwürdiger Umstände griff sofort nach erhaltener Todesanzeige der Stiftssyndikus Liebner auf.

Noch in der Nacht hatte Förster Frei einen reitenden Boten an diesen nächsten Verwandten seiner verewigten Frau abgefertigt, und schon Tags darauf lange vor Mittag hielt der Wagen des Stiftssyndikus vor dem Forsthause.

Liebner war ein mittelgroßer, behaglicher Mann, von Natur arglos, etwas verschmitzt und als Jurist nicht ängstlich gewissenhaft. Er war nie verheirathet gewesen, weil er sich nicht binden mochte; denn er hatte große Bedürfnisse, lebte sehr verschwenderisch und brauchte demnach viel Geld. Als Advocat erfreute er sich eines wohlverdienten Rufs. Die Landleute pflegten ihm nachzurühmen, daß er alles durchsetze. Wer also eine Streitsache hatte, die sehr verwickelt oder nicht ganz rein war, der wandte sich an den pfiffigen, immer lächelnden Liebner. Abgewiesen ward sicherlich keiner von dem stets heitern und immer schnell entschlossenen Manne. Liebner griff die Dinge ganz anders an als seine Collegen, und da er Glück hatte, gelang ihm vieles durchzuführen, das andere gar nicht anzugreifen wagten.

Damit erwarb sich der gescheidte Anwalt ein reichliches Einkommen, ohne doch Vermögen sammeln zu können. Bei ihm hieß es wörtlich: Wie gewonnen, so zerronnen! Und als später die Praxis nicht mehr zunahm, auch jüngere seinem Beispiele nachzuahmen sich beflissen, mußte Liebner, um seinen Neigungen fröhnen zu können, sich nach einer sichern und reichlich fließenden Erwerbsquelle umsehen. Er fand diese in dem Syndikat des nahen Stifts, eines der Grenze nahe gelegenen Nonnenklosters. Der seitherige Stiftssyndikus hatte wegen vorgerückten Alters die Stelle niedergelegt. Advocat Liebner erhielt dieselbe, da er mit dem Domdechanten in Mariendorf, welcher ein intimer Freund des Bischofs war, in nahen Beziehungen stand und häufig in der gastfreien Dechanei verkehrte.

Die Nachricht von dem plötzlichen, durchaus nicht vorgesehenen Tode seiner Nichte entsetzte den Mann. Auch er kannte die trüben Verhältnisse im Försterhause, obwol Cornelie ihm nie ihr Leid geklagt hatte, und — ein fürchterlicher Gedanke beschlich ihn. Was war nicht alles möglich bei so ganz abnormen Zuständen! Ein einziges übereiltes Wort konnte da zum Aeußersten führen! Aber er verschloß seinen Verdacht in seinem Innern und beeilte sich nur, das

Forsthaus, in dem so urplötzlich der Tod eingekehrt war, zu erreichen.

Andreas empfing den Verwandten auf dem Hofraume. Er sah angegriffen, beinahe verstört aus. Der Stiftssyndikus, welcher den Förster seit Monaten nicht mehr gesehen hatte, fand ihn auffallend verändert. Der Mann und seine ganze Haltung schienen ihm verdächtig. Er begehrte nach kurzem Gruße, zur Leiche Corneliens geführt zu werden.

Der Förster willfahrte diesem Verlangen. In tiefe Trauer gehüllt, traf hier der Stiftssyndikus Hildegarde, die sich nicht von der entseelten Hülle der Mutter trennen mochte. Die Nachtwachen, die heftigen Gemüthserschütterungen, die Thränen, welche das junge Mädchen in Menge vergossen hatte, erhöhten noch den anmuthigen Reiz ihrer Erscheinung. Hildegarde war in ihrer Trauer, ihrem ungekünstelten Schmerze bildschön. Der Stiftssyndikus begriff, daß diese feine, schwebende Gestalt mit den regelmäßigen, sanft gerundeten Zügen, mit diesen großen feurigen und doch schmachtenden Augen der harten Tante mit ihren eckigen Formen und plumpen Gewohnheiten, die sie für Zutraulichkeit ausgab, ein Dorn im Auge sein müsse. Er küßte die Weinende auf die Stirn und sagte ihr einige milde, tröstende Worte. Dann

wandte er sich der Verstorbenen zu, die er lange Zeit sehr aufmerksam betrachtete. Der Förster ging indeß, wiederholt tief aufseufzend, im Zimmer auf und nieder. Draußen ließ sich die dröhnende Stimme Kathrine's hören, die der Hausmagd befahl, die Kuchendeckel dreimal abzuscheuern und sie dann ins Freie zu stellen, damit sie langsam abtrocknen möchten. Die zuverlässige Wirthschafterin dachte wirklich schon an das übliche Leichenmahl, und da ein Förster sich nicht lumpen lassen darf, wollte sie bei Zeiten dafür sorgen, daß es recht stattlich ausfalle und sie bei den Trauerleuten auch Ehre einlege.

Außer einem tiefschmerzlichen Zuge um den Mund der Todten konnte der argwöhnische Liebner nichts Auffallendes an Cornelie entdecken.

„Sie waren nicht zugegen bei dem Tode Ihrer Frau, lieber Cousin?" fragte er, vom Bett zurücktretend, den Förster.

„Leider, leider nicht!" versetzte dieser mit ungeheucheltem Schmerze. „Daß es auch so kommen mußte! Es bringt mich dieser jähe Todesfall um die Ruhe meines ganzen Lebens!"

Der Stiftssyndikus nahm den Arm des Erschütterten, indem er sich die Augen trocknete, und sagte in zutraulichem Tone:

„Wollen Sie mir einige Minuten Gehör schenken?“

Der Förster drückte ihm die Hand.

„Ich möchte allein und ungestört mit Ihnen sprechen“, fuhr der Stiftssyndikus fort.

Andreas nickte und führte den Cousin in sein Privatzimmer. Auf dem Tische am Fenster, das gerade auf den Wald hinaussah, lag ein aufgeschlagenes, sehr zerlesenes Buch, daneben ein Kugelbeutel.

Der Stiftssyndikus setzte sich auf den Stuhl am Fenster, griff nach dem Beutel und ließ die darin befindlichen Kugeln spielend hin- und herrollen. Er hatte sich angewöhnt, bei jedem Gespräche, namentlich aber bei ernsten Verhandlungen, immer etwas in den Händen zu haben.

„Mein lieber Cousin“, begann Liebner die Unterredung mit dem Förster, „der auffällige Tod Corneliens, den ich bis zur Stunde mir selbst noch nicht erklären kann, wird sehr unangenehmes Aufsehen machen. Ich möchte deshalb rathen, lassen Sie die Verstorbene öffnen. Es ist nur, um jedem dummen Gerede von Anfang an den Mund zu verstopfen!“

„Mein Gefühl sträubt sich dagegen“, versetzte Andreas. „Ich hatte Cornelie so lieb — und nun —“

„Eben weil Sie meine Nichte lieb hatten, müssen Sie meinen Rath befolgen!“ sagte der Stiftssyndikus

bestimmter. „Ein officielles ärztliches Gutachten schlägt alle Verleumdung nieder.“

Der Förster blickte den Juristen zornig an.

„Können Sie mir so etwas zutrauen?“ fragte er entrüstet.

„Mein lieber Cousin“, versetzte der Stiftssyndikus, „wir sind allzumal Menschen — Sünder will ich nicht sagen — und unser aller Ruf ist unter Umständen nicht fleckenlos. Mich hält man z. B. für einen Rechtsverdreher, comme il faut, obwol ich mein Gewissen frei weiß von jeder unerlaubten Handlung. Von Ihnen sagt man, Sie seien gegen Ihre Frau in den letzten Jahren kalt und unfreundlich gewesen, und was man von Ihrer Schwester hält, brauche ich wol nicht in Worte zu kleiden. Sehen Sie, lieber Cousin, das sind Häkchen genug, um eine Kette daraus zu schmieden, die sie beide zu Boden werfen könnte, sie lassen sich aber in treibendes Sommergewebe auflösen, wenn Sie auf mich hören wollen.“

„Meine Schwester ist ebenso unschuldig am Tode meiner Frau wie ich selbst“, erwiderte Andreas. „Auf diese Gefahr hin könnten wir einer gegen uns eingeleiteten Untersuchung mit vollkommenster Seelenruhe entgegensehen.“

„Das alles bezweifle ich nicht“, entgegnete der

wohlwollende Stiftssyndikus. Es wäre mir aber doch lieber, wenn überhaupt niemand auf den Gedanken käme, eine Untersuchung nur in Antrag zu bringen. Ich will Ihnen auch meine Gründe sagen, lieber Cousin. — Durch den Tod meiner Nichte sind Sie ein beklagenswerther Witwer und ist Hildegarde eine noch beklagenswerthere Waise geworden. Für die Zukunft dieses niedlichen Kindes muß in bester Weise gesorgt werden. Es könnte dies Schwierigkeiten machen, wenn Corneliens Tod zu Nachfragen Anlaß gäbe; unterbleiben diese, so ist es leicht, dem hübschen Dinge mit ihren Elfenaugen Freunde zu verschaffen. Und Sie selbst, Herr Cousin, und Ihr Fräulein Schwester — na, ich denke, Sie verstehen mich!"

„Nicht ganz, Herr Stiftssyndikus", sagte der Förster, den es verdroß, daß sein Verwandter blos deshalb, weil Cornelie plötzlich gestorben war, an die Möglichkeit eines Verbrechens denken konnte.

„Nicht?" fragte Liebner gedehnt. „Wirklich nicht, Cousin?"

„Auf Ehre und Seligkeit nicht!"

„Nicht so hoch hinaus, lieber Cousin!" fuhr der Stiftssyndikus fort. Er klapperte mit den Kugeln im Beutel und setzte lächelnd hinzu:

„Was ist das?"

„Der gelehrte Herr Cousin wird sich das von einem ungeschulten Jägersmann nicht sagen lassen“, erwiderte Andreas etwas spitzig.

Der Stiftssyndikus wiegte lächelnd seinen Kopf und ließ die Kugeln auf das zerlesene Buch fallen.

„Man muß erst sehen, ehe man urtheilt“, versetzte er. „Jetzt, mein lieber Cousin, kann ich als ehrlicher Mann sagen, daß es neue, blanke Bleikugeln sind. Treffen sie gut?“

Der düstere Blick des Försters, der jetzt seine Gestalt hoch aufrichtete, schien bis in die Eingeweide des so seltsam Fragenden dringen zu wollen.

„Das kümmert doch wol mich ganz allein?“ antwortete er ausweichend.

„Mir persönlich kann es jedenfalls gleichgültig sein“, fuhr der Stiftssyndikus fort, „eine wohlwollende Obrigkeit aber, deren Pflicht es ist, Gesetze und Sitten zu überwachen, hat meines Erachtens auch das Recht, mitunter nach Kleinigkeiten sich zu erkundigen. Es darf ihr z. B. nicht gleichgültig sein, ob die Jäger mit erlaubten oder mit unerlaubten Kugeln schießen.“

„Kugel ist Kugel“, sagte Andreas trotzig.

„Man sollte es meinen“, erwiderte der Stiftssyndikus, „und doch habt ihr Jägersleute darüber euere

eigenen geheimen Ansichten. Mir sind einige bekannt, die noch immer an die alte Fabel von den Freikugeln glauben, und sich dergleichen zu verschaffen suchen, wo und wie sie können."

Andreas ward unruhig und verfärbte sich.

„Das sind Märchen", erwiderte er unachtsam.

„Ich war bis vor kurzem auch dieser Meinung, lieber Cousin, jetzt bin ich eines Bessern belehrt worden. Kennen Sie den Kreuz-Matthes?"

Andreas schwieg.

„Er sitzt seit vier Tagen im Stift, weil sie ihn wieder einmal auf seiner alten Liebhaberei, von den vermorschenden Kreuzen die Bleitafeln und Beschläge zu stehlen, ertappt haben. In frühern Jahren, wo er als Wilddieb bekannt war, nie aber beim Wildern betroffen wurde, gab der verwegene Mensch vor, Handel mit dem so gewonnenen Blei zu treiben. Diesmal ist man ihm besser hinter die Schliche gekommen. Die Nachtgensdarmen verfolgten den Dieb, ohne ihn zu greifen, in der Absicht, seine Helfershelfer kennen zu lernen. Der Kreuz-Matthes ahnte nichts. Er passirte die Grenze, schlich, wie ein Fuchs, durch die dickste Waldung und machte endlich Rast beim Schalksteine. Den Schalkstein kennen Sie doch, Cousin?"

„Gewiß, gewiß!" sagte Andreas, in die Brusttasche seines Jagdrocks langend.

Der Stiftssyndikus stand auf, in der einen Hand die neuen Bleikugeln, in der andern das zerlesene Buch. Er schritt dem Förster entgegen, indem er fortfuhr:

„Dort, in der versteckten Höhle, die ein schmaler Feuerschein an den Wipfeln der Tannen verrieth, überraschten die Verfolger den wilden Gesellen beim Kugelgießen. Es waren Freikugeln, Cousin, ganz so wie diese hier geformt, und just nach dem Recepte da gegossen! ... Lassen Sie nur, Cousin, ich bin doch unterrichtet! ... Aber wenn Sie gescheidt sind und das Wort eines aufrichtigen Freundes beherzigen wollen, so lassen Sie von heute an die dunkeln Wege seitwärts liegen! Wer weiß, ob Cornelie nicht noch lebte, wenn Sie Manns genug gewesen wären, trügerische Verlockungen entschlossen von sich zu weisen. Meine Nichte ist nicht mehr zurückzurufen ins Leben, aber ihre Tochter, die hübsche Hildegarde wird, denk' ich, noch zu retten sein, wenn nur der Vater dem Blendwerk und verwirrenden Spielzeuge entsagt, das der Teufel ihm nachts auf waldigen Kreuzwegen vor die Füße warf."

Förster Frei ließ es ruhig geschehen, daß der

Stiftssyndikus ihm die Kugeln aus der Hand nahm, die er eben der Brusttasche seines Jagdrockes entnommen hatte. Der große, sehnige Mann stand wie ein Verbrecher vor dem kleinen, untersetzten Juristen.

„Jetzt ist's gut, lieber Cousin", fuhr der Stiftssyndikus nach einer Pause fort. „Was hier gesprochen wurde, bleibt unter uns. Es wird Ihnen aber jetzt einleuchten, daß Sie meinem Rathe folgen müssen. Die Geschichte von Ihren Nachtläufereien, Ihrem Verkehr mit dem Kreuz-Matthes und so manches andere könnte ins Volk dringen, und dann müßte sich die Obrigkeit das alte Forsthaus genauer ansehen. Ich will das nicht, Ihnen und mir selbst zu Liebe. Also geschwind nach Arzt und Chirurg geschickt! In meinem Beisein soll die Section vorgenommen werden! Daß sie überflüssig ist, weiß ich, es ist aber noch viel überflüssiger, wenn es durch einen landläufigen Schurken constatirt würde, daß der ehrenwerthe, unbescholtene Förster Frei aus gestohlenem Kirchhofsblei Freikugeln gießt, den Kugelsegen auswendig lernt und mit einem Ringe, der sich aus den Eingeweiden eines Hahns unter schrecklichen Zaubersprüchen gebildet hat, des Nachts durch die Wälder streift, um Schätze zu entdecken."

„Können Sie mir verzeihen, Herr Cousin?"

sprach nach dieser Anrede, die ihn sein ganzes Thun in den letzten Monaten wie in einem Zauberspiegel vorhielt, der niedergeschlagene Förster. „Ich war so unglücklich, und wollte das verloren gegangene Glück auf andere Weise an mich fetten."

„Mit Narrenspossen, Förster Frei?"

„Wer den Glauben daran hat, dem könnten sie doch wol helfen."

Der Stiftssyndikus ward ärgerlich.

„Lieber Cousin", sagte er, „wenn ich nicht so ein grundgutmüthiger Kerl wäre, ich könnte Sie — Gott verzeih' mir meine Sünde — kurz und lang nennen! Unter hundert Männern hat nicht einer eine Frau, die meiner Nichte nur das Wasser reicht. Und Sie lassen das arme Weib schutzlos bei einem Zankteufel sitzen, Sie geben zu, daß diese verwunderliche Person Ihr ganzes Haus auf den Kopf stellt, Ihr eheliches Glück zerstört, Frau und Tochter Ihnen entfremdet und Sie selbst den Kindern der Nacht zuführt? — Ich kann mir das erklären, wenn ich annehme, daß Sie geistig krank sind. Dafür halt' ich Sie auch und deshalb, lieber Cousin, will ich diese Scharteke hier mit sammt den Kugeln, die dazu beitragen könnten, Sie im unglücklichen Falle vogelfrei zu machen, in aller Stille confisciren. Sollte gelegent-

lich einmal bei allen Förstern nach solchen Dingen Nachfrage gehalten werden, so findet man bei meinem aufgeklärten Herrn Cousin keine einzige. Eine gute gezogene Doppelbüchse, gewöhnliche Rehposten, ein fester Blick und ein reines Gewissen brachten von jeher dem Weidmanne von echtem Schrot und Korn das meiste und dauerndste Glück."

Andreas schwieg. Wenn die Freundlichkeit des wohlwollenden Verwandten ihn beruhigen mußte des zweideutigen Verkehrs wegen, den er mit notorisch schlechten Menschen vorübergehend gepflogen hatte, so überzeugte ihn die verständige Rede desselben doch nicht von dem gänzlich Nutzlosen seines Beginnens. Hindern wollte und durfte er den Stiftssyndikus nicht, da er ganz in dessen Macht gegeben war, und so machte er keinen Versuch, ihm Kugeln und Kugelsegen wieder abzuschwatzen. Den letztern hatte er ohnehin sehr fest seinem Gedächtnisse eingeprägt, und den Ring, der ihm mehr als alles werth war, weil er an die Kraft desselben unbedingt glaubte, hatte zum Glück der Stiftssyndikus nicht zu sehen verlangt. Um den Forschenden zu beruhigen, reichte der Förster ihm schnell die Hand und sprach mit jener gewinnenden Treuherzigkeit, über die er, wenn er nur wollte, recht gut gebieten konnte:

„Sie sollen nicht wieder Ursache haben über mich zu klagen, gelehrter Herr Cousin. Verlassen Sie — ich bitte jetzt darum — mein Haus nicht eher wieder, bis das Unvermeidliche geschehen ist. Thun Sie später, was Sie vermögen, meinen Leumund unbefleckt zu erhalten, und nehmen Sie sich meines halbverlassenen Kindes mit derselben Liebe an, die Sie früher Hildegardens Mutter zuwendeten!"

Der Stiftssyndikus steckte Kugeln und Buch zu sich, schüttelte dem Förster die Hand und versetzte, indem er sich wieder eine hervorquellende Thräne abtrocknete:

„Gut, gut! Lassen Sie uns jetzt gemeinschaftlich handeln!"

Achtes Kapitel.

Am Grabe Corneliens.

Weder Kathrine noch Hildegarde hatten von dem Inhalte des Gesprächs eine Ahnung, das den Förster und seinen Verwandten längere Zeit im Zimmer des erstern festhielt. Das Verbleiben des Stiftssyndikus fiel ebenfalls nicht auf. Er war ja der nächste Verwandte der Verstorbenen und dieser von jeher sehr zugethan gewesen. Die wirthschaftliche Schwester des Försters billigte es sogar, daß der alte Herr mit den verschmitzten, lebensfrohen Augen Hildegarden ins Gewissen redete; denn sie hatte zu ihrer großen Genugthuung bemerkt, daß er ernsthaft mit der Trostlosen sprach und sie auf die Pflichten einer gottergebenen Christin aufmerksam machte.

„Der ist besser, als er aussieht“, dachte Kathrine, und war ganz einverstanden mit dem Onkel der Ver-

storbenen, den sie früher nie für so vernünftig gehalten hatte.

Sehr ungehalten dagegen war sie, als gegen Abend Doctor und Chirurg mit mehreren Beiständen im Försterhause eintrafen und allerhand Dinge requirirten, die über das Vorhaben der Herren keine Zweifel aufkommen ließen.

„Das vergebe ich der Person im Grabe noch nicht!" rief Kathrine entrüstet aus, „und begegne ich ihr dereinst drüben — was ich nicht wünschen will — so setze ich sie dann noch zur Rede, daß ihr die Seligkeit auf ein paar Stunden verdorben wird! — Als wenn hier mit Gift und Operment hantiert würde! — Pfui! es ist zum polnisch werden!"

Die Aufgeregtheit der Erzürnten legte sich jedoch, als niemand im ganzen Hause von den Herren belästigt ward. Der Leichenbefund war befriedigend und erwies, daß Cornelie an einem Blut- und Nervenschlage gestorben sei.

Andreas hatte während des ganzen Tags sein Zimmer nicht verlassen. Da seine Anwesenheit bei der Oeffnung Corneliens nicht begehrt ward, so hielt er sich fern davon. Obwol als Jäger an Blutvergießen gewöhnt, machte ihn bei Menschen schon die kleinste Wunde unwohl. Es gereichte aber auch ihm

zur großen Beruhigung, als ihm der Stiftssyndikus Bericht erstattete. Nun durfte er doch jedermann offen in die Augen sehen, und der Verleumdung war aller Boden entzogen.

Die Herren verließen das Forsthaus ziemlich spät, nur der Stiftssyndikus blieb. Kathrine war dies nicht lieb, denn es verursachte ihr neue Arbeit. Liebner war ein verwöhnter Mann, der sich nichts abgehen ließ, und die Unruhe im Hause hatte ihr wenig Zeit gelassen, sich mit der Küche zu beschäftigen. Auch für anständiges Nachtquartier mußte gesorgt werden. Da Andreas nun an gar nichts zu denken schien, so blieb Kathrine nichts übrig, als zu ihm zu dringen.

„Was wünschest du?“ sagte der Förster, als er die Schwester, den Hausschlüssel in der Hand, sein Zimmer betreten sah.

„Ich möchte nur wissen, Andreas“, versetzte Kathrine, „was du zu thun willens bist. Da ist zuerst der Herr Stiftssyndikus, der sich hier ganz niederlassen zu wollen scheint. Der Herr trinkt gern — ich seh's ihm an der Nase an — und ein gutes Stück Essen macht ihn wol auch nicht verdrießlich, so wundersam leicht ihm das Flennen wird. Die Thränen träufeln ihm nur so auf seine Blütenwangen, wenn

einer den Namen der Verstorbenen nennt. Eine schöne Gottesgabe — möcht' sie wol auch haben! — Für diesen nobeln Herrn Verwandten also, den wir uns doch nicht erzürnen dürfen, wäre der Rehziemer wol ein recht gefundenes Fressen, und wenn er die letzte Flasche Markobrunner, die ich letzthin noch im Keller entdeckte, dazu aussticht, so schenkt ihm der Herr wol eine geruhsame Nacht. — Zum zweiten muß ich mir Ordre erbitten, wie du es beim Begräbniß zu halten gedenkst? Willst du deine Selige mit oder ohne Klang bestatten lassen?"

„Was hast du damit zu schaffen, Schwester!" sagte Andreas. „Es ist das Sache des Pfarrers und Todtengräbers."

„Die Trauerleute wollen aber etwas haben für die Gefälligkeit, daß sie der Todten die letzte Ehre erweisen", entgegnete Kathrine, „und darum ist es mir wichtig zu erfahren, ob Cornelie eine simple oder eine große Leichenpredigt mit Collecte und Segen bekommen soll."

„Dir zu Gefallen, lieb' Käthchen, will ich meine Frau mit einer Parentation beerdigen lassen."

„Im Ernst?"

„Wirklich, Käthchen!"

„Dann wird dich's ein ordentliches Stück Geld

kosten; denn eine Parentation verlangt für die Tafel im Trauerhause vier volle Gerichte."

„Du verstehst das, Schwester, ich weiß es, mithin hast du auch Vollmacht, den Sitten gemäß für das leibliche Wohl der an der Bestattung Theilnehmenden zu sorgen. Nun aber bitte ich, störe mich heute nicht eher wieder, bis dein Rehziemer für den Cousin gar ist!"

Kathrine ging befriedigt von dannen. Es war ihr sehr lieb, daß der Bruder so zugänglich und fügsam sich zeigte. Sie glaubte, auf dieses willige Eingehen ihm nahe gelegter Vorschläge die Hoffnung bauen zu dürfen, daß ihr die Macht im Hause auch jetzt ungeschmälert verbleiben werde.

Den Förster beschäftigten augenblicklich wichtigere Dinge. Es lag ihm alles daran, den vielvermögenden Cousin wieder ganz für sich einzunehmen, damit von seinem Umgange mit dem verrufenen Wilderer und Bleidiebe kein Mensch etwas erfahre. Er mußte deshalb alles aufbieten, um die gute Meinung, welche der Stiftssyndikus bereits von ihm gefaßt hatte, auch zu erhalten. Und sodann war der Vetter jedenfalls der rechte Mann, der seinen Einfluß geltend machen konnte, wenn die Baronin von Kaltenstein bei der fernern Erziehung Hildegardens zu sehr als Mutter

und Beschützerin auftreten sollte. Brechen durfte er mit dieser Frau, die er als klug und ehrgeizig kannte, schon deshalb nicht, weil er sich dadurch auch den Baron entfremden konnte. Freilich handelte dieser für gewöhnlich ganz nach eigenem Gutdünken, und gestattete seiner Gemahlin keine Einrede, allein gerade bei dieser Gelegenheit wäre es doch sehr möglich gewesen, er hätte, weil sie ganz außerhalb seines Gesichtskreises lag, Clotilde mit der kurzen Resolution abgewiesen: Thue was dir beliebt! Geschah aber dies, so war ein Zusammengehen mit der Baronin seinerseits völlig undenkbar.

Hier konnte nur der Stiftssyndikus vermittelnd auftreten. Der schwelgerisch lebende Herr war zwar auch kein empfehlenswerther Erzieher für ein Mädchen, das die Kinderschuhe noch nicht einmal ganz vertreten hatte, indeß hoffte Andreas, es werde ihm durch ruhiges Darlegen der Zustände seines Hauses während der letzten Monate gelingen, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Hildegarde in andere Bahnen geleitet werden müsse, wenn sie dereinst glücklich werden solle. Das Beispiel seiner eigenen verstorbenen Frau lieferte einen schlagenden Beweis, daß Bürgerliche ohne Vermögen, auch wenn sich die äußern Lebensverhältnisse ganz glücklich anlassen, ihrer eigentlichen

Sphäre doch entzogen werden, sobald man die sogenannte feinere, sociale Bildung ihnen als Hauptaufgabe ihrer Existenz empfiehlt. Hildegarde war noch jung, sie konnte unter geschickter Leitung noch umkehren, und der Förster glaubte, der Stiftssyndikus werde schon aus Liebe zur Tochter seines frühern Mündels ihn bereitwillig unterstützen. Die Fehler in der Erziehung Corneliens, die, wenn auch nur sehr indirect, ihren Tod mit beschleunigt haben mochten, ließen sich, wenn man ernstlich den Willen dazu hatte, bei der Erziehung ihrer Tochter jedenfalls vermeiden, ohne dieselbe deshalb der feinern Sitte und der Bildung, welche die fortgeschrittene Zeit verlangte, zu entfremden.

Mit einem so wichtigen Antrage den Stiftssyndikus anzugehen, war augenblicklich freilich keine Zeit. Man mußte erst etwas zur Ruhe kommen, ehe sich darüber Beschlüsse fassen ließen. Auch mochte Andreas seine Tochter nicht verletzen, indem er gleichsam über ihr Herz verfügte, ehe er es noch kannte. Es war ja möglich, daß der so unerwartete Hintritt der Mutter ihrem ganzen Wesen, ihrem Denken und Fühlen eine völlig andere Richtung gab. Einem solchen Eingehen und Selbsterkennen wollte der Förster nicht vorgreifen, und so ließ er denn vorerst die Frage,

wie in Zukunft Hildegarde zu leiten, wessen specieller Aufsicht sie zu übergeben sei, offen.

Der Vorschlag des Stiftssyndikus hatte übrigens die erwünschte Folge. Es verlautete kein Wort über den auffallend schnellen Tod der, wie es schien, so lebenskräftigen Förstersfrau. Ihr Hinscheiden ward allgemein beklagt, der Förster von vielen offenherzig bedauert. Die Verständigen sahen ein, daß die Lage des Witwers eine sehr schwierige werden müsse, wenn Kathrine das Regiment im Forsthause behalte, und die junge Hildegarde, ohne den liebenden Schutz einer zärtlichen Mutter, den Vexationen dieses abstoßenden Mannweibes ausgesetzt bleibe. Dem Förster besonders wohlwollende Frauen dachten daher sogleich an eine neue passende Lebensgefährtin für denselben, und musterten in Gedanken schon diejenigen Mädchen, welche sich ihrer Meinung nach wol zu Frauen für den noch immer stattlichen Mann eignen dürften.

Zum Begräbnisse Corneliens fanden sich, außer den wirklichen Leidtragenden, aus Nähe und Ferne sehr viel Theilnehmende ein. Der Baron von Kaltenstein nebst Frau und Adoptivsohn fehlte natürlich auch nicht. Clotilde, als Freundin der Verstorbenen, hatte tiefe Trauer angelegt und führte, woran niemand sie verhindern konnte, die erschütterte Hildegarde. Sie

errang dadurch den Vorzug, unmittelbar hinter dem Sarge und zwar vor Kathrine herschreiten zu dürfen.

Hildegarde war für ihre Jahre auffallend durch ihren tadellosen Wuchs. Die Baronin hatte das Mädchen immer sehr hübsch gefunden, am Begräbnißtage der Mutter aber, in dem einfachen, äußerst kleidsamen Trauergewande imponirte ihr die Schönheit Hildegardens. Sie mußte förmlich an sich halten, um dem Kinde diese Bemerkung nicht gerade ins Gesicht zu sagen, und es erquickte die weltlich gesinnte Dame, daß sie ihre Augen an dieser frischen Waldrose laben konnte.

Adolar von Kaltenstein, ein noch sehr junger Mann, der Hildegarde seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, da er die Forstakademie während dieser Zeit besuchte, mochte wol die Gedanken und Empfindungen seiner Mutter theilen; denn er verwendete während des vor dem Trauerhause stattfindenden Gesangs, wo die nächsten Verwandten, der Sitte gemäß, um den noch offenen Sarg gereiht standen, kein Auge von dem in ihrem Schmerz versunkenen Mädchen.

Hildegarde achtete nicht auf die heißen Blicke des adelichen jungen Herrn, der immer spionirenden und gegen jedermann mistrauischen Kathrine aber fielen sie desto mehr auf. Sie nickte ihrer Gewohnheit nach

mit dem Kopfe, als wolle sie sagen: so ist es! Ich habe und behalte immer recht! Dann aber traf ein boshaft stechender Blick ihre schöne, nichts ahnende Nichte, und ein häßliches Lächeln blieb in dem versitzten Netze ihres blatternarbigen Gesichts hängen.

Die Beerdigung Corneliens war feierlich und würdevoll. Nach gesprochener Parentation, in welcher der Prediger die Verdienste der Verstorbenen gebührend hervorhob, begaben sich die Leidtragenden unter dem Geläute aller Glocken nochmals zum Grabe. Andreas, bewegt von der eindringenden Rede des Pastors, empfand erst jetzt ganz den Verlust, den er durch den Tod seiner Frau erlitten hatte, und bewältigt von seinem Schmerze, erfaßte er die Hand der Tochter, zog sie mit sich zum noch frischen Grabhügel und kniete hier mit ihr nieder. Ein halblautes Gebet zitterte auf den Lippen des Försters, während Hildegarde nur durch Thränen sprach.

Der Stiftssyndikus, der sich mit seinem feinen Taschentuche auch häufig die Augen trocknete, ermahnte nach einer Weile den Förster, sich zu ermannen, reichte der schlanken Hildegarde die Hand, um ihr aufzuhelfen, und führte sie der etwas seitwärts stehenden Baronin zu, die eben einige leise Worte mit Adolar wechselte.

Hier erst begegneten sich die Blicke der beiden jun-

gen Leute. Hildegarde bemühte sich, die höfliche Anrede des Jünglings, den sie nur als wilden Knaben auf Kaltenstein gekannt und mit dem sie sich in mädchenhaftem Uebermuth häufig geneckt hatte, in schüchterner Zurückhaltung zu erwidern, konnte aber doch nicht umhin, durch die langen Wimpern der scheu gesenkten Augen einen neugierigen Blick nach dem Erben von Kaltenstein zu werfen.

„Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Fräulein Frei", sagte Adolar, Hildegarde einen Schritt näher tretend, „Sie recht bald bei uns zu sehen. Es hat sich vieles geändert, seit ich Ihnen den letzten Schneeball zuwarf — erinnern Sie sich noch? Es war auf der zum Irrgarten hinabführenden Rampe. Der kalte Ball traf sie gerade auf den Nacken und Sie fuhren unter lautem Aufschrei zusammen! Jetzt, Fräulein Frei, bitte ich Sie dieses Vergehens wegen um Verzeihung! Ich würde es für Sünde halten, einen so reinen Nacken, vor dessen Weiße selbst der Schnee erbleichen muß, in so unwürdiger Weise zu berühren."

„Adolar!" rief die Stimme des Barons. Der junge Mensch folgte dem Rufe des Vaters, und Hildegarde athmete tief auf. Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Die Worte des Jünglings, dessen Augen — sie fühlte es, ohne zu sehen — brennend

auf ihr ruhten, hatten sie verwirrt und beglückt. Ihr Blut stockte, unter den Falten des schwarzen Krepp-kleides hob sich bewegt ihr Busen. Es war ihr lieb, daß Adolar sich entfernte; denn was sollte sie auf das Vernommene antworten! Und doch regte sich wieder der Wunsch in ihrem Herzen, er möge noch einmal und längere Zeit mit ihr sprechen. Sie hatte über den Worten des jungen Edelmanns die Mutter vergessen. —

Neuntes Kapitel.

Ein Buch.

Nach einer Reihe geräuschvoller Tage war es still geworden in dem alten Forsthause. Die hohen, dunkeln Tannenbäume sahen wieder so düster wie immer auf das moosbewachsene Strohdach herab, auf dem sich Dohlen und Krähen schreiend niederließen, und außer den gewöhnlich ab- und zugehenden Menschen betrat jetzt niemand den geräumigen Hofraum. Die Bienen, die Andreas an der Sonnenseite unter einem kleinen Schuppen pflegte, konnten recht ungestört ab- und zufliegen. Es kreuzte stundenlang kein lebendes Wesen ihren Flug.

Unter Beaufsichtigung und thätiger Mitwirkung Kathrinens war das Haus von oben bis unten in allen Räumen gefegt, gescheuert und mit brennendem Wachholderreisig geräuchert worden. Nun erst fand

die übertrieben ordentliche Person, daß es rein sei und alles beseitigt, was an die Anwesenheit einer Leiche im Hause erinnern konnte. Sie blickte zufrieden auf ihr Werk und war doch nicht glücklich. Es mußte noch vieles geändert werden, wenn die eigensinnige Schwester des Försters ihren Kopf stolz in den Nacken werfen sollte. Dahin zu streben war sie fest entschlossen, und daß sie dies Ziel zu erreichen glaubte, gab ihr Muth, auf der einmal betretenen Bahn unverdrossen vorwärts zu gehen.

Hildegarde war seit der Beerdigung ihrer Mutter nur ein einziges mal in Begleitung des Vaters auf Kaltenstein gewesen. Der Förster hatte Geschäftsangelegenheiten mit dem Baron zu besprechen, der seinerseits den niedergeschlagenen in sich gekehrten Mann, dessen Wesen ihm gar nicht gefiel, gern auf irgendeine Weise zu zerstreuen wünschte. Andreas wies aber hartnäckig jeden Vorschlag des wohlwollenden Edelmanns von der Hand, indem er sagte, er sei es Cornelie schuldig, daß er recht tiefes Leid um sie trage.

Die Baronin beschäftigte sich während der Unterredung des Försters mit ihrem Gatten auf das liebenswürdigste mit Hildegarde, schrieb dieser Verhaltungsmaßregeln vor und wußte das Mädchen dergestalt zu

umstricken, daß sie überzeugt sein durfte, jeder Versuch, Hildegarde ihr zu entfremden, werde ohne Erfolg bleiben.

„Es thut mir leid, daß Adolar gerade nicht zu Hause ist“, sagte sie dann zu Hildegarde, „der liebe Mensch brennt darauf, sich ein paar Stunden recht ungestört mit dir unterhalten zu können. Nicht wahr, er hat sich auch ganz nett herausgemacht und weiß sich schon recht anständig zu benehmen? Ich denke, wenn erst das Trauerjahr vorüber ist, ziehst du ganz zu mir — als Gesellschafterin. Dann wollen wir das Leben zusammen erst recht genießen. Der Baron und dein Vater passen prächtig füreinander — sie haben ganz dieselben Neigungen und Bedürfnisse — und wir, mein Liebchen, wir wollen uns einige auserlesene Menschen zusammensuchen und ebenfalls unsern Bedürfnissen fröhnen. Um diese Zeit hat Adolar seine Studien absolvirt. Er kehrt zu uns zurück und ich habe ihm schon die Erlaubniß gegeben, von seinen Freunden, die er gefunden, die intimsten auf einige Wochen einzuladen. Zwei derselben, sehr wohlhabende Edelleute, haben Schwestern. Auch diese sollen mitkommen nach Kaltenstein, damit es dir nicht an geeignetem Umgange fehlt. Von diesen jungen Damen, welche das Leben in der vornehmen Welt bereits

kennen, wirst du viel für Geist und Herz, nicht minder auch für deine formelle Ausbildung gewinnen."

Hildegarde hörte diesen Plaudereien mit sehnsüchtigem Verlangen zu, und es war ihr wol zu verzeihen, daß sie wünschte, das Trauerjahr möge schon vorüber sein. Denn was konnten der vereinsamten Waise in der stillen Försterei während dieser ewig langen Zeit für Vergnügungen blühen?

Zurückgekehrt ins Vaterhaus, glaubte Hildegarde das Andenken ihrer Mutter nicht besser ehren zu können, als wenn sie Lehren und Rathschlägen nachlebte, die sie so oft von ihr gehört hatte. Sie blieb in dem Zimmer der Verewigten und fuhr fort zu lesen, zu musiciren, zu zeichnen. Um die Wirthschaft kümmerte sie sich nicht, ebenso wenig fragte sie nach der Tante.

Der erste Tag dieses Stillebens verging ohne Störung. Ihr Vater seufzte zwar, als er abends neben der Tochter Platz nahm und diese in einem Buche lesen sah, das er nicht kannte.

Hildegarde sah es an dem Zucken seiner Lippe und an dem Zusammenziehen der buschigen Brauen, daß der Vater etwas auf dem Herzen habe, sie fragte aber absichtlich nicht, da sie vermuthete, es möge etwas nicht ganz Angenehmes sein.

Erst am zweiten Tage brach der Förster sein

Stillschweigen. Er kam früher, als Hildegarde es gewöhnt war, zu ihr, nahm Platz an ihrer Seite und griff nach dem Buche, das vor ihr lag.

„Das Buch gehört dem Herrn Baron?" sagte er. „Wie kommst du dazu?"

„Ich habe es mir von Kaltenstein mitgebracht", lautete die unbefangene Antwort Hildegardens.

„Weiß es die gnädige Frau?"

„Gesagt habe ich es ihr nicht."

„Weshalb nicht? Wenn man es nun vermißt?"

„Das geschieht wol schwerlich. Uebrigens wird die gute Baronin es sich denken, daß ich es habe, falls sie es suchen sollte; denn sie gab mir Erlaubniß, aus der Bibliothek des Herrn Baron mir etwas, das mir gefiele und das ich noch nicht kennte, auszuwählen."

„Ist es denn so nöthig, das alles zu kennen?" erwiderte der Förster seufzend. „Laß doch sehen!"

Er nahm der Tochter das Buch unter den Händen weg, schlug die Blätter um und las den Titel.

„Wovon handelt es denn?" fragte er.

„Von Kunst und von künstlerischem Leben. Es ist wunderbar schön und feurig geschrieben."

„Von Kunst!" wiederholte Andreas, abermals seufzend. „Ich habe dir schon gesagt, liebe Tochter,

daß es nicht meine Absicht sein kann, dich für die Kunst zu erziehen. Die selige Mutter hatte darüber zu meinem Bedauern Ansichten, die mir nie gefielen, wäre sie aber am Leben geblieben, so würde ich doch dahin gewirkt haben, daß sie dieselben aufgäbe. Jetzt, wo die Unvergeßliche in kühler Erde ruht, würdest du mich glücklich machen, Hildegarde, wenn du dich mir etwas mehr anschlössest und auch Sinn für das zeigtest, was mir wichtiger zu sein scheint als bloßes Zeichnen, Lesen und Musiciren."

Hildegardens Augen füllten sich mit Thränen. Sie langte nach dem Buche, dessen Titel der Vater achtlos gelesen und es dann zugeklappt vor sich hingelegt hatte, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen.

„Du hast gewiß mit der Tante gesprochen", sagte sie wehmüthig. „Ach, bester Vater, ich bitte dich, gib der Tante keine Gewalt über mich!"

„Du scheinst meine Unterredung mit der gnädigen Frau Baronin am Todestage deiner Mutter vergessen zu haben", versetzte der Förster. „Was ich dieser Dame damals versprach, werde ich gewissenhaft halten. Aber du mußt dir klar werden über dich selbst, über deine Stellung in der Welt und über den Beruf, den du dereinst zu erfüllen haben wirst. Darum kannst

und darfst du dich nicht blos mit diesen Dingen beschäftigen, an denen du bisher mit so thörichter Liebe gehangen hast."

Hildegarde weinte und griff ein zweites mal nach dem Buche, auf das Andreas jetzt seine schwere gebräunte Hand legte.

„Ich will, daß du mir zuhörst und mir Antwort gibst", fuhr er strenger fort. „Der Stiftssyndikus mußte mir recht geben, als ich am Tage nach der Mutter Begräbniß deinetwegen mit ihm Rücksprache nahm. Er will sich umsehen nach einer Familie, wo du geeigneten Umgang findest und dich so ausbilden kannst, wie es für ein unbemitteltes Mädchen bürgerlicher Abkunft wünschenswerth ist. Hier — das sehe ich ein — kannst du nicht bleiben. Es gäbe nichts als Streit mit der Tante, und das möchte ich, dir und mir zu Liebe, vermeiden. Meine Schwester ist zu alt geworden, um sich zu ändern, und ich habe keine Lust, mich Tag für Tag zu ärgern. Ich kündige dir daher gleich heute an, daß wir spätestens zum Herbst uns auf einige Jahre trennen werden. Junge Mädchen, welche sich frühzeitig unter fremden Menschen bewegen und den Wünschen anderer sich fügen müssen, werden dereinst die glücklichsten Frauen. Danach also richte dich, mein Kind, und fange schon

jetzt ein anderes Leben an, d. h. versuche dich im Hauswesen heimisch zu machen!"

Hildegarde weinte nicht mehr. Sie trocknete ihre Thränen und sah den Vater fest an.

„Willst du zuvor nicht mit der gnädigen Frau Baronin sprechen?" sagte sie zurückhaltend.

„Nein! Thue ich es, so könnten wir uns möglicherweise misverstehen."

„Die Frau Baronin liebt mich wirklich und will mir wohl."

„Es ist möglich, meine Tochter, allein ich — ich liebe die gnädige Frau Baronin nicht!"

Dem Förster that es leid, das Wort gesprochen zu haben, denn der Blick Hildegardens enthielt mehr als eine stumme Frage.

„Die Frau Baronin hat nie Uebles von dir gesprochen", sagte sie in vorwurfsvollem Tone.

„Auch ich werde niemals Uebles von der gnädigen Frau reden, indeß für dich ist es jedenfalls besser, wenn du nicht zu viel auf die Worte derselben hörst."

„Wäre es nicht undankbar von mir, der edelmüthigen Dame zuwider zu sein?" versetzte Hildegarde.

„Man würde es dafür halten, doch glücklicherweise läßt sich das vermeiden oder umgehen."

„Ich glaube nicht“, sagte Hildegarde unter stärkerm Klopfen ihres Herzens.

„Ich bin der gnädigen Frau direct keine Verbindlichkeiten schuldig.“

„Du irrst, Vater! Die aufopfernde Freundin meiner seligen Mutter hat es mir letzthin angezeigt, daß ich ganz zu ihr nach Kaltenstein ziehen und dort bleiben soll —“

„Bis sie dich etwa fortjagen?“ fiel der Förster aufbrausend ein. „Eher wollte ich, der Kreuz-Matthes hätte recht!“

Hildegarde fuhr zusammen vor dem drohenden Blicke des Vaters, obwol sie nicht verstand, was er damit sagen wollte.

„Ich habe der Frau Baronin die Hand darauf gegeben, ihren Wunsch zu erfüllen“, sagte sie nach einer Weile.

„Und ich werde Sorge tragen, daß dein unzeitiges, unbesonnenes Versprechen zu Wasser wird!“ versetzte der Vater. „Ja, ganz gewiß, verlasse dich drauf! Und wenn du mit deinen verführerischen Nixenaugen mich noch einmal so bittend ansiehst! Ich bin nachgiebig, leider oft nur zu nachgiebig, so schwach aber bin ich nicht, daß ich mein einziges Kind der Sünde in den Rachen jage!“

„Die arme, gute Baronin!" schluchzte Hildegarde. „Sie wird mich verachten!"

„Heule nicht, daß die Jagdhunde zusammenlaufen", fiel der Förster ein, „und laß mich ein für allemal mit der gnädigen Frau in Ruhe! Du verstehst das nicht und damit Punktum!"

Hildegarde war aber nicht so leicht zu beruhigen. Ueberzeugt, daß der Vater nur deshalb gegen die Baronin, die ihr der Inbegriff aller weiblichen Tugenden war, eingenommen sei, weil sie ihr erlaubt hatte, beliebig Bücher aus der Bibliothek zu nehmen, wollte sie die so hoch Verehrte um keinen Preis aufgeben. Sie traute ihrem Vater durchaus nicht Urtheilsfähigkeit genug zu, um die ausgezeichneten Eigenschaften der Baronin richtig würdigen zu können, und sie war deshalb entschlossen, einen Kampf selbst mit dem Vater zu wagen, wenn dieser hartnäckig auf seinem Vorsatze beharren sollte. Unglücklicherweise konnte sie nicht dazu kommen, da sich die schleifenden Schritte der Tante hören ließen, und eine Unterstützung des Vaters durch diese Unerbittliche sie schwerlich zum Ziele geführt haben würde.

Kathrine trat ein, Messinglampe, Hausschlüssel und Teller tragend, um den Abendtisch zu decken. An Blick und Haltung ihres Bruders gewahrte sie auf

der Stelle, daß es zwischen Vater und Tochter zu einer Erklärung gekommen sein müsse, die keinen erwünschten Ausgang gehabt habe. Sogleich war sie bereit, die Flammen zu schüren, den Zwiespalt zu vergrößern; denn dabei konnte sie für sich nur gewinnen.

„Recht so, Bruder“, sprach sie, sich der mitgebrachten Teller entledigend und einen ihrer häßlichsten Blicke der jungen, in ihrer grollenden Aufregung entzückend schönen Nichte zuwerfend, „setze dem eigensinnigen Kinde den Kopf zurecht! Fahr' ihr durch alle Paraden und wirf sie nieder! Wer nicht hören will, muß fühlen! Geht sie gegen dich an mit Worten und Thränen, kehr' dich nicht daran, Bruder, sie wird es dir später einmal Dank wissen!“

Hildegarde würdigte die ihr verhaßte Tante keines Blicks. Andreas verharrte in finsterm Schweigen. Erst als er die Hand der Schwester fühlte, die nach dem Buche langte, das er noch festhielt, sagte er, der Tochter nochmals sich zuwendend:

„Es bleibt dabei! Du kennst jetzt meinen Willen, und es wird auf dich ankommen, ob ich dich mit Liebe oder Strenge behandeln soll.“

„Aha!“ sprach Kathrine, einen ihrer altväterischen steifen Knixe vor der schönen Nichte machend. „Ha-

ben wir es doch endlich dahin gebracht, den Vater aufsätzig zu machen durch unsere hochadelichen Gewohnheiten? Gratulire devotest und mit aufrichtigem Herzen! Und ich hoffe, Dero hochadeliche Beschützerin von hinter dem Zaune her, wo selbige der Sage nach in blutjungen Jahren, als sie noch ihrem wahren Berufe nachging, ein Hufeisen verloren haben soll, wird von nun an keine Gewalt mehr haben über das naseweise Püppchen!"

Hildegarde zitterte vor Aerger und sie würde, ohne die eben gepflogene Unterhaltung mit dem Vater, der schadenfrohen Tante wegen dieser groben Schmähung der Baronin von Kaltenstein eine bittere Entgegnung schwerlich geschenkt haben. Jetzt begnügte sie sich nur, Kathrine durch Blicke zu sagen, daß sie entschlossen sei, sich von ihr nicht tyrannisiren zu lassen.

Mittlerweile hatte die Tante das Buch unter der Hand ihres Bruders hervorgezogen. Die Neugierde veranlaßte sie es aufzuschlagen. Sie legte den Schlüssel auf den Tisch, sah sich erst den Titel an und dann das Ende. Hier mochte ihr wohl irgendein Ausspruch auffällig erscheinen, denn sie begann, gegen ihre Gewohnheit, mit Eifer zu lesen. Die Lectüre dauerte aber nur einige Secunden; dann ließ sie das Buch fallen und schlug mit allen Zeichen

moralischen Entsetzens beide Hände über ihr zerrissenes Gesicht.

„Gott steh' uns bei!“ rief sie aus. „Das Mädchen ist rettungslos verloren! Wer hat je so etwas erlebt!“

Der Förster stand wie eine bronzene Statue regungslos neben der entsetzten Schwester, während der schön geformte Mund Hildegardens vor Schmerz und Hohn zuckte, und ihre glänzenden Augen Pfeile unversöhnlichen Hasses auf die Tante schossen.

„Was hast du, Schwester!“ sprach Andreas gepreßt. „Was berechtigt dich zu einer so schweren Beschuldigung gegen meine Tochter?“

„O, du bist und bleibst blind mit sehenden Augen!“ versetzte Kathrine, indem sie das Buch aufhob und es Andreas vorhielt. „Da, lies und schaudere! Das nennen diese Vornehmen Bildung, und nach solchen Grundsätzen erziehen sie ihre Kinder für die Welt, die durch sie so verrucht wird, wie man sie leider schon lange kennt!“

Der Förster las die von seiner empörten Schwester bezeichnete Stelle, und Hildegarde, die ihre Tante in diesem Augenblicke wirklich nicht begriff und ebenso wenig die Veranlassung der Entrüstung ahnte, die sie so offen und ungeheuchelt zu erkennen gab, erbleichte

vor der schrecklichen Veränderung in den harten, vergrämten Zügen ihres Vaters.

Dieser schlug jetzt das Buch zu und umklammerte es mit seinen eisenharten Fingern, als wollte er es zermalmen. Dann wendete er die zornigen Augen der zitternden Tochter zu. Seine Stimme klang heiser und bleiern, als er die Frage an sie richtete:

„Wann hast du dies schreckliche Buch von Kaltenstein mitgebracht?"

Hildegarde antwortete der Wahrheit gemäß.

„Sah es die Baronin, ehe du sie verließest?"

Die verschüchterte Tochter verneinte.

„Wann begannst du darin zu lesen?"

„Vor einer Stunde."

„Der Inhalt desselben ist dir also nicht bekannt?"

„Nicht weiter als ich gelesen habe."

„Dann werde ich mir als Vater die Erlaubniß nehmen das Buch zu confisciren", sagte der Förster offenbar beruhigt. „Morgen soll es der Bursche, begleitet mit einem höflichen Schreiben von mir, der gnädigen Frau versiegelt wieder zustellen."

Andreas versenkte das Buch in die Brusttasche seines Rockes und knöpfte diesen bis an den Hals fest zu. Dann gebot er Kathrine, die mit dem Benehmen ihres Bruders nicht sehr zufrieden zu sein

schien, den Tisch zu decken, was sie auch murrend that. Von der Lectüre war nicht weiter die Rede, wie denn überhaupt unter den drei verstimmten Familiengliedern während des ganzen Abends nur einzelne Worte gewechselt wurden.

Das Buch, welches der Förster den Händen seiner Tochter entrissen hatte, war Heinse's „Ardinghello“. Das wißbegierige Mädchen hatte es zufällig der Bibliothek des Barons entnommen, ohne die geringste Ahnung von dem für junge Mädchen allerdings sehr bedenklichen Inhalt desselben zu haben.

Zehntes Kapitel.

Vater und Tochter.

Förster Frei verlebte eine unruhige Nacht. Es leuchtete ihm ein, daß es nöthig sei, Hildegarde einer Familie zu übergeben, wo dieselbe Nahrung fände für ihren bildungsbedürftigen Geist und Verständniß ihrer Herzensregungen. Das verwöhnte, durch die eigene Mutter so eigenthümlich er- und verzogene Mädchen bedurfte aufrichtiger Liebe ebenso sehr wie fester Leitung, wenn es nicht auf gefahrvolle Abwege gerathen sollte. Der bekümmerte Vater sagte sich selbst, daß ihm alles abgehe, um Hildegardens Erziehung in segensreicher Weise leiten und vollenden zu können. Es war nicht allein der Mangel an Zeit, der ihm die so nöthige Ueberwachung des aufgeweckten, vielleicht auch sehr leidenschaftlichen Kindes erschwerte, mehr noch bot seine unzureichende Bildung einen Stein des

Anstoßes dar, den alle Vaterliebe, alle Hingebung an den großen Zweck nicht zu beseitigen vermochte. Dachte er aber an die Möglichkeit, es könne der Baronin von Kaltenstein gelingen, seine Tochter an sich zu ziehen, so schwindelte ihm. Im steten Verkehr mit dieser Frau, deren gute Eigenschaften der Förster keineswegs verkannte, mußte Hildegarde im allerbesten Falle ein verwöhntes, eigensinniges und eitles Weltkind werden, dem äußerlich bestechender Glanz alles, wahre Herzensbildung, welche auf sittlicher Ueberzeugung ruht, Dunst und Schein war.

Der dämmernde Morgen schon fand Andreas am Schreibepulte. Es war keine leichte Aufgabe für ihn, den Brief, den er doch schreiben mußte, an die Baronin abzufassen. Er hatte ihr Unangenehmes zu sagen, wenn er es auch noch so freundlich einkleidete. Und doch hing er ab von der Gunst der vornehmen Dame, die mehr Gewalt über den Baron besaß, als die Welt zu glauben geneigt schien. Wie leicht war es da möglich, daß ein Wort, ein Ausdruck, dessen er sich bediente, misverstanden werden konnte, und daß die einflußreiche Dame, die es ja gut mit ihm meinte, ihn dies entgelten ließ! Aber die Liebe zu Hildegarde gebot ihm zu sprechen, und so erfüllte er denn die Pflicht des Vaters, so gut er es vermochte.

Nach glücklich beendigtem Briefe ging der Förster wieder zu seiner Tochter, um mild, aber bestimmt sie auf die nothwendige Entfernung aus dem Vaterhause wie aus den sie beeinflussenden Kreisen der Baronin von Kaltenstein vorzubereiten.

Er fand Hildegarde vor dem großen Trumeau stehend, den Clotilde ihrer verstorbenen Freundin zum letzten Geburtstage verehrt hatte. Das hellpolirte Spiegelglas, das die ganze Gestalt des jungen Mädchens zurückstrahlte, zeigte Hildegarden den eintretenden Vater. Sie wendete sich um und sagte mit einem reizenden Lächeln, das auch dem Förster wohlthat:

„Trauere ich nicht ganz allerliebst um die gute Mutter?"

Diese Worte, bei denen sich die fast noch unzurechnungsfähige Tochter sicherlich weiter nichts dachte, als daß sie fand, die Trauerkleidung stände ihr gut zu Gesicht, schnitt dem Vater ins Herz. Er antwortete nicht darauf, sondern ergriff die Hand Hildegardens und führte sie nach dem nächsten Sessel, in den er sich niederließ.

„Ich komme, meine Tochter", sprach er, „um dir anzukündigen, daß du auf einen nähern und vertrautern Umgang mit der Freundin deiner Mutter unbedingt verzichten mußt. Den Grund sage ich dir

jetzt noch nicht, weil er dir doch unverständlich bleiben würde. Ich habe an die gnädige Frau geschrieben und bin überzeugt, sie wird mir recht geben. Eine Trennung für immer findet nicht statt. Nach einigen Jahren wirst du ruhiger und einsichtsvoller aus der Pension zurückkehren, in der ich dich durch des Vetters Liebner Vermittelung unterbringen werde. Bis dies geschehen ist, bleibst du unter meiner Obhut. Die Tante soll dich nicht torquiren, dafür werde ich Sorge tragen. Aber du wirst eine kurze Zeit lang einsam zu leben genöthigt sein, denn die Baronin von Kaltenstein wird ebenso wenig hier erscheinen, wie ich es gestatte, daß du die gnädige Frau besuchst. Lebst du diesen meinen Wünschen und Vorschriften als gehorsames Kind nach, so wirst du mich recht glücklich machen und ich werde jeden Morgen ohne Furcht meinen Berufsgeschäften nachgehen. Für dich aber, mein Kind, wird der Segen, den ich auf dein Haupt und dein noch unverdorbenes Herz herabflehe, nicht ausbleiben."

Der Förster küßte die marmorweiße Stirn Hildegardens und erwartete gefaßt deren Antwort. Hildegarde aber senkte den Blick zu Boden und schwieg.

„Hast du gar keine Antwort für deinen Vater?" fragte nach einer Weile Andreas seine Tochter, die wie gelähmt vor ihm stand.

Nun erst hob Hildegarde langsam ihr Auge und sah den Vater groß an.

„Wohin willst du mich verbannen?“ sagte sie, scheinbar ohne Bewegung.

„Der Aufenthalt bei treuen, zuverlässigen, wohlwollenden Menschen ist keine Verbannung; andern aber werde ich dich nie anvertrauen.“

Hildegarde fiel jetzt dem Vater leidenschaftlich um den Hals und stieß laut aufschluchzend die Worte hervor:

„Du machst mich namenlos unglücklich!“

Der Förster war von Natur ein gutherziger Mann, sein Beruf aber und der Umgang mit seinen Standesgenossen war nicht geeignet gewesen, die zartern Saiten des Gemüthslebens in ihm zu entwickeln. Was ihn am tiefsten bewegte, suchte er den Blicken anderer am liebsten zu verbergen. Die rauhe Schale des Waldmanns war sein Alltagskleid, das er ungern ablegte. Nur ungewöhnliche Gemüthserschütterungen ließen es ihn auf kurze Momente lüften.

Bei der heftigen Aufwallung Hildegardens kämpften Mitleid und Unmuth im Herzen des Vaters. Ihn dauerte sein Kind, während er denen grollte, die es durch falsche Behandlung so seltsam werden ließen. Zum Trostspender nicht geboren, handhabte der be-

drängte Förster die Rede, welche Balsam in bekümmerte Seelen träufeln soll, schwerfällig und ungeschickt. Er versuchte es freilich, aber sein Trosteswort fand keine Stätte im Herzen der Tochter. Hildegarde ließ den Vater sprechen, ohne auf ihn zu hören. Sie ward nur stumm, nicht ruhig, noch weniger überzeugt. Es war keine Einigung, welche der Zuspruch des Vaters erzielte, er riß eine weit klaffende Kluft auf zwischen Vater und Tochter. Hildegarde sagte immer von neuem: „Der Vater versteht mich nicht, und ich werde unglücklich werden, wie meine Mutter es war, wenn ich mich seinem Willen füge. Es ist die wahre, tiefere Bildung, die dem Vater fehlt. Das läßt sich so spät im Leben nicht mehr nachholen. O, wie bin ich doch zu beklagen, daß ich niemand habe, dem ich mein Leid klagen kann!"

Der Förster konnte nicht wissen, was in der Seele seiner Tochter vorging, denn Hildegarde hatte nicht umsonst die Vorschriften der Baronin sich anzueignen versucht, nach welchen die gesellschaftlich feine Bildung in kluger Verdeckung der Empfindungen bestehen sollte. Sie verstand sich zu beherrschen, sie besaß sogar Kraft genug, um ein Lächeln auf ihre anmuthigen Züge zu zaubern, und dies Lächeln, diese gefaßte Ruhe machten den Vater glauben, er habe

mit seinen Auseinandersetzungen den gewünschten Eindruck auf seine Tochter gemacht. Als er mit der wiederholten Versicherung, daß Kathrine sie nicht stören solle, von ihr ging, bequemte sich Hildegarde, dem scheidenden Vater die Hand zu küssen.

Kaum aber hatte der Förster das Haus verlassen, so brach der Unmuth über die Behandlung des Vaters in dem Herzen des eigensinnigen Mädchens in hellen Flammen aus. Sie schloß sich ein, um weder in ihrem Denken noch Thun gestört zu werden. Plane bauend und sie wieder verwerfend, erhitzte sie sich bis zu leidenschaftlicher Wildheit. Sie glich einer schönen Furie, wie sie mit funkelnden Augen, mit halbaufgelöstem Haare ruhelos durch das Zimmer irrte und halblaute Gespräche mit sich selbst führte. Ueber ihr Wünschen war sie sich sehr bald klar, nur wie sie es anzufangen habe, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, darüber konnte sie zu keinem Entschlusse kommen, und eben dieser Zweifel und das damit verbundene Wühlen in Gedanken erhitzte ihr Blut und machte ihre Pulse fieberhaft klopfen.

Plötzlich aber, als sie ihr eigenes Bild im Spiegel erblickte und vor demselben zurückschrak, weil es in treuem Ausdruck ihr empörtes, zerrissenes Innere darstellte, leuchtete ihr das Rechte ein.

„Verstellung!“ rief sie aus, die gefeuchteten Locken von ihren Wangen streichend, „Verstellung! — Ich muß täuschen, um die Lehren meiner unvergeßlichen Mutter und ihrer Freundin befolgen zu können!“

Hildegardens Aufregung verlor sich nach und nach. Sie zog noch oft den Spiegel zu Rathe, in dessen heller Tiefe sie sich selbst manches Lächeln des Wohlgefallens abgewann und sich dadurch in der Ueberzeugung befestigte, daß, wenn sie nur recht ernstlich wolle, es ihr nicht gar schwer fallen könne, ihren Willen auch durchzusetzen.

Müde des selten ganz ruhenden Streits, der ihrer Mutter das Leben gekostet hatte, nahm Hildegarde sich vor, alles zu thun, was man von ihr verlangen werde. Wenn sie nie mehr widersprach, nie mehr eine eigene Meinung, viel weniger noch einen selbständigen Willen hatte, mußte der Streit doch aufhören.

Eins nur machte ihr noch Sorge. Sie wußte kein Mittel, um die Baronin von ihrem Vorhaben in Kenntniß zu setzen! Trog des Vaters Rechnung nicht, so blieb die Baronin von Stund' an fern. Längere Trennung aber entfremdet, und wer konnte wissen, was alles geschah, um die von ihr so verehrte Frau ganz von ihr abzuwenden! Diesem Aeußer-

sten mußte Hildegarde vorbeugen. Sie benutzte deshalb die ihr verbliebene Muße, um einen langen Brief an ihre mütterliche Freundin zu schreiben. In diesem Briefe theilte sie derselben ihren Entschluß mit, bat sie, gemeinsame Sache mit ihr zu machen, und schloß mit der Versicherung ewiger Dankbarkeit.

Es ward Mittag, ehe sie damit zu Stande kam. Das Gebell der Jagdhunde, die ihr die Heimkehr des Vaters verkündigten, gebot Hildegarde, ein erstes Debut zu geben in der Rolle, die sie sich einstudirt hatte. Sie verbarg das Schreiben, öffnete die Thür und nahm ein Buch, in dem sie aufmerksam zu lesen begann.

So fand sie der Vater. Er ward auf das angenehmste überrascht, als er in ein freundliches Gesicht blickte. Sein Auge ruhte forschend auf dem der Tochter, die sich indeß gar nicht davon stören ließ.

„Hast du dich jetzt besonnen, mein Kind", redete sie der Vater an, „und siehst du ein, daß ich es gut mit dir meine?"

Hildegarde schlang ihre Arme um den Nacken des Försters und versetzte, das Gesicht an seine Brust verbergend, als schäme sie sich ihres frühern Betragens:

„Ich will gut sein, und thun, was du willst!"

Diese nicht erwartete Fügsamkeit beruhigte, ja be-

glückte den Förster. Zugleich machte sie ihm auch Muth, auf dem einmal betretenen Wege weiter vorzuschreiten. Er unterzog nach Tische die Bibliothek seiner verstorbenen Frau einer strengen Revision und trug eigenhändig alle Werke, deren Titel ihm bedenklich vorkamen, nach seinem Zimmer, wo er sie auf dem Boden des Gewehrschranks unterbrachte. Nur einige Erbauungsbücher, historische Schriften und ein Handbuch der Geographie fanden Gnade vor des Försters Auge.

Hildegarde wehrte dem Vater nicht. Sie enthielt sich sogar jeder Bemerkung über sein Gebaren. So oft er ihr aber den Rücken kehrte, lächelte sie spöttisch und zuckte mitleidig die Achseln.

„Laß ihn", dachte die hochmüthige Tochter, „er versteht es ja nicht besser!"

Der Vater aber sagte gelassen zu Hildegarde, als er seine Musterung der Bücher, die er sammt und sonders für gefährlich hielt, beendigt hatte:

„Wenn du als gebildetes Mädchen nach Jahr und Tag aus der Pension zurückkehrst, sollst du deine Schätze, welche zu entbehren dir jetzt wahrscheinlich große Ueberwindung kostet, wohl erhalten wiederfinden. Du bist dann erwachsen und verständig genug, um dir selbst ein Urtheil bilden zu können."

Hildegarde lächelte dem Vater etwas wehmüthig zu, sagte aber nichts. Nur das Buch, in dem sie bei der Heimkunft des Vaters gelesen und das dieser bei seiner Musterung vergessen hatte, zeigte sie ihm mit stumm fragenden Blicke hin:

„Behalte es", sagte der Förster, da er sah, daß es Verse enthielt und der Name Uhland, den es trug, ihm keine Besorgnisse einflößte. Er hatte oft den Namen dieses Mannes von dem Baron von Kaltenstein nennen hören, der ihn einen steifnackigen Schwaben nannte und sich über die Ehrbarkeit der Gesinnungen desselben gelegentlich wol lustig machte. Der Förster setzte deshalb voraus, daß die Gedichte desselben auch von jungen Mädchen gelesen werden dürften.

So schien denn im alten Forsthause, wo seit Jahren kein einziger Tag ohne irgendwelche Reibung vergangen war, zum ersten male der Friede dauernd einkehren zu wollen; denn auch Kathrine hielt zurück mit herausfordernden Bemerkungen. Nur die Antwort der Baronin, die ihm der Jägerbursche unter vier Augen sagte, beunruhigte den Förster noch, weil sie die verschiedensten Deutungen zuließ. Die Baronin wollte ihm persönlich ihre Entschließung kund thun und verlangte, Andreas Frei solle am nächsten Tage nach Kaltenstein kommen. Im übrigen hatte sie

nach der Aussage des Burschen keine weitere Aeußerung gethan.

Der Wunsch der Baronin, ihn zu sprechen, war für Andreas ein Befehl, dem er gehorchen mußte. Ohne Hildegarde zu benachrichtigen, fand er sich zu rechter Zeit auf dem Edelhofe ein und erhielt sogleich Zutritt.

Die Baronin war allein. Vor ihr lag das verhängnißvolle Buch, das ihn in so große Unruhe versetzt hatte.

„Guten Morgen Förster Frei", erwiderte Clotilde auf seinen respectvollen Gruß. „Ich habe Sie eigentlich zu mir beschieden, um Ihnen tüchtig den Text zu lesen, doch will ich dies in Anbetracht der Umstände und nachdem ich Ihr Schreiben ein paar mal überlesen habe, unterlassen. Daß Sie dem jungen wiß- und lernbegierigen Kinde das Buch da aus den Zähnen oder vielmehr aus den Augen gerückt haben, kann ich nur billigen. Indeß muß ich mich freisprechen von aller Schuld. Haben Sie gerechte Klage deshalb zu führen, so machen Sie das mit dem Baron aus. Dieser allein, d. h. sein Geschmack vor unserer Verheirathung ist schuld an diesem Misgriffe einer neugierigen Mädchenhand. Er besitzt einen ganzen Schrank voll solcher Sachen, hat er mir gesagt, und

er wollte sich todt lachen, als ich ihm die Geschichte erzählte. Mitleid also, mein lieber Förster, Mitleid und Theilnahme werden Sie bei dem Baron schwerlich finden. Aber nun sagen Sie mir, wie Sie des albernen Buchs wegen auf den Einfall kommen konnten, Ihre Hildegarde passe nicht zu uns? Was habe ich mit Heinse, was Heinse mit mir zu thun? Glauben Sie, ich würde ein Mädchen von dem Alter Ihrer Tochter so lockere Bücher lesen lassen? Das können Sie nicht annehmen, ohne mich schwer zu beleidigen, und dies kann ich Ihnen wieder nicht zutrauen! Sie liebten die gute Cornelie, und Cornelie und ich, wir beide haben doch eher wie Engel als wie Menschen miteinander gelebt. Sie werden also auf Ihrem Vorsatze nicht beharren."

„Gnädige Frau Baronin wollen entschuldigen", erwiderte der Förster, „wenn ich darauf bemerke, daß meine Tochter noch gar zu jung ist, um schon jetzt in die Gesellschaft zu treten. Bin ich auch überzeugt, daß sie unter Ihrer Beaufsichtigung sich leicht und schnell jenen Grad der Bildung aneignen würde, der zum Fortkommen in der Welt gar sehr behülflich ist, so scheint es mir doch zweckmäßiger, gerade diese Bildung ihr erst dann zu geben, wenn ihre Grundsätze mehr Festigkeit erhalten haben, wenn sie, mit

einem Worte, selbständiger und vernünftiger geworden sein wird."

„Ich wiederhole mein Versprechen, Förster Frei, für Ihre Tochter zu sorgen, als wäre sie mein eigenes Kind!"

„Dafür kann ich der gnädigen Frau nur dankbar sein, allein —"

„Nun?"

„Schloß Kaltenstein ist keine Erziehungsanstalt für junge Mädchen!"

„Hildegarde wird bald sechzehn Jahre, Förster Frei, und sie ist so entwickelt, daß man sie gern für älter halten könnte."

„Ebendeshalb, gnädige Frau."

„Ebendeshalb, Förster Frei, eignet sie sich nicht für eine Erziehungsanstalt", fiel die Baronin ein. „Ein Mädchen wie Hildegarde gehört dem Leben. Welt und Menschen werden sie besser erziehen als pedantische Schulmeister oder steife, kalte Gouvernanten. Bei mir findet sie liebevolle, mütterliche Behandlung, angenehme Zerstreuung, erheiternde und bildende Unterhaltung für Geist und Herz."

„Ich würde als ein wortbrüchiger Mann dastehen, gnädige Frau", versetzte der Förster, „wenn ich mich

von Ihrer Güte bewegen ließ, einen gefaßten Beschluß wieder rückgängig zu machen."

„Weiß Ihre Tochter darum?"

„Sie ist vollkommen unterrichtet und findet, daß ich ihr Bestes will."

„Nun, lieber Förster Frei, wenn dem so ist, dann will ich nicht hinderlich werden. Versuchen Sie Ihr Heil mit der Pension. Ich bin nicht eigensinnig und stehe deshalb vorläufig — hören Sie, Frei, vorläufig! — zurück. Wenn aber Hildegarde eines Tags zu der Einsicht kommen sollte, daß sich auf Kaltenstein doch wol besser leben läßt als in einer von der Welt und ihren Freuden abgeschlossenen Erziehungsanstalt, dann wird sie bei mir dieselbe freundliche Aufnahme finden, welche ihr Vater jetzt aus — Grillenhaftigkeit verschmäht. Grüßen Sie das liebe Kind und lassen Sie mich wissen, wann sie das Vaterhaus verlassen wird. Ich möchte ihr ein kleines Andenken mitgeben."

Förster Frei verbeugte sich dankend. Eine ablehnende Antwort zu geben war ihm unmöglich. Mit völlig beruhigtem Herzen trat er den Rückweg an.

Elftes Kapitel.

Mutter und Sohn.

Adolar von Kaltenstein war höchst unliebenswürdig. Es schien als gewähre es ihm Vergnügen, seine Mutter zu ärgern, denn er that heute alles das, was Clotilde gar nicht haben mochte. Als er von einem Spazierritt zurückkam, trat er mit schmuzigen Reitstiefeln, umsprungen von seinem weißen, sehr unsauber aussehenden Pudel, in das Zimmer der Baronin und machte den schönen Teppich, der es bedeckte, voll Flecken. Clotilde brauste über diese Unschicklichkeiten, die sie früher nie an dem fügsamen Sohne bemerkt hatte, auf und gab ihm ihre sehr gerechtfertigte Unzufriedenheit mit seinem auffälligen Benehmen zu erkennen.

„Ueberhaupt finde ich“, schloß sie ihre Strafrede,

„daß du seit acht Tagen mir wie ausgetauscht vorkommst. Was ist die Ursache davon?"

„Sie selbst, gnädige Frau Mama", erwiderte Adolar ziemlich unehrerbietig, stellte sich breitbeinig ans Fenster und trommelte an die Scheiben.

„Ich?" wiederholte ganz erstaunt die Baronin. „Ich soll schuld sein an deinen schlechten Angewohnheiten?"

„So ist es, Mama; denn Ihnen allein habe ich es zu danken, daß ich mich langweile, schmählich langweile."

Clotilde zuckte die Achseln.

„Wenn es dir im väterlichen Hause nicht gefällt, warum bleibst du denn hier?" versetzte sie vornehm gelassen. „Du lebst auf dem Lande und zwar in der Provinz. Außer den Reizen der Natur und den gewöhnlichen Zerstreuungen eines unabhängigen Landedelmanns kann ich dir andere Genüsse nicht bieten. Das wußtest du, ehe du uns mit deinem Besuche beehrtest."

„Entschuldigen Sie, gnädige Mama, das wußte ich nicht."

„Dann hast du vergessen, wie es auf Kaltenstein zuging, ehe du die Akademie bezogst."

„Nicht doch, Mama! Damals war es viel amusanter hier.“

„Weil du Kind warst und etwas anderes noch nicht kanntest.“

„Auch darin muß ich Ihnen widersprechen! Damals gab es gesellige Cirkel auf Kaltenstein und diese Cirkel, die ich in vollendeterer Gestalt, Ihren eigenen Andeutungen zufolge, wiederzufinden hoffen durfte, vermisse ich jetzt. Außer meinem Walach Othello und meinem Pudel Ophelia gibt es hier für mich keine Gesellschaft!“

„Unartiger Knabe!“ rief die Baronin entrüstet. „Du zwingst mich wirklich, meine Zuflucht zu deinem Vater zu nehmen.“

„Der Herr Baron ist nur mein Pflegevater“, versetzte trotzig Adolar.

„Nun — ja“, erwiderte die Baronin, ihr Taschentuch zornig reibend. „Dennoch liegt ihm doch wol die Pflicht ob, die Pflegemutter gegen die Unarten des Pflegesohns in Schutz zu nehmen.“

Sie stand auf und wollte sich entfernen. Die Entschlossenheit in ihren Mienen veränderte die Haltung des insolenten Jünglings. Er näherte sich ihr rasch, erfaßte die Hand der Beleidigten und führte sie

jetzt mit ritterlicher Courtoisie und mit dem Anstande eines echten Cavaliers zurück zu ihrem Sitze.

„Verzeihung, gnädige Mama! Ich will Buße thun und darum beichten."

Clotilde verbarg ihr Gesicht in das Taschentuch und entpreßte ihren Augen mit Mühe ein paar Thränen. Durch diese Thränen blickte sie dann den Sohn schmerzhaft lächelnd fast kokett an.

„Was hast du mir zu sagen?" fragte sie milder.

„Sie versprachen mir, während meiner Anwesenheit auf Kaltenstein kleine amusante Gesellschaften zu bitten — und eine Art petits soupers zu veranstalten. Ich bekenne, daß ich für derartige Vergnügungen passionirt bin, und daß ich mich namentlich darauf freute, bei denselben meine frühere Gespielin, die hübsche Försterstochter wiederzusehen."

Die Baronin seufzte und wehte sich Luft mit ihrem Taschentuche zu.

„Und weil dies nicht geschehen konnte, mishandelst du deine Mutter?" fragte sie forschend.

„Weil dies nicht geschehen ist, gnädige Mama, steht mir der Kopf nicht recht", gab Adolar zur Antwort.

„Du weißt, Förster Frei hat es vorgezogen, die

kleine Hildegarde dem Dombechanten Warnkauf zu übergeben."

Adolar lachte.

„Wirklich, Mama? Ich glaubte immer, es sei dies nur Verleumdung. Aber sagen Sie, beste Mama, was hat sich denn eigentlich der Förster dabei gedacht?"

„Der Stiftssyndikus Liebner hat ihm das Haus des Dombechanten empfohlen", erwiderte die Baronin. „Der Mann steht in großer Achtung und in dem Rufe freisinnigster Humanität."

„Das heißt", fiel Adolar ein, „er verschmäht es nicht, mit gescheidten Weltleuten, auch wenn sie nicht Bekenner des Papstthums sind, vertrauten Umgang zu pflegen. Diese Humanität hat mir an dem Dombechanten stets gefallen, daß sie ihn aber gerade zur Erziehung eines jungen Mädchens geeignet mache, will mir noch nicht recht einleuchten."

„Seine Schwester ist eine sehr würdige Dame", versetzte die Baronin, „und ganz so geartet, wie Förster Frei sie als passende Erzieherin für seine Tochter sucht. Sie versteht die Wirthschaft aus dem Grunde, ist ein lebendiges Kochbuch, kann Stricken, Nähen, Stopfen, und besitzt alle Eigenschaften, um ein Kind bürgerlichen Standes zu einer recht braven Hausfrau in bürgerlich ehrbarem Sinne heranzubilden."

„Und das sagen Sie so ruhig und gemessen, gnädige Mama, als wären Sie vollkommen davon überzeugt?“ sprach Adolar mit Feuer. „Ich müßte in den letzten drei Jahren mein Gedächtniß ganz und gar verloren haben, oder ich erinnere mich noch sehr deutlich, daß Sie es für die liebste Aufgabe Ihres Lebens und gleichzeitig für Ihre angenehmste Beschäftigung hielten, die einzige Tochter Ihrer aufrichtigsten Freundin für die Welt zu erziehen.“

„Meine Freundin ist aber gestorben, Adolar“, sagte die Baronin, „und wenn ich auch Wünsche hege, Wünsche, die mir Cornelie in den letzten Augenblicken ihres Lebens noch ans Herz legte, so besitze ich, die Fremde, doch kein Recht, dem Vater Vorschriften über die von ihm beliebte Erziehung seines Kindes zu machen.“

Adolar nahm eine sehr brüske Miene an, indem er antwortete:

„Weshalb nicht, Mama? Hängt der Förster nicht ganz von uns ab, und hat nicht Hildegarde Ihnen und Ihrer Güte alles, was sie geworden ist, ausschließlich zu verdanken? Ich weiß es von dem Vater, daß nur Ihre Freigebigkeit der verstorbenen Mutter Hildegardens die Mittel gewährte, das hübsche anstellige Mädchen so zu erziehen, wie sie es that.“

Es schien der Baronin unangenehm zu sein, von dem Sohne an diese immer nur ganz im stillen der Försterin gereichte Unterstützung erinnert zu werden. Sie sagte daher abbrechend:

„Förster Frei mag sich eben nicht abhängig machen."

„Er ist es trotzdem und er soll es auch bleiben! Nun gerade will ich es!"

„Adolar!" warnte die Mutter.

„Ja, Mama, ich will es!" rief trotzig der Jüngling. „Ich werde mit dem Vater Rücksprache nehmen."

„Papa wird dich auslachen."

„Du irrst, Mama", sagte mit vielsagendem Blicke der junge Baron. „Es war ihm auch nicht recht, daß Hildegarde —"

„Was war dem Vater nicht recht?" fiel Clotilde ein.

Adolar fühlte, daß er eine unschickliche Aeußerung gethan hatte, welche seine Mutter verletzen konnte. Er lenkte ein.

„Die Unterbringung der Försterstochter auf der Dechanei", sagte er so gleichgültig als er es vermochte. „Sie würden ihr dort den Kopf verdrehen, meinte Papa, und am Ende ginge dann noch gar Hildegarde ins Kloster."

Clotilde lächelte überlegen.

„Deshalb bin ich ohne Sorge“, erwiderte sie. „Ich hoffe in der Seele des jungen Mädchens einen Grund gelegt zu haben, und der läßt sich mit Bitten und Drohen nicht so leicht einreißen. Uebrigens sind die Befürchtungen deines Vaters ganz aus der Luft gegriffen. Fürs Kloster erzieht der aufgeklärte Domdechant sicherlich kein ihm anvertrautes junges Mädchen. Das Leben hat ihn Erfahrungen machen lassen in dieser Hinsicht, die er nie wieder vergessen wird. Mir aber thut es leid um das gute Kind, weil ich es besser mit Hildegarde vorhatte. Unter meiner Protection konnte sie ihr Glück machen.“

„Ich würde sie ebenfalls protegirt haben, Mama“, fiel Adolar munter ein. „Sie verspricht eine Schönheit zu werden.“

„Du hast das frühzeitig bemerkt, zu frühzeitig, mein' ich.“

„Dann mußt du den Vater deshalb zur Rede stellen. Er war es, der mich am Tage der Beerdigung Corneliens zuerst auf die trauernde Tochter aufmerksam machte. Ich freute mich, mit ihr verkehren zu dürfen, du nährtest ebenfalls meine Hoffnungen, und nun kommt ein Priester und fängt sich sans façon den zierlichen Goldfisch ein.“

„Dem Feuer nach zu urtheilen, mit welchem du

von Hildegarde sprichst, lieber Sohn, muß ich dem Förster am Ende noch dankbar sein, daß er so starrköpfig und unliebenswürdig war, sein Kind meiner Obhut geradezu zu entziehen."

„Keineswegs, Mama!" erwiderte Adolar. „Hildegarde gefiel mir und ich hätte mich so gern mit ihr amusirt."

Clotilde heftete einen langen und sehr ernsten Blick auf den Jüngling. Dieser ward dadurch verwirrt und schlug sein Auge zu Boden.

„Wann gedenkst du abzureisen?" fragte die Baronin nach einer Pause. „Deinem eigenen Geständnisse nach langweilst du dich hier; ich habe dir nach dem Mitgetheilten nichts zu bieten, was dich lange fesseln und zerstreuen könnte, und daher halte ich es für besser, du begibst dich sobald wie möglich wieder zurück auf die Akademie."

„Sind Sie meiner denn so überdrüßig, gnädige Mama?"

„Du wirst dir selbst zur Last, mein Sohn, und dadurch könntest du auch mir unbequem werden. Beides unterbleibt zu unser beider Besten, wenn du deinen mir bisher ganz lieben Besuch abkürzest."

Adolar war verstimmt, doch ließ er es sich nicht merken. Er fühlte, daß die Mutter im Grunde recht

hatte. Außer dem Vergnügen der Jagd, für das er nicht gerade schwärmte, bot sich vorerst keine ihm recht zusagende Zerstreuung. Der Magnet, welcher ihn auf Kaltenstein gefesselt und festgehalten haben würde, war durch den Eigensinn oder den Argwohn des bizarren Försters verschwunden. Die verdrießliche Mutter, welche den Verlust Corneliens und mehr noch die Trennung von Hildegarde schmerzlich empfand, konnte seinen unklaren Gefühlen und ungestümen Neigungen keinen Ersatz gewähren, und der Umgang des Vaters, dessen Liebhabereien sich auf den Sohn vererbt zu haben schienen, war für seine Jahre doch zu einseitig, als daß er ihm hätte genügen können. Auch wollte es ihm scheinen, als müsse er künftighin vorsichtiger mit seiner Mutter verkehren und die Worte mehr abwägen. Einige seiner absichtslos hingeworfenen Bemerkungen hatten sie zum Nachdenken aufgefordert, wenn nicht gar verletzt. Beides that ihm leid; denn fühlte er auch keine tiefere Liebe zu ihr, wie Kinder es zu Müttern sollen, so flößte sie ihm doch Respect ein durch die untadelige Haltung, die sie stets anzunehmen verstand und die selbst seinem Vater jederzeit imponirte. Er küßte daher Clotilde mit jener Galanterie, über die er verfügen konnte, wenn er nur wollte, die Hand, bat seines ungehörigen Betragens

wegen nochmals um Verzeihung und empfahl sich mit der Versicherung, daß er die Winke und Andeutungen der gnädigen Mama ernstlich in Erwägung ziehen werde.

Zwölftes Kapitel.

Mädchenlist.

Wir überspringen jetzt einige Wochen in dem Leben der bisher uns bekannt gewordenen Personen, da während derselben kein Ereigniß von Wichtigkeit sich zutrug. Wider Erwarten des Försters hatte der Stiftssyndikus sehr warm für Hildegarde sich verwendet und durch seine Empfehlung dem jungen Mädchen die Aufnahme im Hause des Domdechanten Warnkauf gesichert. Liebner kannte den geistlichen Herrn besser als sich selbst. Er wußte, daß ein blutjunges, noch gänzlich unerfahrenes Mädchen von ihm nicht ascetisch streng, am wenigsten mönchisch gehalten werden würde. Bei seinen geistlichen Vorgesetzten stand der Domdechant sogar in dem Rufe, daß er als Mann der Kirche in seinen Grundsätzen zu liberal sei, und der Welt mit ihren Freuden mehr Opfer

bringe, als sich streng genommen mit seiner Stellung vertrage. Da man ihm indeß keinen eigentlichen Exceß vorwerfen konnte, so begnügte man sich mit brüderlichen Winken, die bei nicht stattfindender Besserung die Anwendung strengerer Disciplin in der Zukunft ahnen ließen.

Diese Wahl des Stiftssyndikus fiel dem Förster nicht auf, eben weil man den Charakter des Domdechanten weit und breit kannte, und seine Vorliebe für Andersgläubige niemand ein Geheimniß war. Warnkauf trug das priesterliche Gewand mit dem Anstande eines geborenen Fürsten, den erst in spätern Jahren, nachdem er das Leben gründlich genossen hat, die Verhältnisse nöthigen, dasselbe anzulegen. Er war und blieb als Priester immer Mensch. Die Lehre von der Liebe verkörperte sich in seinen Werken; in den Predigten, deren er überhaupt nur wenige hielt, war selten davon die Rede.

Im steten Umgange mit einem so humanen und hochgebildeten Manne glaubte der Stiftssyndikus die Tochter seiner verstorbenen Nichte am besten aufbewahrt. Es fehlte in der Dechanei dem jungen Mädchen nicht an geeignetem Umgange, denn Gleichalterige verkehrten oft daselbst, da Warnkauf die Aufsicht über ein Jungfrauenpensionat führte, in welchem unbemittelte Mäd-

chen erzogen, und, sofern sie Lust und Drang dazu zeigten, zum Klosterdienst herangebildet wurden. Hildegarde war also ganz so untergebracht, wie ihr Vater es wünschte. Sie wurde beaufsichtigt, ohne klösterlich streng gehalten zu werden; sie konnte ihre Kenntnisse in Wissenschaft und Kunst vermehren und durfte doch nicht alles vernachlässigen, was sonst noch jungen Mädchen zu lernen obliegt. Mit dem Vaterhause aber blieb sie in fast ununterbrochener Verbindung, da die Dechanei nur ein paar Stunden von dem Forsthause entfernt war.

In letzterm war es unangenehm still geworden, seit die lebhafte Hildegarde es verlassen hatte. Kathrine besaß jetzt keinen Gegenstand mehr, an dem sie sich reiben konnte, und der Förster, dem es bei der Schwester noch weniger behagte als früher bei seiner Frau, fing sein unhäusliches Leben schon wenige Tage nach der Abreise der Tochter von neuem an.

Hildegarde verließ das väterliche Haus nicht ungern, dennoch überrieselte es sie, als sie erfuhr, daß ihr zukünftiger Aufenthaltsort die Dechanei sein sollte. Vielleicht wäre dem jungen Mädchen ganz dasselbe begegnet bei jedem Orte, denn ihr einziges Augenmerk war auf Kaltenstein gerichtet, etwas jedoch mochte zu dem Gefühl der Furcht, das sie beschlich, doch wol

der Gedanke mit beitragen, daß sie, die Protestantin, fortan unter lauter Katholiken verweilen werde. Sie schwieg jedoch und behielt die Miene kindlicher Unterwerfung, die sie sich vor dem Spiegel einstudirt hatte, mit solchem Glücke bei, daß ihr Vater nichts von dem ahnte, was in ihr vorging.

Zu Anfang ihres Aufenthalts in der Dechanei besuchte der Förster seine Tochter jeden dritten oder vierten Tag. Er fand sie immer gleich gemessen und still. Sie hatte keine Klage zu führen, im Gegentheil, sie war mit allem zufrieden. Der Domdechant gab sich viel Mühe, sie in Dingen zu unterrichten, die Hildegarde bis dahin fremd geblieben waren. Er beschäftigte sich gern etwas mit Astronomie, überhaupt mit Naturkunde, und gerade aus diesen Studien mochte er seine milde Weltanschauung geschöpft haben, die wol hin und wieder mit dem Dogma, das sein Amt ihm zu vertheidigen gebot, in Zwiespalt kommen mochte. In diese interessante Wissenschaft suchte Warnkauf seine Pflegebefohlene jetzt einzuweihen.

Hildegarde faßte zwar leicht, allein sie interessirte sich wenig für die Enthüllungen der Weltgeheimnisse. Die Sterne lagen ihr zu weit ab und bisweilen glaubte sie, der geistliche Herr wolle ihr etwas aufbinden. Ihr Reich war die Erde. Diese wollte sie kennen

lernen, diese ganz so genießen, wie es ihr die wohlwollende Baronin so oft verheißen hatte. Demnach blieben alle Gedanken Hildegardens stets auf diese Frau gerichtet, von der sie zu ihrem großen Leidwesen weder vor ihrem Weggange aus dem Vaterhause noch später auf der Dechanei etwas hörte.

So vergingen einige Wochen scheinbar in bestem Einvernehmen. Hildegarde hatte sich eingewöhnt und blieb gegen den väterlich milden Domdechanten, den sie „Onkel“ nennen mußte, ebenso gegen dessen Schwester, die redselige Sabine, die ebenfalls die Herzensgüte selbst war, gleich freundlich.

Die Besuche des Försters wurden bald seltener, und schon im October hörten sie ganz auf.

„Der Vater vergißt mich“, dachte Hildegarde, und ein Gefühl der Bitterkeit nistete sich ein in ihrem Herzen. „Es kommt alles wie ich es mir gedacht habe. O, wäre doch die Baronin noch ein einziges mal zu mir gekommen, ehe der Vater seinen Entschluß mit Hülfe des immer lächelnden Stiftssyndikus ausführen konnte! Oder hätte ich meinen Brief der gnädigen Frau zuschicken können!“

Dieser Brief beunruhigte Hildegarde sehr. Beim Wechseln ihrer Kleider hatte sie ihn verlegt und konnte ihn trotz des eifrigsten Suchens nicht wiederfinden.

Einen andern gleichen Inhalts zu schreiben fand sie keine Gelegenheit, und so blieb zu ihrer tiefsten Betrübniß die Baronin von Kaltenstein über ihre eigenen Wünsche völlig im Unklaren. Am meisten fürchtete Hildegarde, daß ihr gänzliches Schweigen die ehrgeizige Frau verletzen könne. Hildegarde wünschte deshalb nichts mehr, als daß es ihr gelingen möchte, die von ihr und ihrer verstorbenen Mutter so hoch geschätzte Frau womöglich bald noch einmal zu sprechen.

Dieser Wunsch konnte sich erfüllen, wenn es Hildegarde gelang, einigen Einfluß auf den Domdechanten zu gewinnen. Sie war klug genug, ihre Absichten ganz geheim zu halten, ihr weiblicher Instinct ließ sie aber nach den geeignetsten Mitteln zur Erreichung derselben greifen.

Der Domdechant war in frühern Jahren ein eifriger Jäger gewesen und hatte wiederholt mit Büchse und Jagdtasche zugleich mit ihrem Vater das Forsthaus betreten. Der jüngste Kaplan begleitete dann den Herrn gewöhlich. Gegen Kinder ungemein freundlich, pflegte Warnkauf jedes, das ihm begegnete und nicht blöde war, ihm Rede und Antwort zu stehen, durch kleine Geschenke zu beglücken. Diese bestanden in Bildern, welche durch einen Spruch der Heiligen Schrift erklärt wurden. Hildegarde war noch im Be-

sitze einiger dieser Bilder, und sie benutzte eines Tags den günstigen Moment, um halb im Scherz und halb im Ernst den geistlichen Herrn zu fragen, ob er nicht auch jetzt noch ein oder das andere derselben an sie zu verschenken habe? Der Domdechant holte sogleich ein altes Meßbuch, blätterte darin und überreichte Hildegarde ein Bild, das eine weiße Lilie vorstellte.

„Sieh es dir genau an, meine Tochter", sprach er schalkhaft lächelnd, „und handle danach!"

Hildegarde nahm das Geschenk dankend an. Die Blume war beweglich; sie ließ sich zur Seite biegen, und als das junge Mädchen dem Verlangen nicht widerstehen konnte, dies zu thun, enthüllte sich ihr ein zweites Bild, das den heiligen Georg darstellte, wie er den Drachen besiegt.

„So wie dieser fromme Ritter, sollen wir alle handeln", sprach der Domdechant, indem er warnend den Zeigefinger der rechten Hand gegen Hildegarde erhob. „Es bäumen sich der Gift und Verderben drohenden Drachen gar viele auf unserm Lebenswege und selbst in unserm Herzen, und suchen uns mit versengender Lohe zu begeifern. Sie alle müssen wir besiegen, unerschrocken, durch Ausdauer und be-

harrliches Wollen, wie der heilige Georg das beschuppte Unthier für sich und andere unschädlich machte."

„Halten mich denn Hochwürden für gar so sündhaft, daß Sie gerade mir dies vielsagende Bildchen jetzt verehren?" fragte Hildegarde in scherzendem Tone.

„Für sündhaft nicht, liebe Tochter, aber für schwach", versetzte Warnkauf. „Du bist jung, hübsch — mancher wird dich vielleicht schön nennen — beides zusammen macht eitel, und Eitelkeit ist ein schlechter Gefährte der Tugend. Nur Kampf kann diesen Feind oder Versucher besiegen!"

„Da sollten Hochwürden recht viele mit solchen warnenden Bildern beschenken", meinte die kluge Hildegarde. „Ich selbst wüßte ein paar Leute, denen sie gar nichts schaden könnten."

„Zum Beispiel?" forschte der Domdechant, dem die naiven Antworten des jungen Mädchens gefielen.

„Zum Beispiel meine Tante Kathrine und dann — die gnädige Frau Baronin von Kaltenstein!"

Warnkauf konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Das sind zwei Personen", versetzte er, „wie man sie sich kaum verschiedener denken kann. Ich

glaube indeß nicht, daß gerade diese beiden einer solchen Warnung benöthigt sind."

„Ganz gewiß, Hochwürden", sagte Hildegarde unbefangen. „Meine Tante trägt mehr als einen Drachen in sich und wird, fürcht' ich, zuletzt noch von einem derselben mit Haut und Haar aufgefressen, wenn sich nicht ein barmherziger Heiliger ritterlich ihrer annimmt, und die Frau Baronin —"

„Kind, Kind, du bist schlimm!" fiel der Domdechant ein.

„Die Frau Baronin", fuhr Hildegarde ungenirt fort, „hat es mir selbst gesagt, daß ein Mädchen oder eine Frau, welche den Männern gefallen wolle, nicht blos ein klein wenig, sondern ziemlich viel eitel sein müsse!"

„Freilich, freilich", versetzte der geistliche Herr fortwährend lächelnd, „wenn es so um die Baronin steht, dann müßte man ihr schon aus christlicher Liebe unbemerkt beispringen. Ich will also sehen, was ich zu thun habe."

„Darf ich sprechen, Hochwürden?" fiel Hildegarde ein.

„Soviel du magst, nur hüte dich, zu viel Thorheiten über deine leichtfertige Zunge schlüpfen zu lassen!"

„Die gnädige Frau hat noch nie eine Procession mit angesehen.“

„Weißt du das?“

„Sie beneidete mich um dieses erbauliche Schauspiel, dem ich, wie Sie ja wissen, schon als Kind mehrmals beiwohnte. Darum glaube ich, Hochwürden könnten der Frau Baronin wol auch einmal Gelegenheit geben, eine solche Feierlichkeit in der Nähe zu sehen. Am Allerheiligentage —“

„Man müßte die Frau geradezu einladen“, unterbrach sie Warnkauf.

„Das meine ich auch, Hochwürden! Sollte das nicht erlaubt sein?“

„Warum nicht! Nur die Form, die Form!“

„Der Herr Baron hält in den nächsten acht Tagen eine große Jagd ab, das weiß ich“, fiel Hildegarde ein. „Es betheiligen sich viele daran, auch geistliche Herren. Ich wende mich an den Vater, den ich ohnehin gern wieder einmal sehen möchte, und Hochwürden haben die schönste Gelegenheit, sich der gnädigen Frau erkenntlich zu erweisen. Während der Procession dann zu dem wunderthätigen Marienbilde drücken Hochwürden ihr einen so niedlichen Drachentödter in die Hand und —“

„Du bist so schlau und so allerliebst listig, mein

Kind", unterbrach der Domdechant die Rede der Förstertochter, „daß man selbst Schelmenstreiche, die du möglicherweise verüben möchtest, dir großmüthig verzeihen müßte. Seit Jahren schon bin ich ein miserabler Jäger geworden, da meine Augen mich immer täuschen. Die Herren Weidmänner aber sind arge Spötter, wenn sich schlechte Schützen zu ihnen gesellen, und deshalb habe ich mich ganz von diesem Vergnügen zurückgezogen. Um aber der Frau Baronin den Beweis zu liefern, daß ich ihr gern gefällig sein möchte, will ich deinen Vorschlag in Erwägung ziehen. Schreibe du inzwischen an deinen Vater und laß in deinen Worten durchblicken, daß ich ihn gern je eher je lieber sehen und sprechen möchte."

Hildegarde verbarg ihre Freude über das voraussichtliche Gelingen ihres Plans und setzte sich auf der Stelle hin, um dem Vater zu schreiben. Dem Wunsche des Domdechanten mußte dieser entgegenkommen, und der Baron von Kaltenstein hätte sehr unhöflich sein müssen, wenn er, von seinem Förster darum angegangen, den geistlichen Herrn nicht in Person zu der abzuhaltenden Jagd eingeladen hätte. Die Baronin selbst aber — so schloß Hildegarde — war viel zu klug, um die geschickt angelegte Machination nicht entweder ganz zu durchschauen oder doch zu

ahnen. Hildegarden sagte die freudige Unruhe, von der sie mehr und mehr ergriffen ward, daß sie ihre mütterliche Freundin wiedersehen würde, und dies Wiedersehen genügte, um sich gegenseitig vollkommen zu verständigen.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Briefe eines Kindes.

„Hier! Ein Brief für dich!" sprach Kathrine in mürrischem Tone, indem sie ihrem Bruder den Brief Hildegardens einhändigte, der während des Försters Abwesenheit im Forsthause abgegeben worden war. Das kurze, barsche Wesen der Schwester fiel diesem auf, denn seit Hildegardens Weggange war sie in ihrer Art umgänglicher gewesen denn je.

„Fehlt dir etwas?" fragte Andreas, den Brief in Empfang nehmend.

„Behüte!" versetzte Kathrine. „Mich ärgert's blos, daß so ein Mädel bei Leuten, die doch vernünftig sein wollen, Zeit hat, noch lange Briefe zu schmieren! Es ist ein ganzes Buch, und Stunden sind über dem Gekritzel verloren gegangen! Ewig schade, daß das eingebildete Ding nicht unter meinem Com=

mando steht. Ich wollte sie zurecht setzen, daß sie die Engel von früh bis nachts singen hörte!"

Andreas ging kopfschüttelnd von dannen. Kathrine, einmal zum Sprechen gekommen, redete sich gewöhnlich immer tiefer in ihren Aerger hinein, und es war vorauszusehen, daß der Bruder einige derbe Wahrheiten, wie die resolute Schwester sie gern an den Mann brachte, zu hören bekam. Sie ließ ihrer Zunge noch immer freien Lauf, als der Bruder schon die Thür seines Zimmers hinter sich verschlossen hatte. Letzteres brachte sie noch mehr auf.

„Du kannst die Thür sperrangelweit offen stehen lassen", rief sie ihm nach, „vor mir bist du sicher! Ich danke Gott, daß er mich mit der Pönitenz verschont, dem in sich selbst vergafften Gänschen tagtäglich in ihr hochmüthiges Lärvchen sehen zu müssen. — Es wird doch nichts aus ihr, doch nichts! — Ich weiß es, ich wette drauf, und mit einem Eide will ich's bekräftigen! — Briefschreibende Mädel sind nun einmal meine Antipathie! —"

Kathrine schleuderte die Holzpantoffeln, in denen sie gewöhnlich im Hause herumklapperte, von den Füßen und huschte die eben gescheuerte und deshalb mit grauen groben Tüchern belegte Treppe in Strümpfen nach dem obern Gestock, wo sich unter hastigem

Oeffnen und Zuschlagen verschiedener Thüren das Gezänk der Entrüsteten nach einiger Zeit verlor.

Inzwischen hatte der Förster den Brief seiner Tochter erbrochen. Andreas machte sich Vorwürfe nach Durchlesung der ersten Zeilen, in denen Hildegarde ihr Bedauern über das lange Ausbleiben des Vaters aussprach.

„Das Kind hat Ursache sich zu beklagen", sagte er seufzend, „und dennoch kann ich es nicht ändern. Thue ich ja doch alles nur für sie! O, wenn es ihr dereinst Glück und Segen bringen möchte!"

Er las weiter und seine Aufmerksamkeit ward von Hildegardens Mittheilungen mehr und mehr in Anspruch genommen. Der Vater freute sich doch über sein kluges Kind, das sich schriftlich so gewandt ausdrücken konnte. Einen solchen Brief, so gut stilisirt, so mannichfach in seinen Wendungen, hätte er selbst wol kaum zu Stande gebracht. Wie nahmen sich dagegen die Zettel seiner Schwester aus, deren er in frühern Jahren mehrere erhalten hatte! Sie waren meistens auf durchschlagendes Papier geschrieben, ohne Interpunktion und in einer Orthographie, die ihrer Kühnheit wegen Staunen erregen konnte. Und dabei hatte Kathrine nie unterlassen, die Bemerkung einzuschalten, daß sie eigentlich gar keine Zeit habe, so

lange die Feder zu handhaben. Aber das komme von den vielen Fragen der Mannsleute her, die sich niemals selber zu rathen und zu helfen wüßten!

Die Ueberzeugung, Bildung sei doch auch etwas werth, drängte sich beim Lesen des Briefes seiner Tochter dem Förster dergestalt auf, daß er sich fast glücklich fühlte in dem Gedanken, sein Kind sei doch ganz anders geartet als ihre unbequeme und so äußerst unliebenswürdige Tante. Nur daß er selbst so wenig diese Bildung der Tochter genießen, sie bisweilen nicht einmal richtig zu würdigen vermöge, beängstigte ihn wieder. Er hatte eigentlich kein Recht, Hildegarden etwas zu untersagen; denn er wußte selten genau, ob er sich dabei nicht eine Blöße geben könne. Nichts aber ist peinlicher für einen Vater, als wenn er sich von den eigenen Kindern im Wissen wie im Urtheilen überflügelt sieht. Und dies war eigentlich der Hauptgrund, weshalb Andreas Frei, nun er die Tochter gut aufgehoben wußte, die Dechanei nicht mehr besuchte.

Hildegarde schrieb sehr heiter, und es freute den Förster, daß sie mit soviel Sinnigkeit eine nur leicht hingeworfene Aeußerung des Domdechanten ergriff, um dem würdigen Herrn eine frohe Ueberraschung zu bereiten. Andreas war sogleich entschlossen, die nöthigen

Einleitungen zu treffen, damit der Baron ja nicht versäume, den Prälaten einzuladen. Am Schlusse ihres sehr ausführlichen Schreibens, das noch mancherlei Abschweifungen enthielt, bat Hildegarde um Uebersendung einiger Bücher und um die Mappe, in welcher Cornelie ihre Federzeichnungen und Skizzen aufbewahrte. Der Domdechant interessire sich dafür, fügte sie hinzu, und sie habe ihm versprochen, sich diese lieben Andenken an die verstorbene Mutter schicken zu lassen.

Der Förster wollte diesem Gesuche ungesäumt willfahren. Er hörte zwar, daß Kathrine mit Tellern klapperte und ihr Schlüsselbund heftig schüttelte, was immer ein Zeichen großer Ungeduld war, für ihn aber auch zugleich eine Einladung zu Tische bedeuten sollte.

„Laß sie brummen!" dachte Andreas. „Verdrießlich ist sie doch einmal und kann ich ihr so wie so nichts zu Danke machen. Erst also die Mappe hervorgesucht und dann dem Tischrufe genügt!"

Heiterer als gewöhnlich betrat der Förster das frühere Wohnzimmer seiner verstorbenen Frau. Es ward seit Hildegardens Abreise immer verschlossen gehalten und höchstens alle vierzehn Tage einmal von Kathrine, dann jedoch stets auf Socken, nie mit profanen Schuhen, betreten, damit der wenige Staub,

der sich auf Mobilien, Fenstern und Spiegeln ansetzte, mittels eines dazu bestimmten feinen seidenen Tuchs entfernt werde. Der Förster hatte kein Bedürfniß, dies Zimmer zu besuchen; nur den Schlüssel dazu behielt er sich, um nicht die Schwester darum angehen zu müssen, die nie einen Schlüssel aus der Hand gab, ohne vorher ein wahres Kreuzverhör mit dem, der ihn forderte, anzustellen.

Die Ordnung in diesem Zimmer, dem schönsten und wohnlichsten im alten Forsthause, war eine ganz andere geworden. Kathrine wollte das Andenken der beiden Individuen, die ihr stets ein Dorn im Auge gewesen waren, auch in Aeußerlichkeiten verwischen, und darum hatte sie nicht nur die Mobilien umgestellt, sondern auch alles das, was Cornelie bei Lebzeiten und später ihrer Tochter vorzugsweise am Herzen lag, ganz aus dem Zimmer entfernt. Es gab jetzt kein Reißbret mehr darin, keinen Bücherbord, keine Staffelei. Nur der große Secretär, welcher die Zeichnungen, feinen Stickereien und sonstige Sachen der Verstorbenen barg, stand noch an derselben Stelle.

Diesen Secretär öffnete jetzt der Förster und entnahm demselben die Mappe. Da er den lärmenden Schlüsselbund der Schwester schon wieder hörte und

nicht wünschte, daß sie ihm begegne — er hatte nämlich in der Eile die Jagdstiefeln anbehalten, die nicht ganz sauber waren — so schlich er behutsam auf den Zehen wieder aus dem gewissermaßen verbotenen Raume, schloß ebenso behutsam die Thür zu und trug die Mappe nach seinem Zimmer, wo er sie in dem Gewehrschranke verwahrte. Da war sie sicher, das wußte Andreas; denn bei aller Entschlossenheit hatte Kathrine doch große Angst vor Gewehren, mochten sie geladen sein oder nicht, weshalb sie denn auch den Bruder selten in seinem Zimmer störte. Dem Gewehrschranke aber kam sie nie auf mehr als zwei Schritte nahe.

Ueber Tische war die Unterhaltung der Geschwister sehr abrupt. Der Förster blieb merkwürdig ruhig und antwortete kaum auf directe Fragen der Schwester. Kathrine ihrerseits hätte den Inhalt des Briefes ihrer Nichte gern kennen gelernt, aber Andreas ließ sich nicht darüber aus. Mit den Worten: „Es sind Angelegenheiten, die mich ganz allein betreffen", wies er die Schwester zur Ruhe. Dies veranlaßte Kathrine, das Feld noch vor Beendigung der Mahlzeit zu räumen, was sie nur that, um den Bruder zu ärgern, der es nicht leiden konnte, daß jemand früher, als üblich und schicklich war, vom Tische ging. Aber

auch diesen Trotz belächelte heute der Förster, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Bei Lebzeiten seiner Frau hatte Andreas nur selten einmal einen Blick auf Corneliens Arbeiten geworfen. Es war dies Nichtbeachten derselben keine Abneigung gegen diese, sondern bloßer Mangel an Verständniß. Cornelie konnte sein Urtheil über ihre Leistungen zu hören wünschen, und er war nicht im Stande, ein solches abzugeben. So kam es, daß Andreas nicht wußte, was die Verstorbene während ihres Lebens geschaffen, was sie ihm oder Hildegarde an künstlerischen Versuchen hinterlassen hatte.

Jetzt, wo ihn niemand sah, niemand ihn fragen konnte, wagte der Förster, die Mappe zu öffnen. Ein Gefühl der Sehnsucht und Wehmuth überfiel ihn, als er die saubern, feinen Blätter einzeln betrachtete. Er begegnete manchem bekannten Gegenstande, den er auf den ersten Blick erkannte. Da standen die drei alten Buchen, unter deren grünem Schatten er im ersten Jahre seiner Ehe, wo er sich namenlos glücklich fühlte, oft mit Cornelie geruht hatte. Hier das umgesunkene, von Gräsern fast ganz überwucherte Kreuz am Waldwege, der über die Grenze führte, erkannte er ebenfalls. Noch heute pflegte er sich bisweilen darauf niederzulassen und seine Büchse zu laden,

ehe er in das Dickicht trat. Denn diese Strecke Wegs war unheimlich und galt für unsicher. Man hatte wol schon vor einem Jahrhundert das Steinkreuz dem Andenken eines Fremden gewidmet, den man hier von räuberischen Händen erschlagen fand. Und wie treu, wie natürlich hob sich auf diesem Blatte der malerische Hieronymusfels aus dem Gebüsch! Der Förster betrachtete es länger als die übrigen Zeichnungen, und blätterte dann weiter. Da fiel ihm ein beschriebenes Blatt in die Hände. An den Schriftzügen sah Andreas, daß es von Hildegarde herrühre. Wie aber hatte dies Blatt sich unter die Zeichnungen seiner verstorbenen Frau verirrt?

Er nahm es auf und las in der Schrift. Dann wandte er das Blatt um, und erkannte staunend, daß es ein Brief der Tochter an die Baronin von Kaltenstein war. Das darauf bemerkte Datum sagte ihm gleichzeitig, daß Hildegarde diesen Brief nach dem Tode ihrer Mutter an die Baronin geschrieben hatte. Dem Vater war es doch wol gestattet, die Mittheilungen einzusehen, welche die unmündige Tochter ohne sein Wissen einer Dame machte, über deren Charakter sein Urtheil feststand, wenn er es auch niemals offen gegen irgendjemand aussprach. Der Förster las also den Brief.

Er brauchte geraume Zeit zu dieser Lectüre, denn es schwirrte ihm dabei vor den Augen. Das Blut stieg dem Weidmann, der sich als Mensch nicht überhob und mit seinen Tugenden sich gegen niemand brüstete, dergestalt zu Kopfe, daß er wirklich nicht gut sehen konnte. War denn das eine und dieselbe Person, welche diesen Brief und den andern,' den er noch bei sich trug und eben mit einigen herzlichen Zeilen beantworten wollte, geschrieben hatte?

So traurig, so niedergeschlagen, so in tiefster Seele unglücklich war Förster Frei noch niemals gewesen. Der Tod Corneliens erschütterte den starken Mann, dieser Brief seiner Tochter warf ihn zu Boden. Da stand es ja mit klaren Worten geschrieben, daß Hildegarden das Vaterhaus ein Aufenthalt sei, wo sie sich grenzenlos langweile, wo ihr nichts gefalle, wo alles sie anwidere!

„Mit wem soll ich armes Kind mich unterhalten!" schrieb die herzlose Tochter an die fremde Frau, deren Vergangenheit nur wenigen bekannt war. „Mit Tante Kathrine, die mich mit Katzenaugen ansieht und mir am liebsten vergiftete Spinnen in den Nacken setzte? Oder mit meinem Vater, der mich ebenso wenig begreift, wie er die gute Mutter begriffen hat? — Nein, beste, süßeste Freundin, ich kann und will hier nicht

bleiben! Ich würde den Verstand verlieren oder Hand an mich legen — oder in schlechten Gedanken zu Grunde gehen, wenn Sie sich meiner nicht erbarmen! Ja, in schlechten Gedanken, ich wiederhole es! Schon fühle ich, daß sie Besitz von mir nehmen und den Himmel meiner Seele mit dunkelm Gewölk überziehen!"

Auf diese Herzensergießung folgte eine Schilderung des Lebens im Forsthause, deren Richtigkeit der unglückliche Vater leider nicht bestreiten konnte, und daran schloß sich die Versicherung Hildegardens, sie wolle der gnädigen Frau Ehre machen, und immer freundlich blicken und sprechen, um den Vater nicht durch Widerspruch zu reizen. Endlich machte sie der Baronin den Vorschlag, sie möge, sobald dieses Schreiben in ihre Hände gelangt sei, irgendeinen Plan ersinnen, der sie in die Nähe des Forsthauses führe, und ihr die Zeit, wann dies geschehen werde, durch einen zuverlässigen Boten — vielleicht durch den jungen Herrn Baron — hatte Hildegarde in Parenthese beigefügt, wissen lassen. Dann werde sie ihrerseits nicht lässig sein, sondern sich zu ihr flüchten. Einmal im Schutze der Baronin, besitze ihr Vater weder Macht noch Mittel, sich wirksam dem Geschehenen zu widersetzen, und selbst, wenn er dieselben besäße, würde er sie schwerlich anwenden.

Andreas war wie vom Schlage getroffen. Das ungeheuerste Unglück hätte ihn nicht mit solchem Schmerz wie diese Entdeckung erfüllen können. Sein von Natur argloses Herz schrak zusammen vor dieser kaum zu ergründenden Kinderseele, die er freilich persönlich nie gepflegt, die er zu verstehen, vor trübenden Einflüssen zu bewahren, sich nie die geringste Mühe gegeben hatte.

Während ihm Thränen des Kummers über die Entartung seines einzigen Kindes in die Augen stürzten, folterten ihn die schrecklichsten Gewissensbisse. Auf ihn ganz allein fiel ja doch die Schuld der traurigen Verwahrlosung Hildegardens zurück, weil er nichtachtend es geschehen ließ, daß das begabte, für jeden Eindruck empfängliche Mädchen von frühester Jugend auf Ansichten einsaugen durfte, die ihrem Charakter eine schiefe Richtung geben mußten. Konnte er es vor dem Richterstuhle Gottes verantworten, wenn dieser am Tage der Prüfung und Vergeltung Rechenschaft von ihm verlangte über eine Seele, deren Heranbildung ihm die Vorsehung anvertraut hatte, und die infolge sündhafter Nachlässigkeit des Vaters vielleicht der Welt und dem Himmel zugleich verloren ging?

In der ersten Bestürzung tastete der beklagenswerthe Mann wie ein Blinder im unbegrenzten Raume

der Gedankenwelt umher, ob er nicht irgendwo einen Halt für sein Handeln finden könne. Sollte er zürnend vor sein Kind hintreten und mit strafenden Worten der Tochter vorhalten, wie schwer sie sich gegen ihn, gegen ihre selige Mutter, gegen Gott selbst vergangen habe? Oder sollte er schweigen, beobachten und so, Liebe und Zärtlichkeit heuchelnd, Hildegardens verborgenste Gedanken zu erforschen suchen? Der letzte Weg schien dem Förster, wenn nicht der bessere, doch der sicherere zu Erlangung eines bestimmten Resultats zu sein; denn war Hildegarde überhaupt zu bessern, woran man bei der großen Jugend des Mädchens doch nicht zweifeln durfte, so konnte nur gewinnendes Vertrauen ihr Herz erschließen. Vorwürfe und Drohungen würden sie ganz verstockt gemacht und zur vollendeten Heuchlerin ausgebildet haben.

Auch bemächtigte sich ein Gedanke schlimmsten Argwohns des gequälten Vaters. Der eben erhaltene Brief Hildegardens konnte einen geheimen Zweck haben, den er nicht zu errathen vermochte. Gerade der schmeichelnde Ton des ganzen Schreibens deutete darauf hin. Es war alles Heuchelei, alles erkünstelte Liebe!

Was aber wünschte Hildegarde zu erreichen?

Der Förster konnte trotz langen Nachdenkens doch nur Vermuthungen aufstellen.

Noch blieb ihm übrig, den Brief gar nicht zu beantworten, seinen Inhalt nicht zu beachten. Vielleicht wäre dies am rathsamsten gewesen. Fragte dann Hildegarde nach ein paar Tagen wieder an, so ließ Kathrine sich als Unterschlägerin des eingegangenen Schreibens vorschieben. Die Tante war zu einer solchen Willkürhandlung ganz angethan, denn sie haßte die gelehrte Nichte und war jedenfalls mit deren Schreiben nicht einverstanden.

Des Försters angeborene Geradheit brachte ihn jedoch bald wieder zurück von diesem Gedanken. Er beschloß, der eigenen Tochter gegenüber ein ehrliches Verfahren einzuhalten, um die Schuld, von der er gedrückt ward, nicht noch zu vergrößern. Er brauchte sich ja nur an den empfangenen Brief zu halten, den früher geschriebenen und ganz zufällig entdeckten zu ignoriren. That er dies, so mußte seine Antwort freundlich und zusagend lauten.

Andreas hielt nach längerm Nachsinnen diesen Weg für den zweckmäßigsten. Aber er nahm sich vor, bei dem nächsten Zusammentreffen mit dem Domdechanten diesen über Hildegardens Verhalten auszuforschen und ihm sodann, gleichviel wie des geistlichen Herrn Antwort immer lauten möge, die beiden so entsetzlich verschiedenen Briefe seiner Tochter vorzulegen. Von der

meisterhaften Verstellungskunst des jungen Mädchens mußte nothwendig der Mann in Kenntniß gesetzt werden, in dessen Hause und unter dessen geistiger Aufsicht und Leitung das im Aelternhause bei der ersten Erziehung Versäumte nachgeholt werden sollte. Die bekannte Milde des Domdechanten entdeckte dann wol einen Ausweg, um Hildegarde zur Einsicht ihrer Fehler und zur Erkenntniß ihres schweren Unrechts zu bringen.

Mit blutendem Herzen beantwortete Andreas in diesem Sinne den Brief seiner Tochter. Der Angstschweiß brach ihm während dieser für ihn qualvollen Arbeit aus. Glücklich damit zu Stande gekommen, rief er den Burschen, übergab ihm Brief und Mappe, und sendete ihn mit den freundlichsten Grüßen nach der Dechanei.

Kathrine erfuhr nichts von der traurigen Entdeckung ihres Bruders.

Vierzehntes Kapitel.

Mittheilung auf der Jagd.

Baron von Kaltenstein kam dem Wunsche seines Försters bereitwilligst entgegen. Die Einladung des Domdechanten zur Jagd erfolgte in den freundlichsten Ausdrücken und Hildegarde ließ es sich gern gefallen, für ihren gescheidten Einfall von dem geistlichen Herrn gelobt zu werden.

Sabine lachte zu der ganzen lustigen Geschichte und nannte ihre Pflegebefohlene einmal über das andere einen gefährlichen Schalk.

„Wenn du einmal heirathest", sagte sie, „wirst du deinem Mann, im Fall er nicht sehr klug ist, bös zu schaffen machen!"

„Ich heirathe nie", versetzte Hildegarde, die Lippe aufwerfend. „Ein Mädchen, das heirathet, muß sich fügen, und das will ich nicht. Meine selige Mutter

hat es mir oft genug erzählt, wie ihr dies so viele Stunden ihres Lebens verbittert hat!"

„Das war sehr thöricht von deiner Mutter, liebes Kind", sagte der Domdechant in sanft verweisendem Tone. „Nach Gottes heiligem Willen und seinen Vorschriften soll die Frau dem Willen des Mannes sich fügen und ihm unterthan sein. Eine Frau, welche dies nicht thut, versündigt sich, die Sünde aber zieht immer, wenn auch bisweilen erst spät, Strafe nach sich. Ist es also Gottes Wille, so wirst auch du, mein Kind, einst einem dir bestimmten Mann folgen, und diesem in Liebe und Ergebenheit unterthan sein."

Hildegarde schwieg, ihr stolzes, eigenwilliges Herz aber lehnte sich gegen dies Gebot Gottes auf, obwol die Gestalt eines jungen schlanken Mannes an dem Spiegel ihrer Seele lockend vorüberschwebte.

Am festgesetzten Tage trafen die Geladenen auf Kaltenstein ein. Einige der entfernter Wohnenden kamen zu Pferde, andere zu Wagen, nur die nächsten Nachbarn hatten die kurze Strecke nach dem Stammsitze des Barons zu Fuße zurückgelegt.

Der Tag war heiter. Es hatte stark gereift und bei Sonnenaufgang stieg grauer Nebel aus den Thälern auf.

Baron von Kaltenstein empfing seine Gäste auf

der Rampe, die zu dem altfränkisch angelegten Park, gewöhnlich Irrgarten genannt, hinabführte. Ein frugales Frühstück war schon aufgetragen und wurde von den Jagdgästen mit Appetit verzehrt. Man beeilte sich dabei, um keine Zeit zu verlieren. Clotilde hatte sich während dieses Imbisses nicht sehen lassen.

„Halten sich Hochwürden nur immer zu mir“, sagte Frei zu dem Dombechanten, der sein kurzsichtiges Auge mit einer Brille bewaffnet hatte, eine vortreffliche Büchse führte, und ein ihn ganz gut kleidendes Jäger-costüm trug. Den geistlichen Herrn sah dem jovialen Mann nur ein sehr geübtes Auge an.

Es lag dem Förster alles daran, eine Zeit lang ungestört mit dem Dombechanten sprechen zu können. Er hatte sich gut vorbereitet und war einig mit sich selbst.

Da die Aufstellung der Jäger großentheils von Andreas abhing, fiel es ihm leicht, sich und seinem geistlichen Gefährten einen Platz auszusuchen, wie er ihn wünschte. Es war eine Stelle, an der, seiner Berechnung nach, wenig Wild vorüberkommen konnte. Ein großer Feldstein, dem alte verwitterte Wappen eingegraben waren — von wem und zu welchem Zwecke wußte niemand — lag zwischen niedrigem Gebüsch und gewährte ein sicheres Versteck. Dahin

führte der Förster den Domdechanten, als er an dem verhallenden Hallo vernahm, daß die Jagd in der Entfernung vorüberging.

„Hier können wir ein wenig verschnaufen", sprach Andreas, die Büsche auseinander biegend und nach dem Steine zeigend. „In einer Viertelstunde werden die Treiber südwärts aus dem Walde brechen, das Wild nach dem Wasser jagen, das da im Osten über Kiesgeschiebe plätschert, und wenn es von dort durch entgegenkommende Treiber hier durch Moor und Gestrüpp nach dem freien Felde ausbricht, kommt es uns gerade in den Schuß."

Dem Domdechanten leuchtete dies ein. Auch war ihm eine kurze Rast ganz erwünscht, denn Frei hatte ihn bereits durch dick und dünn geführt, und ihn absichtlich nicht geschont. Warnkauf lehnte sich vergnügt an den großen, seltsamen Stein und stöhnte gewaltig.

„Man merkt doch, daß man alt wird, Förster", sagte er, noch immer tief Athem holend. „Vor zehn Jahren wußte ich nichts von einer acht= bis zehnstündigen Jagd, und nun bleibt mir die Luft schon nach anderthalbstündigem Laufen aus!"

„Daran ist nicht das Alter schuld, sondern die Entwöhnung, Hochwürden", versetzte Andreas. „Ich bin schwerlich viel jünger und kenne doch keine Er=

müdung, selbst wenn ich einmal die Nacht mit zum Tage schlage."

„Was Förster Frei öfters thun soll, wie man sagt", fügte der Domdechant lächelnd hinzu. „Na, weshalb auch nicht! Wir sind alle Menschen und haben alle unsere kleinen Schwächen und Liebhabereien."

„Ich hoffe, Hochwürden, daß meine im Freien zugebrachten Nächte mich dereinst nicht vor Gott verklagen werden", sagte Andreas ernst. „Mein Kind —"

„Ich weiß, ich weiß, Förster", fiel Warnkauf ein, „und das Mädchen verdient es auch, daß man sich ihretwegen müht und sorgt."

Der Förster seufzte.

„Ach ja, sorgen!" sprach er. „Der Himmel weiß, daß Hildegarde mir Sorgen macht! Gefällt sie Ihnen?

„So gut, daß ich Sie um das Glück beneiden möchte, ihr Vater zu sein."

„Man kann sich auch manchmal irren, Hochwürden, und Kinder, namentlich Mädchen, sind schwer zu erziehen. Hildegarde war von Jugend auf ein gar eigenes Kind."

„Glaub's gern", erwiderte Warnkauf. „Wo viel Licht ist, da fehlt auch nicht der Schatten. Und

Ihre Tochter hat es hinter den Ohren. Man muß gut aufpassen, sonst dreht sie einem unter keckem Lachen eine Nase."

„Haben Hochwürden diese Erfahrung bereits gemacht?

„Zwei- bis dreimal, aber ich lasse der Schelmin diese Unarten nicht durch."

„Das Kind hat, will mich bedünken, einen traurigen Hang, sich zu verstellen", sagte Andreas. „Mir ist da erst ganz kürzlich etwas passirt, was mich erschreckt hat und ernstlich beunruhigt. Kennen Hochwürden den Brief, den mir das Kind schrieb und worin sie die Zeichnungen ihrer verstorbenen Mutter von mir forderte?"

„Ich weiß nur, daß Hildegarde an Sie schreiben wollte", erwiderte der Domdechant. „Was ist's, das Sie so beunruhigt?"

Der Förster reichte dem Geistlichen den letzten Brief Hildegardens.

„Lesen Hochwürden gefälligst", sprach er, „und wenn ich bitten darf, mit größter Aufmerksamkeit."

Warnkauf kam dem Wunsche des Försters nach.

Als er geendigt hatte, gab er den Brief wieder zurück.

„Beunruhigt Sie dies Schreiben?" fragte er.

„Es verräth sich darin Talent und ein aufgeweckter Kopf.“

„Talent findet sich wol auch in diesem zweiten, sechs Wochen früher geschriebenen Briefe“, erwiderte Andreas, das Blatt dem Dombechanten reichend, welches sich zwischen die Zeichnungen Corneliens geschoben hatte.

Während Warnkauf sich mit dem Inhalte desselben ebenfalls bekannt machte, vernahm man aus beträchtlicher Ferne die jetzt wieder näher kommende Jagd. Andreas untersuchte seine Büchse und nahm die Stellung eines lauschenden Jägers an.

Den Händen des Dombechanten entglitt das Blatt. Er war blaß geworden und sein Auge blickte fragend gen Himmel.

„Wär' es nicht besser, Hochwürden“, sagte der Förster mit zitternder Stimme, „das Kind verwandelte sich durch ein Wunder in ein gehetztes Reh und die sichere Kugel eines Jägers blies ihr unbemerkt das Lebenslicht aus?“

„Lästern Sie nicht, Förster Frei!“ versetzte Warnkauf, den Brief wieder aufhebend und ihn dem betrübten Vater übergebend. „Es hat der Feind frühzeitig Unkraut gesäet in die Seele des armen Kindes, und diese Saat ist aufgegangen in schauerlicher Uep-

pigkeit! Es ist unsere Pflicht, sie auszujäten mit Vorsicht, damit wir nicht auch das Gute mit dem Schlechten vernichten!"

„Ich könnte blutige Thränen weinen über dieses Unglück!" rief Andreas aus. „Mein einziges Kind — und so muß es sich verwerfen! — O, könnt' ich der Baronin dafür wenigstens ihre Sünden vorrücken!"

Die Erwähnung der Baronin von Kaltenstein machte den Dombechanten stutzen. Er reichte dem Förster seine feine, weiße Hand und warf die Büchse über die Schulter.

„Ich will Ihr Freund sein", sprach er, „wenn Sie mir Vertrauen schenken wollen. Kommen Sie. Dort auf den kahlen Hügeln sehe ich die Jäger erscheinen. Wir wollen uns ihren Blicken entziehen und die Freuden der heutigen Jagd ihnen gönnen. Wir beiden, fürcht' ich, werden kein Glück haben und wol meistentheils unser Ziel fehlen. Lassen Sie uns auf andern Pfaden pirschen."

Er zog den Förster mit sich fort tiefer in das Gebüsch und schritt lebhaft sprechend dem dichten Walde zu. Unterwegs erzählte er Andreas das Gespräch mit Hildegarde, welches der Aussetzung des Briefs an den Vater vorangegangen war. Er verschwieg nichts, auch nicht die Veranlassung zu demselben.

Aus diesen Mittheilungen war zu errathen, daß das schlaue Mädchen sich mit einem nur ihr allein bekannten Plane trug, dessen Kern und Mittelpunkt das Zusammentreffen mit Clotilde von Kaltenstein sein mußte. Ihre Strategie war so fein, daß selbst der Vorsichtigste die Falle nicht bemerken konnte, die Hildegarde ohne Zweifel dem Domdechanten zu legen beabsichtigte.

Der Förster sah sich genöthigt, Warnkauf recht zu geben.

„Was thun! Was thun!" rief er wiederholt aus gepreßter Brust. „Armes, verblendetes Kind, wer rettet dich vom Verderben!"

Der Domdechant war rasch entschlossen. Er machte Andreas mit seinen Gedanken bekannt und fragte, ob dieselben seine Billigung fänden.

„Ich wüßte nichts Besseres vorzuschlagen", erwiderte der Förster.

„Dann lassen Sie uns gegen jedermann Schweigen beobachten", fuhr der Domdechant fort. „Die Frau Baronin mag mich vorläufig für einen etwas verbauerten Priester halten, wenn ich ihr unhöflich erscheine. Der guten Sache wegen darf man sich wol ein wenig im Lichte stehen, ohne gerade die Regel des klugen Loyola buchstäblich zu befolgen. Hilde-

garde halte ich mit Scherzworten hin, ohne das bethörte Kind geradezu zu belügen. Und jetzt frohen Muths und heitern Auges den Jägern entgegen! Horch! Piff, Paff! Da bäumt und überschlägt sich ein Rehbock! — Wir müssen hier hinaus."

Der Wald lichtete sich vor den Eilenden. Wie sie unter den leis rauschenden Tannen auf die weitgestreckte Waldwiese traten, bemerkten sie schon einige Jäger mit ihrer schweißenden Beute. Die Jagdgäste trafen von allen Seiten hier zusammen und unter fröhlichem Grüßen, Jubeln und Jauchzen beglückwünschten alle den heitern Baron zum guten Tage.

Funfzehntes Kapitel.

Am Allerheiligentage.

Auf dem geräumigen Platze vor der Dechanei versammelte sich schon früh am Morgen des Allerheiligentags eine bedeutende Menge Menschen. Es waren dies großentheils Zuwanderer aus den nächsten nach Mariendorf eingepfarrten Ortschaften, welche der kirchlichen Feierlichkeit beiwohnen wollten. Gewöhnlich hielt an diesem Tage der Domdechant in eigener Person das Hochamt. Es gab außerdem eine große Musikaufführung und durch die düstern Hallen des alten Kreuzgangs bewegte sich eine lange Procession nach dem wunderthätigen Marienbilde, das man vor langen Jahren an diesem Tage aufgefunden hatte. Dieses ungewohnte Schauspiel lockte auch viele Nichtkatholiken zu dem kirchlichen Feste, und da man die milde Leutseligkeit des Dombechanten weit und breit

kannte, der es gern sah, wenn auch Andersgläubige Einsicht gewönnen in die ergreifenden Ceremonien des katholischen Ritus, so wehrte man keinem, der Procession sich anzuschließen.

Leider war das Wetter überaus schlecht geworden. Es stürmte heftig und über den Bergwall, durch Waldthäler und felsige Schluchten rollten Schnee- und Regenwolken nach den breitern Thalsohlen, in denen die großen, betriebsamen Ortschaften an Bächen und Weihern lagerten. Diese unfreundliche Witterung hielt manche entfernter Wohnende zurück.

Auch Förster Frei blieb aus, obwol er für den Fall, daß kein Hinderniß dazwischenkomme, der Festlichkeit beizuwohnen versprochen hatte.

Hildegarde war neugierig aufgeregt. Der Domdechant schien diese Verwandlung seiner Pflegebefohlenen nicht zu bemerken; vielleicht auch erblickte er darin nur das Ergriffensein eines weichen, für ungewöhnliche Eindrücke leicht empfänglichen weiblichen Herzens.

Das junge Mädchen kleidete sich heute mit großer Sorgfalt. Da sie noch um die Mutter trauerte, vermied sie alles Auffallende in Tracht und Schmuck. Allein diese Einfachheit gerade mußte sie unter den vielen festlich Geschmückten recht kenntlich machen.

Hildegarde beabsichtigte dies jedenfalls; denn sie zog den Spiegel zu Rathe, ehe sie ganz mit sich zufrieden war. Zuletzt machte sich die eitle Schöne selbst eine Verbeugung vor demselben und sagte:

„So denk' ich, werd' ich der Frau Baronin gefallen!"

Vom Thurm herab hallte jetzt das Geläut der Glocken, deren harmonische Klänge der Wind weit forttrug über das Wiesenthal. In den angrenzenden Waldungen und selbst auf den freigelegenen Höhen desselben war es deutlich zu hören.

Alles drängte nun nach der Kirche, deren neun Altäre geschmückt und mit hellbrennenden Kerzen besetzt waren. Hildegarde betrat, von einigen Stiftsdamen begleitet, unter den ersten mit die weihrauchduftigen Räume. Sie that dies nicht gern, weil sie lieber die Ankunft der Baronin erwartet hätte, an die sie fest glaubte. Da es aber sehr wahrscheinlich war, daß sich diese etwas verzögerte, konnte sich die Pflegebefohlene des Domdechanten ihren Begleiterinnen doch nicht entziehen.

Die Kirche füllte sich schnell mit Andächtigen und bald mußten später Kommende darauf verzichten, innerhalb der geweihten Räume dem Hochamt beizuwohnen. Diese Spätlinge zogen es daher vor, schon jetzt die

offen stehenden Gewölbe des Kreuzgangs aufzusuchen, um hier wenigstens Zeuge der spätern Procession sein zu können, bei welcher der Domdechant den ganzen Pomp der Kirche sinnig und ergreifend zu entfalten liebte.

Wahrscheinlich mußte auch die Baronin von Kaltenstein sich mit dieser Zuflucht begnügen, falls die verwöhnte und gern bequem lebende Dame es nicht vorzog, das Ende der kirchlichen Feier ruhig in der Dechanei abzuwarten.

Obwol Hildegarde vielfach gefesselt ward von der zwingenden Gewalt, die ein feierliches Hochamt auf phantasiebegabte Menschen jederzeit ausübt, weilten ihre Gedanken doch in ganz andern Regionen. Das junge Geschöpf hatte wol Sinn für Glanz, nicht aber für die Symbolik von Glanz umhüllter Ceremonien. Ihr Herz war kalt und blieb von dem Weihrauchduft, der um die Altäre wirbelte, von dem betenden Geiste, der gleichsam die ganze Kirche erfüllte, völlig unberührt. All ihr Denken war nur auf Profanes gerichtet, und während ihre betenden Nachbarinnen sich den beseligenden Empfindungen hingaben, die ihre Seelen erfüllten, vertiefte sich Hildegarde in Träume von einem schwelgerischen Leben, das sie sich unter Anleitung ihrer Freundin zu schaffen gedachte.

Sie war recht froh, als die Ceremonien innerhalb der Kirche zu Ende gingen, denn eigentlich hatte sie sich während der ganzen Zeit ihrer Dauer gelangweilt. Indeß gewährte es ihr wieder Zerstreuung, daß zwei junge Männer sie bemerkt und häufig ihre Augen auf sie gerichtet hatten. Hildegarde kannte diese Fremden nicht, aber sie schienen vornehm und gebildet zu sein. Dies genügte ihrem eiteln Herzen, weshalb sie denn auch nicht unterließ, durch geeignete Bewegungen sich ihnen noch mehr bemerklich zu machen. In die Nähe der Fremden hoffte sie zu kommen, wenn die Menge ungestüm der weiten zum Kreuzgange führenden Thür zudrängen würde, die man erst kurz vor der Procession öffnete. Diese Erwartung ging indeß nicht in Erfüllung. Die Fremden verließen die Kirche schon früher, und Hildegarde ward ihrer auch später nicht mehr ansichtig.

Unter lauterm Herzklopfen verfügte sich jetzt das Mädchen mit ihren Begleiterinnen durch die Sakristei in den Kreuzgang. Hier stand schon der Domdechant in seinem glänzenden Ornat, von Priestern, Kaplanen und Chorknaben umgeben, um wenige Minuten später die Procession zu eröffnen. Der ehrwürdige geistliche Herr erwiderte würdevoll herablassend den tiefen Gruß der vorüberschreitenden Mädchen, wobei

sein Auge mit ungewöhnlichem Ernst auf Hildegarde ruhte.

„Was will der Herr wol von mir?" fragte sich die Försterstochter. „Er sah mich ja ordentlich bös an? Bin ich ihm nicht heilig genug gewesen in meiner Unkenntniß der kirchlichen Gebräuche?"

Mit diesem Gedanken betrat sie den zugigen Kreuzgang, der zu beiden Seiten dicht mit Menschen besetzt war. Sie blieb mit ihren Begleiterinnen vor der Sakristeithür stehen, um sich der Procession anzuschließen.

Nun fiel die Orgel wieder ein, die Chöre stimmten einen jener monotonen, dabei aber eigenthümlich ergreifenden Gesänge an, an denen die katholische Kirche so reich ist, und der Domdechant mit seinem geistlichen Gefolge, voran ein Kaplan mit dem Kreuz, trat in den Kreuzgang. So oft Orgel und Chor schwiegen, hörte man deutlich die in singendem Tone gesprochenen lateinischen Gebete der langsam fortwandelnden Priester. Das Publikum, auch das nicht katholische, neigte sich tief vor den Betenden, einzelne knieten wol auch nieder, beugten ihr Haupt und bekreuzten sich.

Hildegarde ging hoch aufgerichtet zwischen ihren ernsten Begleiterinnen. Ihre Augen flogen suchend

umher und musterten die Reihen der vielen Menschen, an denen sie langsam vorüberging. Wie sie aber auch spähte, die Baronin von Kaltenstein war unter den Anwesenden ebenso wenig zu entdecken wie der Förster.

Ihr Blut begann zu wallen und übergoß ihr Antlitz mit fliegendem Roth. Hatte der Domdechant sein Versprechen nicht gehalten? Wollte er es überhaupt nicht halten? Sie traute ihm eine absichtliche Täuschung zu, da sie ja selbst so gewandt sich aufs Täuschen zu legen verstand. Die heftigste Unruhe bemächtigte sich ihrer bei diesem Gedanken und sie glaubte bereits den auffallenden Blick des Domdechanten zu verstehen. Die Annahme, der geistliche Herr habe sie hintergangen, erbitterte Hildegarde, und sie beschloß auf der Stelle, sich dafür zu rächen.

Die Procession ging zu Ende, ohne daß die so sehnlichst Erwartete dem Blicke Hildegarde's sich zeigte. Im Hofe der Dechanei, wo mehrere Wagen hielten, fehlte der ihr wohlbekannte der Baronin von Kaltenstein. Kein Zweifel, die Dame, mit der sie so unendlich gern gesprochen hätte, auf deren Rath und Hülfe sie ihre ganze Hoffnung setzte, war nicht erschienen, und daran konnte nur der Domdechant schuld sein.

Aeußerlich ruhig, aber innerlich verstört, betrat Hildegarde die Dechanei. Warnkauf weilte noch in der Kirche, nur Sabine und eine Magd, die beide der Procession nicht beigewohnt hatten, rührten schon thätig die Hände, um das Mittagsmahl herzurichten, das heute besonders reich ausgestattet war, da der Domdechant mehrere Gäste erwartete.

„Du kannst die Tafel decken, mein Kind", sprach Sabine zu Hildegarde. „Die Serviettenschiffchen sind schon gebrochen, du hast sie nur aufzulegen."

In der Eile gab die Geschäftige der jungen Pflegebefohlenen noch die Ordnung der Gäste an, die sie namentlich nannte. Die Baronin von Kaltenstein befand sich nicht darunter; ihr eigener Vater fehlte ebenfalls unter den Genannten.

Hildegarde wußte jetzt, daß wenigstens die Baronin nicht erwartet worden war. Sollte sie vielleicht abgesagt haben?

Unwillig vollzog die Zürnende den erhaltenen Auftrag, und während die Hände geschäftig sich regten, brütete ihr Geist über unheimlichen Planen. Es war die allerhöchste Zeit für sie, mit der Baronin wieder in Berührung zu kommen. Eine noch längere Vernachlässigung der ehrgeizigen, empfindlichen Frau konnte für Hildegarde die nachtheiligsten Folgen haben.

Um aber dies zu verhindern, wäre das entschlossene, unternehmende Mädchen im Stande gewesen, schlimmstenfalls selbst ein Verbrechen zu begehen.

Um Ausflüchte und Einfälle nie verlegen, war Hildegarde bald mit sich einig. Im Verkehr mit Sabine, der sie nach Kräften beistand, blieb sie heiter, fast scherzhaft.

„Ich habe Hochwürden eine rechte Ueberraschung zugedacht", flüsterte sie dessen behäbiger Schwester zu, als sie den Tritt des Heimkehrenden vernahm. „Er wird große Augen machen!"

„Darf ich's nicht wissen, lustiger Schelm?"

„Nein, fromme Tante. Sie sollen die Ueberraschung mit Hochwürden theilen."

Hildegarde eilte fort. Sie erschien bei Tafel erst, als der Domdechant sich anschickte, das Gebet zu sprechen. Derselbe ernste Blick, welcher des Mädchens Auge schon einmal in der Sakristei getroffen hatte, fiel auch jetzt wieder auf sie. Hildegarde ertrug ihn mit lächelnder Miene. Sie wußte jetzt, es war Absicht des Domdechanten, sie mit der Baronin nicht zusammentreffen zu lassen.

Da die Pflegebefohlene über Tafel mit aufwartete, fand sie bald Gelegenheit, dem Domdechanten eine Schüssel mit Wild zu präsentiren.

„Du hast wol gar dreierlei zu offeriren?“ sagte Warnkauf, die leckern Stücke betrachtend.

„Hochwürden haben stets einen scharfen Blick, obwol Sie kurzsichtig zu sein vorgeben“, versetzte Hildegarde. „Es bleibt Ihnen die Auswahl zwischen Rebhuhn, wilder Ente und wilder Gans. Ich würde letztere empfehlen.“

„Weshalb, Schelm?“

„Weil ich sie gespickt habe. Hochwürden lieben ja meiner Hände Arbeit.“

Der Domdechant sah das lächelnd zu ihm gebeugte Mädchen mit dem rosigen Gesichte freundlich an.

„Dann will ich dir zu Gefallen leben.“

„Wirklich? Thun es Hochwürden auch gern?“

„Kannst du daran zweifeln?“

„Fast habe ich dazu ein Recht.“

„Du?“

„Gewiß, Hochwürden! Sie vernachlässigen meine Freunde, die ich Ihrem priesterlichen Schutze doch so warm empfehle. Wenn nun die gute Baronin in Eitelkeit zu Grunde geht, werden Hochwürden vor Gewissensbissen nicht mehr ruhig schlafen können.“

„Du bist vorlaut, kleine Sibylle“, versetzte der Domdechant, „deiner Jugend wegen aber soll dir

verziehen werden. Uebrigens kannst du dich meinethalb beruhigen. Die lebensfrohe Baronin hat ihren Drachentödter schon letzthin empfangen, und die Erklärung habe ich der gewandten Frau mündlich gegeben, da ich das Vergnügen hatte, bei Tafel neben ihr zu sitzen. Ihr Kommen war also heute, wie du einsehen wirst, entbehrlich."

„Wie gut das der liebe Gott doch eingerichtet hat!" rief Hildegarde ausgelassen heiter. „Er öffnet die Schleusen des Himmels und schickt die Boten des Windes aus, damit Säumige auch Grund haben zu glaubwürdigen Entschuldigungen."

Hildegarde ging weiter; der Domdechant sah ihr argwöhnisch nach, konnte aber in ihrem fernern Benehmen nichts Beunruhigendes bemerken. Daß die versteckte, schlaue Pflegebefohlene sich zu einem hartnäckigen Kampfe mit ihm rüsten werde, ahnte er mehr, als daß er davon überzeugt war; er glaubte aber den Beginn eines solchen möglichen Kampfes noch in ziemlich weiter Ferne.

Die Tafel nahm inzwischen ihren gewöhnlichen Verlauf. Sie war heiter und belebt, und als der Domdechant sie aufhob, dunkelte es bereits sehr stark. Das Wetter hatte sich in den letzten Stunden bedeutend verschlechtert. Es regnete und schneite ununter-

brochen, und das Brausen des Windes glich fern rollendem Donner.

Die Gäste des Domdechanten blieben bis gegen 8 Uhr in der Dechanei. Als sich auch der letzte entfernt hatte, und die gewohnte Ruhe im Hause des geistlichen Herrn wieder eingetreten war, setzte sich Warnkauf mit seinem ersten Kaplan zum Damenspiel, worin er für einen Meister gelten konnte.

„Nun will ich Hochwürden eine Ueberraschung bereiten", sagte mit neckischem Lachen Hildegarde, Sabine gleichzeitig einen Wink gebend, als sei diese mit ihr einverstanden und wisse um ihr Geheimniß.

„Thue das, mein Kind, und richte deine Ueberraschung recht spannend ein", versetzte der Domdechant dem Mädchen die Hand entgegenstreckend. Hildegarde ergriff sie und verabschiedete sich mit einem Kuß darauf.

Sabine hatte das Zimmer schon verlassen. Draußen fragte sie die ihr Folgende, was sie eigentlich vorhabe?

„Nur einen kleinen Scherz. Ich will mich verkleiden. Lassen Sie mir eine Stunde Zeit, dann kommen Sie, mich abzuholen. Was ich Ihnen dann auftrage, das müssen Sie zu thun versprechen. Nicht wahr, fromme Tante?"

Sabine versprach dem Mädchen, ihren Willen zu thun. Hildegarde huschte fort und verriegelte die Thür ihres zu ebener Erde gelegenen Zimmers. Eine Viertelstunde später schlich eine schlanke Gestalt vorsichtig unter den Bäumen des zur Dechanei gehörigen, mit einer hohen Mauer umgebenen Gartens fort. Es war ein Mann in Priesterkleidung. Er sah sich oft um und lauschte. Rundum war alles still; nur der Wind rauschte in den Bäumen, und nasser Schnee fiel, vermischt mit Regen, in großen Flocken zur Erde. An der Pforte des Gartens angekommen, öffnete der junge Kaplan diese behutsam und geräuschlos, glitt hinaus, verschloß sie wieder, schleuderte den Schlüssel in einen nahen Tümpel, und eilte dann quer über das freie Feld dem dunkeln Waldsaume zu, der sich in der tiefen Finsterniß der stürmischen, rauhen Novembernacht kaum erkennen ließ.

Sabine wartete gewissenhaft eine volle Stunde; dann klopfte sie an Hildegardens Thür. Sie erhielt keine Antwort; auch als sie das Mädchen mit Namen rief, blieb es still. Nun erlaubte sich Sabine zu öffnen. Die Thür wich dem Drucke ihrer Hand, durch den Spalt aber wehte ein scharfer Luftzug das Licht der frommen Tante aus. Sie erhob ein lautes Geschrei, das den Domdechanten aus der Ruhe seines

Spiels aufschreckte. Der geistliche Herr fand ein leeres Zimmer. Die Trauerkleidung Hildegardens lag in ein Bündel gewickelt am Boden, von ihr selbst war nirgends eine Spur zu entdecken. Sie hatte ihr Versprechen gehalten und dem Domdechanten eine Ueberraschung bereitet, die ihn in Angst und Spannung versetzte.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Eine Meldung und ein Fund.

Es war 10 Uhr vormittags. In behaglichster Stimmung nahm der Stiftssyndikus Liebner Platz an dem gedeckten Frühstückstische, der heute Delicatessen aufzuweisen hatte, wie der alternde Feinschmecker sie besonders liebte. Mit wohlgefälligen Blicken musterte er die aufgetragenen Speisen, während er sich sorglich die weiße feine Damastserviette vorband. Gerade vor ihm auf geblümtem Porzellanteller aus der königlichen Fabrik zu Meißen lagen drei Schnitte warmen gerösteten Weißbrotes, daneben stand eine kleine Assiette mit perlgrauem, saftigem Caviar aus Astrachan und ein Teller mit frischester Butter. Rechts in vier silbernen Bechern lachten dem Genußmenschen ebenso viele halbweiche Eier verlockend an, und zur Linken in verdeckter Glockenschüssel duftete auf neusilbernem

Wärmeteller ein gedünstetes Rebhuhn. Eine bereits entsiegelte Flasche Liebfrauenmilch und ein blaßgelbes Römerglas vollendeten die Ausrüstung des geschmackvoll arrangirten Frühstückstisches.

Jetzt schellte der Stiftssyndikus. Ein alter Diener trat ein und präsentirte seinem Herrn eine in drei Theile zerlegte kleine runde Zwiebel. Liebner nahm ein Stückchen dieses Knollengewächses, rieb es stark auf einer der gerösteten warmen Brotschnitte, legte dann dicke Butter und mit einem Elfenbeinspatel noch dickern Caviar auf und verzehrte dies so zubereitete Brötchen mit schmunzelndem Behagen. Der Stiftssyndikus behauptete, daß, wer einen wirklichen Hochgenuß vom Caviar haben wolle, ihn nur in angegebener Weise verspeisen müsse.

Liebner betrieb das Essen wie eine Kunst. Er sprach es oft aus, daß er nur äußerst wenig Menschen kenne, die wirklich zu essen verstünden, und behauptete mit an Leidenschaftlichkeit streifender Wärme, nicht blos durch die göttliche Gabe des Verstandes unterscheide der Mensch sich vom Thiere, sondern auch die Befähigung, das ihm verliehene körperliche Gehäuse, welches dem Geiste zur Wohnung diene, mittels Speise und Trank würdig zu pflegen, trage wesentlich mit bei zu der Bevorzugung des Menschen

vor allen andern lebenden Geschöpfen. Deshalb verlangte er, der Mensch von Bildung müsse essen, um zu genießen, nicht um dem Körper in grob materieller Weise blos eine bestimmte Quantität Nahrung zuzuführen. Ebendeshalb hielt aber auch der Stiftssyndikus sehr viel auf eine gut- und reichbesetzte Tafel, und es kam ihm nicht darauf an, zu diesem Behufe Summen auszugeben, die zu seinen Einnahmen in keinem rechten Verhältnisse standen.

Da Liebner meistentheils, wenn er nicht gerade eingeladen war, allein aß, und er speisend wirklich doppelt genoß, ließ er sich in dieser angenehmen Thätigkeit nicht gern stören. Jede Unterbrechung hinderte seiner Ansicht nach die Verdauung, mußte mithin auch der Gesundheit schädlich sein, und war daher womöglich zu vermeiden. Denn der erfahrene Mann, ein Freund und Verehrer der Alten, hielt auch an dem Grundsatze fest, daß nur in einem vollkommen gesunden Körper ein völlig gesunder Geist wohnen und schaffen könne.

Dieser alte, feingeschulte Epikuräer wollte eben das köstlich duftende gedünstete Rebhuhn mit Meisterhand zerlegen, als sich ein zwar schüchternes, aber doch vernehmbares Klopfen an der Thür hören ließ. Liebner blickte auf und sein stets in Blüte stehendes

Gesicht bedeckte sich mit lebhafterm Roth, während die genußseligen Augen sich so argwöhnisch auf die Thür hefteten, als wollten sie fragen: ist es denn wirklich möglich, daß es ein Sterblicher wagen kann, jetzt zu stören? Indeß wiederholte sich das Klopfen stärker und der Stiftssyndikus ließ ein gurgelndes: Herein! erschallen.

Langsam drehte sich die Thür in den Angeln, und der zaudernd über die Schwelle tretende alte Diener sagte in einem komisch entschuldigenden Tone:

„Hochedler Herr Syndikus, 's ist wirklich einer da, der keine Zeit hat.“

Liebner arbeitete mit beiden Kinnladen.

„Mensch ... Unmensch!“ rief er lebhaft fortkauend. „Hab' ich denn Zeit? ... In einer Stunde!“

Er schenkte sich das Weinglas von neuem voll, hielt es gegen das Licht und schlürfte es dann mit prüfender Zunge zur Hälfte aus.

„In einer Stunde!“ wiederholte er gelassen. „Dann tritt die Verdauung ein und ich habe die meiste Andacht, dem überflüssigen Geschwätz dummer Menschen geduldig zuzuhören.“

„Es ist der Klosterbauer in eigener Person“, sagte der Diener. „Er kommt aus dem Forste zurück und hat dort einen Todten gesehen.“

Der Stiftssyndikus fuhr sich mit der Serviette über den Mund und schob den Teller zurück.

„Einen Todten?“ wiederholte er. „Nun, wenn der Kerl todt ist, kommt's ihm nicht darauf an, ein paar Stunden länger da liegen zu bleiben, wo er aufgehört hat zu leben. Ist's ein fremder Strolch?“

„Der Klosterbauer meint, Sie kennten ihn ganz gut, und würden sich wundern. Der Mensch ist erschossen worden.“

Liebner schlürfte den Wein vollends aus, nahm die Serviette ab und legte sie auf den Tisch.

„Das ist 'was anderes“, sprach er, eine Amtsmiene annehmend. „Ein erschossener Mensch setzt immer einen andern voraus, der geschossen hat. Wir können also in dubio einen Mord annehmen. Mordthaten geben, wenn sie zur gerichtlichen Untersuchung kommen, interessante Rechtsfälle. Geh'! Der Klosterbauer soll eintreten!“

Der Diener entfernte sich, der Stiftssyndikus schenkte sich das Glas noch einmal voll, schlug die Beine übereinander und begann einen Zahnstocher geübt zu handhaben.

Der Klosterbauer trat ein und machte seine Meldung. Liebner hörte ruhig zu, bis er geendet hatte.

„Erschossen also?“ sprach er. „Wirklich erschossen?“

„Mit einer Kugel, hochedler Herr Syndikus."

„Todt? Mausetodt?"

„Er war steif und kalt, als ich seiner ansichtig ward."

„Kanntet Ihr den Menschen?"

„So gut, daß ich mich freute, ihn nicht mehr lebendig vor mir zu sehen."

„Büttner! Büttner!" sprach mit warnend erhobenem Finger der Stiftssyndikus. „Wenn das ein dritter hörte! Ins Teufels Küche könntet Ihr kommen! . . . Man weiß ja, daß Ihr ein firer Schütze seid und zweimal als König einzogt in Euern Hof."

„Nichts für ungut, hochedler Herr Syndikus", erwiderte der Klosterbauer, „das Wort ist mir nur so in Gedanken entfahren. Aber Sie selber werden mir beistimmen, wenn Sie den Todten sehen! . . . Es ist der Kreuz-Matthes."

„Verfluchter Kerl!" sagte der Stiftssyndikus mit lächelnder Miene. „Da hat die wilde Bestie sich ja den wohlverdienten Lohn selber geholt! . . . Wäre er in seinem vergitterten Loche sitzen geblieben, lebte er noch, und wenn er mir ein gutes Wort gab, drehte und quirlte ich seine Schmiere so lange hin und her, daß ich ihn mit zwei Jahren Landesgefängniß durchbrachte, obwol er den Galgen für seine Mausereien,

die sich von Sakrilegien wenig unterscheiden, verdient hätte. Als Jurist und als sein Vertheidiger war ich dem Schelme das schuldig. Da er aber vorzog auszubrechen, und vermuthlich schon wieder krumme, verbrecherische Wege einschlug, ist ihm ganz recht geschehen. Schade, daß die Bestie jetzt doch noch halb und halb ein ehrliches Begräbniß bekommt! Wo liegt die Leiche?"

„Eine knappe halbe Stunde von der Grenze", versetzte Büttner. „Es sieht bös' aus im Walde. Sie müssen sich wacker gewürgt haben."

„Wer denn, Büttner? Es kann doch kein Raubmord vorliegen? Der Kreuz-Matthes stahl ja eben, weil er arm war wie eine Kirchenmaus."

„Kann's nicht sagen, hochedler Herr Syndikus", erwiderte der Klosterbauer, „obwol ich meine eigenen Gedanken habe. Wenn Sie 'nauskommen, werden Sie schon wissen, was zu thun ist. Ich denk' aber, unsere Gedanken werden sich dann begegnen."

„Ihr habt Verdacht auf jemand?" forschte der Stiftssyndikus.

„Verdacht? O nein. Ich meine blos 's wäre wol gut, wenn man den Todten nicht gar zu lange draußen liegen ließe. Das Wetter ist schlecht, und wenn's noch ein paar Stunden so fortregnet, wird

von den Spuren, die man heute Morgen sah, nicht mehr viel übrig sein."

Der Stiftssyndikus mußte dem Klosterbauer recht geben, und obwol es ihm durchaus nicht genehm war, bei so schlechtem Wetter ein paar Stunden weit zu fahren, um die Leiche eines anerkannten Diebes aufzuheben, der sich erst vor wenigen Tagen wieder gewaltsam der Haft entzogen hatte, wo er einer längern Freiheitsstrafe entgegenharrte, gebot ihm doch die Amtspflicht, sich möglichst bald nach dem Schauplatze der That zu begeben. Er befahl deshalb dem Klosterbauer zu bleiben, ließ durch den Amtsboten den Actuar des Stifts sowie den Stiftsarzt zu sich entbieten, und brach, von diesen begleitet, mittags 12 Uhr nach dem Forste auf.

Die Leiche des frühern Wilderers, unter dem Namen Kreuz-Matthes vom Volke ebenso sehr gefürchtet als vor Gericht bekannt, lag in der Nähe eines Kreuzwegs. Ueber seine Todesart konnten keine Zweifel aufsteigen. Eine Kugel hatte ihn niedergestreckt. Die Wunde befand sich an der linken Seite, und nach genauer Besichtigung derselben erklärte der Stiftsarzt, sie habe Herz und Lungen durchbohrt. Der Schuß mußte mehr von hinten abgefeuert worden sein, sodaß anzunehmen war, man habe es wirklich mit einem Meuchel-

morde zu thun. Rund um den Ort der That waren eine Menge Fußtapfen zu bemerken, die von vielen Personen herrührten. Weil aber an dem Kreuzwege die vielbetretenen Pfade aus zweier Herren Ländern zusammenliefen, so konnte sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln lassen, welche von diesen vielen Spuren ältern und welche neuern Datums waren. Neben Abdrücken großer Männerfüße sah man auch Frauenfußtapfen und zwar konnte man von letztern besonders die von zwei Frauen deutlich erkennen. Dem Stiftssyndikus fiel es am meisten auf, daß gerade diese Spuren von feiner gearbeitetem Schuhwerk herzurühren schienen.

Etwa zwanzig Schritte von der Leiche entfernt hing in den Aesten zwischen zwei jungen Tannen eine Heherfeder. Es war hier offenbar irgendjemand in der Eile durchgebrochen, denn einige Zweige waren geknickt, und der Bruch derselben konnte erst vor kurzem erfolgt sein. Auch im Unterholz entdeckte man dieselben Spuren gewaltsamen Durchbruchs. Ferner fand man hier einen Kugelbeutel, wie ihn Jäger zu führen pflegen. Der Stiftssyndikus wußte sogleich, wessen Eigenthum dieser Kugelbeutel sei, und diese Entdeckung machte ihn erbeben. Sein Blick begegnete dem Auge des Klosterbauers, der nickend die trockenen Worte hinwarf:

„Ich wußt' es, hochedler Herr Syndikus, daß unsere Gedanken sich begegnen würden. Es wäre schrecklich, wenn sich's so verhielte!"

Liebner schwieg, reichte Kugelbeutel und Heherfeder dem Actuarius, ertheilte Befehl den Leichnam aufzuheben und ins Stift zu transportiren, und bestieg dann mit Actuarius und Arzt seinen Wagen wieder. Dem Kutscher befahl er, zuerst in die nur eine gute Stunde entfernte Försterei zu fahren, um daselbst etwas auszuruhen.

Zweites Kapitel.

Schwere Schicksalsschläge.

Förster Frei war spät in der Nacht oder, wenn man will, früh am Morgen äußerst erschöpft nach Hause gekommen. Kathrine hatte wie immer ihren Bruder erwartet und sich vorgenommen, ihn mit Scheltworten zu überhäufen, weil sie es unvernünftig fand, ohne irgendwelchen Nutzen bei so schauerlichem Wetter im Freien oder an Orten zuzubringen, die andere ehrliche Leute am liebsten zu vermeiden suchen. Sie führte indeß ihren Vorsatz nicht aus. Der Schreck über das verwilderte und ganz verstörte Aussehen ihres Bruders lähmte ihre beredte Zunge. Sie begnügte sich daher mit unverständlichem Brummen, das der Förster nicht beachtete. Nur konnte sie doch nicht umhin, den beklagenswerthen Mann mit den auch diesem verständlichen Worten zu verlassen:

„Das nimmt ein schlimmes Ende!“

Andreas fand die ganze Nacht keine Ruhe. Kathrine hörte ihn lange in seinem Zimmer auf- und abgehen, bisweilen mit sich selbst sprechen oder laut auflachen und mehrmals schwer und bang seufzen. Einmal schien es ihr sogar, als riefe er den Namen Cornelie! Das verdroß die herrschsüchtige Schwester. Was hatte der Bruder mit der längst Begrabenen zu schaffen? Sie haßte die Verstorbene noch im Tode und jede Erinnerung an dieselbe erregte ihre Galle. Sofort zog sie die Decke über sich, hielt sich die Ohren zu, um ja keinen Laut mehr zu vernehmen, und hatte auch wirklich das Glück, in dieser geschützten Lage einzuschlafen.

Das rauhe Regenwetter hielt am Morgen noch an; nur der Wind hatte sich etwas gelegt. Es kam selten vor, daß Förster Frei nicht einen Gang in den Forst machte, auch wenn Geschäfte ihn nicht gerade dahin riefen. Dennoch fiel es Kathrine nicht auf, daß ihr Bruder heute zu Hause blieb. Er hatte seinem Aussehen nach wenig oder gar nicht geschlafen und einige Ruhe war ihm wol zu gönnen. Beim Frühstück fragte Kathrine, ob er vielleicht in Mariendorf gewesen sei.

Andreas verneinte.

„Dann mußt du in den nächsten Tagen den Domdechanten besuchen“, fuhr Kathrine fort, „sonst sieht es ja aus, als ob dir alles einerlei wäre.“

„Es ist auch so“, lautete die Antwort des Försters.

„Du thust dir selbst den größten Schaden damit. Ich an deiner Stelle machte es anders.“

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, erwiderte Andreas, stand auf und verschloß sich in sein Zimmer, um den Vorwürfen, Zurechtweisungen und Rathschlägen der Schwester ein für allemal zu entgehen. Hier saß er noch, in Gedanken vertieft, die ihn mehr verwirrten als erheiterten, als der Wagen des Stiftssyndikus in den Hofraum fuhr.

„Besuch, Andreas!“ rief Kathrine laut vor der verschlossenen Thür, rückte sich in der Eile die Mütze zurecht, ohne dabei einen Spiegel zu Rathe zu ziehen, und hatte das Unglück sie ganz schief zu setzen. Dann fuhr sie in bereit gehaltene Pantoffeln von rothem Saffian und ging dem Besuche entgegen. Ihr pockennarbiges Gesicht verlängerte sich nicht wenig, als sie den Stiftssyndikus in Begleitung noch zweier anderer Herren aussteigen sah.

„Gott steh' mir bei!“ sprach sie halblaut. „Daß nun auch gerade heute der vornehme Schlucker kom-

men muß! Das kostet mich den Rest meiner Eier und zwei paar Tauben!"

Liebner grüßte des Försters Schwester und Haushälterin sehr freundlich, indem er ihr gleich vom Wagen aus zurief:

„Erschrecken Sie nicht, Mademoiselle, daß wir drei Mann hoch kommen, und machen Sie ja keine Umstände! Wir nehmen alle fürlieb mit einfach derber Hausmannskost. Ist Frei zu Hause?"

Kathrine begrüßte die Herren mit ihren üblichen drei tiefen und äußerst ceremoniösen Knixen. Das Erscheinen ihres Bruders überhob sie einer Antwort, was ihr sehr angenehm war. Unter vielen Entschuldigungen zog sie sich dann wieder ins Haus und in das ihr besonders am Herzen liegende Küchendepartement zurück, wo es sofort sehr laut zuging.

„Das ist ja ein ganz unerwarteter Besuch, Herr Stiftssyndikus", sagte Andreas, seinem Verwandten die Hand reichend und dessen Begleiter, die ihm nur oberflächlich bekannt waren, mit erzwungener Freundlichkeit willkommen heißend. „Wie komme ich zu dieser Ehre?"

„Zufall, Cousin, Zufall!" versetzte der Stiftssyndikus. „Aber was muß ich sehen! Die letzten Wochen haben Ihnen arg mitgespielt! Cousin! Cousin!

Diese grauen Haare da an den Schläfen kommen für einen rüstigen Jägersmann viel zu zeitig! Sie müssen sich zusammennehmen und wieder frohen Muthes in die Welt blicken! . . . Die Sorge ums liebe Töchterchen sind Sie ja los. Hat das Kind neuerdings nichts von sich hören lassen?"

Andreas versicherte dem Stiftssyndikus, daß er spätestens in einigen Tagen den Domdechanten zu sprechen gedenke, in letzter Zeit hätten unerquickliche Geschäfte mancherlei Art ihn von einem Besuche in der Dechanei abgehalten.

„Versprechen Sie nichts, Cousin!" fiel Liebner ein. „Man kann nie wissen, was zwischen Morgen und Abend geschieht. Wissen Sie das Neueste?"

„Ich bin noch nicht aus meinen vier Pfählen gekommen", sagte Förster Frei.

„Es hat sich 'was zugetragen in vergangener Nacht . . . oben im Forste!"

Andreas blickte den Stiftssyndikus fest an, indem er die Worte wiederholte:

„'Was zugetragen . . . im Forste? Wie soll ich das verstehen?"

„Ein Wilderer ist erschossen worden", fuhr Liebner fort, „ein Kerl, der eigentlich keinen Schuß Pulver werth war, jetzt aber nach seinem Tode uns, fürcht'

ich, noch viel zu schaffen machen wird. Sie kennen ihn, Cousin."

„Ich? Ich kenne nur einen Wilderer."

„Den Kreuz-Matthes, ich weiß, und eben das ist jetzt unser Mann, dessen Schweigen uns zwingt, statt seiner zu reden, zu forschen, zu lauschen! Wann sahen Sie den Mann zuletzt, Förster Frei?"

„Sie wissen es selbst, Herr Cousin", versetzte Andreas. „Wir sprachen darüber kurz vor Beerdigung meiner guten Cornelie."

Die Stimme des Försters klang bewegt, und dem Stiftssyndikus that es in seiner Gutmüthigkeit fast leid, diese schmerzende Wunde seines Verwandten so unversehens wieder aufgerissen zu haben.

„Kommen Sie, Cousin", fuhr er fort, Andreas' Arm fassend, „wir wollen, während Ihre haushälterische Schwester Vorbereitungen zu einem späten Mittagsessen trifft, unser Herz erleichtern. Sie können mir vielleicht einen Wink geben, der mir den Vorfall im Walde verständlich macht. Der Kreuz-Matthes war ein gefährlicher Mensch, und im Grunde genommen haben wir uns alle Glück zu wünschen, daß er der Welt entrückt worden ist. Er war rechthaberisch, nicht wahr? Und wer sich nicht mit ihm vertrug, dem gedachte er's früher oder später, wie?"

„Sein Gewissen hat ihm schwerlich viel zu schaffen gemacht", versetzte der Förster ausweichend, indem er dem Stiftssyndikus die Thür zu seinem Zimmer öffnete. Liebner trat ein und ging nach dem Fenster, wo Andreas Frei gewöhnlich an einem schmalen Tische zu arbeiten pflegte. Dieser Tisch war jetzt mit Rechnungen bedeckt über Holzverkäufe aus den zu Schloß Kaltenstein gehörigen Waldungen. Der Stiftssyndikus warf einen Blick darauf, indem er sich seiner Kurzsichtigkeit wegen tief niederbückte. Dabei ließ er wie zufällig den Kugelbeutel auf die Erde fallen.

„Wie kommen Sie zu meinem Kugelbeutel, Herr Cousin?" sprach Frei, sein Eigenthum schnell an sich nehmend. „Als ich heute Nacht nach Hause kam, vermißte ich ihn und konnte mich doch nicht erinnern, wo ich ihn gelassen haben mochte!"

Liebner sah den Förster sehr ernst an, dann erhob er drohend den Finger und sagte:

„Frei, Frei, was haben Sie für Streiche gemacht!"

Der Förster erschrak sichtlich, aber er faßte sich rasch wieder, ein Lächeln erzwingend:

„Haben Sie denn allerwärts Ihre Spione? Darauf war ich freilich nicht gefaßt und darum glaubte ich wenigstens in der vergangenen Nacht von nie-

mand belauscht zu werden. Jedenfalls hoffe ich, Sie geben sich einer solchen Lappalie wegen nicht zum Denuncianten her."

„Ein Todtschlag, Frei, ein Mord!" stieß der Stiftssyndikus unheimlich heraus.

„Was ist das?" schrie der Förster. „Halten Sie mich für einen Mörder?"

Der Stiftssyndikus zeigte auf den Kugelbeutel und zog gleichzeitig die Heherfeder aus der Tasche.

„Den Beutel da fand ich in unmittelbarer Nähe der Leiche, und ein paar Schritte davon an zerbrochenem Tannenreis hing diese Feder, die dort auf Ihrem Hute fehlt! . . . Cousin! Die Knie schlotterten mir und eiskalt lief es mir über den Rücken, als ich diese schreckliche Entdeckung machte!" . . .

Der Förster war auf einen Stuhl gesunken, von der gegen ihn geschleuderten Anklage des Stiftssyndikus fast der Besinnung beraubt. Es vergingen einige Minuten, ehe er die Sprache wiederfand.

„Beim ewigen Gott, ich bin unschuldig!" rief er dann. „Bei all dem Unglück, das mich drückt und schon so tief zu Boden gebeugt hat, ich weiß nicht, wer dem Kreuz-Matthes das Lebenslicht ausgeblasen haben mag!"

„Cousin", erwiderte der Stiftssyndikus, „hören

Sie mich an und seien Sie überzeugt, daß ein wohlmeinender Freund mit Ihnen spricht! Ich habe so manchem schlechten Kerl eine warme Stube und freie Kost in einem sichern Hause verschafft statt des hanfenen Halsbandes, das ihn von Rechts wegen eigentlich hätte zieren sollen. Dieser meiner dummen Gutmüthigkeit wegen nennen mich sogenannte ehrliche und streng gewissenhafte Leute einen Rechtsverdreher! . . . Gut! sie sollen's thun! Ich lasse gern jedem seine Meinung und will niemand schelten, wenn er auch über mich und mein Thun unbarmherzig den Stab bricht. Ich habe auch meine Religion, wenn sie auch von der landläufigen, zu der sich der große Haufe bekennt, ein wenig abweicht. Ich war immer der Ansicht, es sei besser, auch einem Schufte das Leben zu erhalten, damit er Zeit gewinne, in sich zu gehen, als ihn sozusagen mit Haut und Haar, appetitlich zugerichtet, dem Teufel in die Küche zu schicken. Wenn ich nun das schon manchem Schelme gethan habe, meinen Sie, Cousin, ich würde mit Ihnen, der Sie unter allen Umständen doch nur unglücklich zu nennen sind, unbarmherziger umspringen? . . . Die Büchse ist Ihnen unvermuthet losgegangen, nicht wahr, Cousin? Und wie Sie das Unglück sahen, das daraus entstanden war, suchten Sie Ihr Heil in eiliger Flucht?"

„Gott weiß es, ich bin unschuldig!“ rief der Förster abermals. „Ich hörte einen Schuß fallen in voriger Nacht . . . ich sah den Blitz des Pulvers, aber ich weiß weder wer jenen Schuß abfeuerte noch wem er gegolten hat!“

„Wo hörten Sie den Schuß?“

„Unfern der Grenze, am Kreuzwege. Das Pulver blitzte im Tannicht, deshalb sprang ich darauf zu, und dort werd' ich Heherfeder und Kugelbeutel verloren haben!“

„Lügen Sie nicht, Förster Frei!“ erwiderte der Stiftssyndikus. „Sie reden sich um Kopf und Kragen, wenn Sie Ihre persönliche Gegenwart in der Nähe des Orts zugeben, wo man den Kreuz-Matthes aufhob! . . . Viel besser ist's, Cousin, Sie steuern auf meinem Fahrwasser . . . Ein Unglück kann jedem begegnen, zumal in windiger Regennacht und in einem Walde, wo es ohnehin nicht geheuer ist.“

„Nicht geheuer!“ wiederholte der Förster. „Sie haben recht, es war nicht geheuer vergangene Nacht im Walde . . . weder am Kreuzwege noch anderwärts . . . Ich sah Schatten, daß es mir grauste, und bei Gott, hätte ich die Büchse von der Schulter gerissen und auf einen oder den andern dieser durch die Büsche huschenden Schatten gehalten, es hätt' es

mir niemand verargen können! . . . Es war eine Unglücksnacht!"

„Besinnen Sie sich, Cousin!" bat der Stifts-syndikus. „Wir sind allein; was Sie mir eröffnen, bleibt unter uns."

„Verlangen Sie, daß ich mich selbst zum Mörder machen soll?"

„Den Kreuz-Matthes streckte eine Kugel aus Ihrem Büchsenrohre zu Boden!"

„Nein und nochmals nein!" rief Andreas. „Und wenn Sie mir den Kopf vor die Füße legen lassen, ich sage nein bis zum letzten Athemzuge!"

„Es war eine von Ihren Freikugeln, Cousin! Der Stiftsarzt hat sie gefunden vorn in der Brust . . . Soll er sie Ihnen zeigen?"

„Von meinen Freikugeln? . . . Seit einem Monat führe ich keine mehr!"

„Wo sind sie alle geblieben? . . . Ich weiß, daß Sie trotz meiner Warnung noch zweimal in der Höhle unter dem Schalksteine hockten, um diese Teufels-geschosse zu gießen!"

„Um nicht als Lügner vor Ihnen zu stehen, gebe ich letzteres zu, Gebrauch aber habe ich niemals davon gemacht, und um nicht doch einmal in einem

verhängnißvollen Augenblicke dazu verlockt zu werden, verschenkte ich sie allesammt."

Liebner suchte im Auge des Försters zu lesen, Andreas aber hielt den Blick des Stiftssyndikus nicht aus.

„Wem schenkten Sie diese unseligen Kugeln, Cousin?" fragte er mistrauisch.

„Dem hochwürdigen Herrn Domdechanten."

Der Stiftssyndikus schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wissen Sie, Cousin, daß diese Angaben sehr unwahrscheinlich klingen? Sie geben zu, daß Sie am Kreuzwege den Blitz des Pulvers sahen, den Knall eines abgefeuerten Schusses hörten! . . . Sie sprechen von Schatten, die Sie gewahrten, die Sie erschreckten! . . . Sie bekennen sich selbst zu Kugelbeutel und Heherfeder, und dennoch wollen Sie behaupten, Sie wüßten nichts von dem Tode des Kreuz-Matthes?"

„Ich weiß auch nichts davon und werde stets bei dieser Behauptung bleiben!"

„Cousin, ich verspreche Ihnen, daß Sie ganz straflos ausgehen sollen, wenn Sie mir ein Geständniß unter vier Augen ablegen! . . . Der Kreuz-Matthes begegnete Ihnen im Walde . . . Sie setzten ihn zur Rede seiner Schwatzhaftigkeit wegen . . . Der verwegene Mensch drohte und vergriff sich sogar an

Ihnen . . . Es kam zum Kampfe . . . Da entlud sich im Handgemenge Ihre Büchse . . ."

„Nein! Nein! Nein!" rief Frei in der heftigsten Aufregung.

„Oder Sie betrafen den resoluten Dieb und Wegelagerer auf dem Anstande um zu wildern . . . Er widersetzte sich und Sie gebrauchten Ihr Jägerrecht! . . ."

„Hören Sie auf . . . es ist nicht so! Der Kreuz-Matthes ist nicht durch mich gefallen!"

Wehmüthig ruhte das Auge des Stiftssyndikus auf dem Förster.

„Cousin", sprach er nach kurzer Pause, „Sie zwingen mich, gegen Sie zu verfahren, wie ich nicht möchte! . . . Wollen Sie die Kugel sehen?"

„Ich verlange es jetzt", sprach Andreas Frei. „Wenn sie nicht in den Lauf meiner Büchse paßt, hat sie mir nie gehört!"

Liebner rief den Arzt und ließ sich von diesem die in der Leiche vorgefundene Kugel reichen. Er gab sie dem Förster, der sie sehr genau betrachtete, dann seine Büchse aus dem Gewehrschranke nahm und sie an die Oeffnung des Rohrs hielt.

„Ich habe sie mit eigener Hand gegossen", sagte er mit Resignation, dem Stiftssyndikus das verhäng-

nißvolle, so laut gegen ihn zeugende Blei wieder zurückgebend. „Verfahren Sie mit mir, wie Sie müssen!"

„Beharren Sie noch auf Ihrem Leugnen, Cousin?" antwortete Liebner. „Sehen Sie nicht ein, daß meine Rathschläge gut sind? Daß sie Ihnen Leben und Ehre retten? . . . Denken Sie an Hildegarde!"

„Das arme, unglückliche Kind!" rief seufzend Andreas.

„Sie drücken ein Brandmal auf die Stirn Ihrer einzigen Tochter und selbst mir, Ihrem so nahen Verwandten, heften Sie eine levis macula an!"

„Jeder Mensch muß sein Schicksal erfüllen", versetzte der Förster. „Lügen kann und will ich nicht, und wäre damit Gott weiß welcher Vortheil zu gewinnen. Es mag also zur Untersuchung kommen, wenn mir dies Schicksal einmal bestimmt ist. Gott weiß, daß ich unschuldig bin, wenn auch Steine und Bäume gegen mich zeugen sollten!"

Der Stiftssyndikus gerieth durch diese hartnäckige Weigerung des Försters, den er trotz der Versicherung seiner Unschuld dennoch für den Todtschläger des Wilderers und Diebes halten mußte, in die peinvollste Verlegenheit. Jetzt schon, während er noch mit seinem Vetter das unselige Ereigniß besprach, konnte

die Kunde von der Ermordung des verrufenen Menschen bereits in der ganzen Umgegend bekannt sein. Es war außerdem nicht anzunehmen, daß der erste Entdecker der Leiche, der Klosterbauer Büttner, gegen jedermann reinen Mund halten werde, und es blieb ihm daher, weigerte sich Andreas Frei hartnäckig ein offenes Bekenntniß abzulegen, nichts übrig, als den Unglücklichen, der dunkeln That Verdächtigen vorläufig zu verhaften.

Im Begriff diese Eröffnung dem Förster so mild wie möglich zu machen, nahm der Stiftssyndikus die für die weitere Untersuchung so wichtigen drei Gegenstände wieder an sich und sagte zwar sanft, aber doch in entschiedenem Tone:

„Sie werden das Forsthaus heute nicht mehr ohne mich verlassen, Cousin! Wie aber fangen wir es an, um Ihre Schwester —"

Hier unterbrach Liebner seine eigene Rede, denn eben ließ sich die Stimme Kathrinens in einer Weise hören, die wenig Gutes verhieß. Sie klang herausfordernd, hart, höhnisch, und ward durch scharfes, heiseres Lachen noch unheimlicher.

„Schöne Geschichten, das muß ich sagen!" rief die Schwester des Försters. „Erst zieren wir uns, als könnten wir nicht bis drei zählen, dann machen

wir Mätzchen und kokettiren mit unserm Lärvchen, und endlich . . ."

Die letzten Worte erstarben unter abermaligem schallenden Gelächter, das schnell näher kam.

Andreas, von diesem auffallenden Gebaren seiner Schwester beunruhigt, öffnete die Thür und fragte hastig, was es gäbe.

Kathrine trat misachtend, zornig und doch auch wieder mit einem Anfluge von verzweifeltem Humor, wie ein auf Requisition begriffener Dragoner, in das Zimmer ihres Bruders. In der Hand hielt sie einen Brief des Domdechanten.

„Die herrliche Saat der Frau Baronin beginnt die längst erwarteten Früchte zu tragen", sprach sie mit Genugthuung einen stolzen Blick auf Liebner heftend. „Meine sehr wohlerzogene schöne Nichte hat den erhabenen Entschluß gefaßt, Hosen anzuziehen und unter die emancipirten Frauenzimmer zu gehen, die seit einiger Zeit in jedem Wochenblättchen zu allen Pforten hinaus gerühmt werden!"

„Was soll das nun wieder heißen?" sagte Andreas indignirt, nach dem Briefe langend.

Kathrine machte nach ihrer Gewohnheit einen sehr tiefen Knicks.

„Das soll heißen, mein lieber Herr Bruder, daß

alles genau so kommt, wie ich es vorausgesagt habe", versetzte sie. „Wäre die Welt überhaupt vernünftig zu machen, so würde ich mit Erlaubniß der Herren dieser Erde vorschlagen, mich in die Reihe der kleinen Propheten mit aufzunehmen. Da dies aber nicht zu erwarten steht, so mache ich noch einmal mein Compliment, auch vor dem gelehrten und weisen Herrn Stiftssyndikus, und sage nur: Gratulire! Gratulire aufs beste, und bin ganz entzückt von der so vornehmen Verwandtschaft!"

Förster Frei hatte inzwischen den Brief Warnkauf's erbrochen, dessen ungefähren Inhalt Kathrine durch rasche Fragen dem Ueberbringer schon entrissen hatte. Jetzt ließ der betroffene Vater das Papier fallen und deckte seine Hand unter lautem Stöhnen über die Augen.

Der Stiftssyndikus hob den Brief auf. Er enthielt die Anzeige von Hildegardens heimlicher Flucht aus der Dechanei, der einige tröstende Worte nebst der Versicherung beigefügt waren, daß bereits nach allen Seiten Boten ausgesendet worden seien, um die Entflohene aufzusuchen und in ihr sicheres Asyl, wo man nur ihr Bestes wolle, zurückzugeleiten.

Drittes Kapitel.
Störender Besuch.

„Ein fremder Herr will mich sprechen?“ sagte Baron von Kaltenstein, den Bedienten sehr mismuthig ansehend. „Und so früh? Ist das eine Zeit, wo man bei anständigen Leuten Besuche zu machen pflegt? . . . Bin nicht zu Hause!“

„Der Herr tritt sehr zuversichtlich auf“, bemerkte der Bediente. „Wenn er sich nun nicht abweisen läßt?“

„Dann wirf ihn meinetwegen aus der Thür, nur laß mich in Ruhe! Die Geschichte mit dem unseligen Förster macht mir wahrhaftig Kopfschmerzen genug! Und zum Ueberflusse läuft auch noch die Tochter des Unglücklichen bei Nacht und Nebel davon, und ich muß es mir gefallen lassen, daß man allen Ernstes in meinem Hause nach ihr sucht! . . . Meine Frau hat

sich dermaßen darüber alterirt, daß sie aus einer Ohnmacht in die andere fällt!"

„Da kommt der Herr schon an", sagte der Bediente, nach der Thür zeigend, die soeben geöffnet ward.

Der Baron sah in ein Gesicht, das er kannte, ohne sich gleich erinnern zu können, wo es ihm zuletzt entgegengetreten war.

„Guten Morgen, Alterchen", sagte der Fremde, der, ohne eine Einladung abzuwarten, rasch ins Zimmer trat. „Wie geht's? Fließen die Rimessen reichlich? Es gibt Leute, die etwas brauchen können, und die nicht gern weite Wege ohne Nutzen zu machen pflegen. Du wohnst hier verteufelt hübsch, und hast wol noch ein paar Zimmerchen auf einige Zeit übrig für mich und mein Mädel?"

Ein strenger Blick des Besitzers von Kaltenstein trieb den lächelnd lauschenden Bedienten aus dem Zimmer.

Der Fremde, welcher mit so merkwürdig cordialer Zudringlichkeit den adelsstolzen Baron mit fast beleidigendem Du anredete, war ein Mann von gegen sechzig Jahren, breitschulterig, von schlankem, kräftigem Wuchse, mit stark ergrauten Haaren, die einen bedeutenden Theil des Hauptes kahl ließen. Er trug

einen ebenfalls grauen, starken und gutgepflegten Schnurrbart. Das Gesicht war geröthet und zeigte Spuren sinnlichen Lebensgenusses. Die Kleidung des Fremden war von feinem Stoff, aber stark abgetragen. In einem Knopfloche seines dunkelbraunen Rockes sah man ein schmuzig gewordenes Ordensband.

„Ich vermag mich wirklich nicht zu besinnen", sprach Baron von Kaltenstein, „wie ich zu der ganz unverdienten Ehre komme . . ."

„Ach was, Alterchen, laß den Schnickschnack!" fiel der Fremde ihm lachend ins Wort. „Sieh mich an mit deinen leichtfertigen, von vielem Trinken und vielem Genusse blaß gewordenen Schelmenaugen, und dann breite die Arme aus wie sonst, und drücke mich an dein treues Bruder- und Freundesherz! Wie wäre es möglich, daß du deinen langjährigen Kumpan und Reisegefährten, den zuverlässigsten Theilnehmer an allen deinen Thorheiten, Abenteuern, Liebeshändeln und Bacchanalien, deinen Geldern vergessen haben könntest?"

„Geldern? . . . Wirklich? . . . Du wärst Lieutenant Geldern?" sagte der Baron, als erkenne er den Fremden erst jetzt.

„Ich bin's auf Ehre!" rief der Fremde, „mag es dir lieb sein oder nicht! Ich bin's in eigener

Person, dein leiblicher Schwager Geldern, ehemals . . ."

Baron von Kaltenstein ließ den sehr laut sprechenden Lieutenant seine Rede nicht beendigen. Er hielt ihm die Hand auf den Mund und sagte in unverkennbarer Bestürzung:

„Still! . . . Ich bitte dich um Gottes willen! . . . Wenn du so schreist, zwingst du mich, dir die Gurgel zuzuschnüren!"

„Hoho, Alterchen!" erwiderte Geldern, sich frei machend und seine Stimme bedeutend mäßigend. „Wirf dich nicht zu sehr in die Brust und empfange einen Freund und nahen Verwandten nicht mit Drohungen! Daran bin ich nicht gewöhnt, Schwager, und ich lasse es mir auch nicht gefallen!"

Baron von Kaltenstein nahm eine vornehme Miene an und sagte:

„Du scheinst unsers vor zehn Jahren getroffenen Abkommens gar nicht mehr eingedenk zu sein. Ich habe dir doch vor nicht sehr langer Zeit geschrieben —"

Lieutenant Geldern lachte, indem er sich nachlässig in einen bequemen Sessel warf.

„Noth bricht Eisen, heißt es im Sprichwort", unterbrach er den Baron. „Ich bin in Noth und darum habe ich mit Absicht alles Vergangene in die

Fluten der Lethe versenkt, wie wir das früher so oft zusammen thaten, wenn uns mancherlei unbequem geworden war."

„Reisest du unter dem Namen Geldern?" fragte der Edelmann.

„Ist er dir etwa im Wege?"

„Du weißt es, daß ich es nicht haben will, und ich erkläre dir hiermit, ehe wir noch ferner Worte miteinander wechseln, daß ich die Führung dieses Namens unter keiner Bedingung dulden werde. Du befindest dich hier auf meinem eigenen Grund und Boden, innerhalb der Grenzen meiner gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, und ich sage dir ohne Umschweif, daß ich, wenn du Lust bezeigen solltest Flausen zu machen, mein Recht gebrauche!"

„Das ist lieb und brav von dir, Alterchen", erwiderte der Lieutenant, „und damit du siehst, daß ich heute noch wie vor langen Jahren, in glücklichern Tagen, Lebensart besitze, scheide ich mich von meinem Namen, den du ungern hörst.

Ich werf' ihn hin, nun sein Gehalt verloren!"

setzte er mit theatralischem Pathos hinzu. Der Baron reichte ihm darauf die Hand und sagte etwas freundlicher, obwol noch immer mit finsterer Stirn:

„Gut, Sandomir, ich gebe dir jetzt Erlaubniß zu reden, wenn du mir gleichzeitig versprichst, deine Anwesenheit hier möglichst abzukürzen."

„Da letzteres ganz von deinem Verhalten abhängen wird, so gehe ich bereitwillig auch diese Bedingung ein. Höre und erhöre mich, und du sollst in jeder Beziehung mit mir zufrieden sein!"

„Was willst du?" fragte der Baron.

„Ehe ich darauf Antwort gebe, möchte ich doch von dir in Erfahrung bringen, wie meine liebe Schwester sich befindet?"

„Sie besitzt, was sie wünscht, und kann sich über nichts beklagen."

„Und . . . und euer hoffnungsvoller Sprößling?"

Im Gesicht des Herrn von Kaltenstein zuckten die Muskeln, als würden sie galvanisirt.

„Der Sohn deiner Schwester wird dereinst, will's Gott, der Träger und Stammhalter meines alten Namens sein", lautete seine Antwort.

„Ausgezeichnet!" sagte der Lieutenant. „Die Geschichte ist nobel eingekleidet und du weißt, ich war immer für alles Noble passionirt! Darum mache ich dir von Herzen mein Compliment zu dieser Eröffnung. Wie alt ist der Junge gegenwärtig?"

„Einige zwanzig", sprach der Baron verbissen. „Und nun?"

„Nun zum Geschäft!" erwiderte Lieutenant Sandomir Geldern, nahm ein Cigarrenetui aus der Brusttasche seines Rocks und bot seinem Schwager eine derselben an.

„Danke! Ich pflege um diese Zeit nicht zu rauchen."

„Ich rauche zu jeder Stunde, wenn ich Lust und Appetit habe. Es sind feine Manillas. Also?"

„Danke!" sagte der Baron nochmals.

„Man macht immer die besten Geschäfte, wenn man dabei eine gute Cigarre raucht. Der schöne, dunkelblaue Rauch, der so würzig über uns emporsteigt und unsere Denkerstirnen in olympische Wolken hüllt, gebiert die kühnsten Gedanken und gibt uns Muth, Erhabenes zu wollen und zu erstreben."

Nach dieser Bemerkung zündete sich Geldern die Cigarre an und fixirte mit seinen schlauen, ins Grünliche spielenden Augen den Baron, als weide er sich recht innerlich an dem Verdrusse, welchen dieser offenbar über den unbequemen Besuch empfand.

„Um denn endlich in aller Ruhe von dem Geschäftlichen zu sprechen", begann er von neuem, „will ich mich kurz fassen. Du weißt von früher her,

daß man zuweilen Unglück hat und daß es nicht immer gelingt, das Glück zu corrigiren. Enfin, man kommt herunter, und weiß zuletzt nicht mehr wo aus noch ein. Diese Fatalität ist mir nun vor kurzem passirt, und weil ich augenblicklich wirklich keinen Ausweg mehr habe, spreche ich bei dir vor. Mit ein paar hundert Thalern ist mir geholfen."

„Die ich dir geben soll?" fiel der Baron ein.

„Nicht geben, nur vorstrecken", sagte Geldern.

„Keinen Heller bekommst du mehr", erwiderte Baron von Kaltenstein. „Je mehr Geld man dir zuwirft, desto mehr willst du haben. Du warst stets ein Faß ohne Boden."

Der Lieutenant lachte und ließ sich seine aromatische Manillacigarre vortrefflich schmecken.

„Ereifere dich nicht, Alterchen", sagte er mit größter Gelassenheit, „du wirst nur grauer und häßlicher davon, und damit ist einem Manne von Welt ebenso wenig gedient als eleganten Frauen. Ueberlege dir in aller Ruhe mein Verlangen, bedenke deine Stellung, deinen Reichthum, meinen Einfluß" — bei diesen Worten traf den Baron ein eigenthümlich stechender Blick Geldern's — „und dann rücke gemächlich mit dem Gelde heraus! Ich mache mir's einstweilen hier bequem, lasse mein Mädel kommen, um

es der vornehm gewordenen Tante vorzustellen, und lade mich zu Mittag bei dir und deiner liebenswürdigen Frau ein."

Baron von Kaltenstein hatte, im Zimmer auf- und abgehend, seinen Schwager ausreden lassen. Jetzt trat er dicht vor ihn hin und erwiderte:

„Sandomir, willst du mich anhören?"

„Herzlich gern! Nur laß deine Rede wie Gold und Silber klingen, nicht wie gemeines Blei!"

„Es besteht ein Abkommen unter uns, nicht wahr, daß die Vergangenheit für immer begraben sein soll?"

Sandomir Geldern nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„So ist es", sprach er, „und so soll es auch bleiben!"

„Wenn du dies zugibst und damit einverstanden bist", fuhr der Baron fort, „kannst du auch auf deinem Verlangen nicht bestehen. Clotilde würde sich zum Tode erschrecken, erblickte sie dich jetzt wieder!"

„Hm — hm", brummte Geldern, „das will mir nicht recht einleuchten. Weiber sind zäh, und meine Schwester zumal . . . ha, ha, ha, ha . . . die ist ja an Ueberraschungen und starke Emotionen von Jugend auf gewöhnt."

„Nur nicht an den Anblick ihres Bruders", fiel der Baron ein.

„Umarmen und küssen wird sie mich freilich nicht", sagte Geldern, „ebenso wenig aber wird sie vor Entsetzen laut aufkreischen, wenn ich ihr freundlich entgegentrete. Dazu hat sie von dir und der ganzen vornehmen Welt viel zu viel Lebensart gelernt. Deshalb, mein' ich, es würde sich für uns beide schicken, du bereitetest deine Frau auf mein Kommen vor; wir verbrächten zusammen in traulichem Geplauder ein paar gemüthliche Tage und Abende, arrangirten eine kleine Partie . . ."

„Nicht um eine Million!" rief Baron von Kaltenstein.

„Gewiß nicht, Alterchen", lachte der Lieutenant. „So hoch geht der Flug meiner Gedanken und meiner Wünsche nicht, schon weil ich sie des niedrigern Einsatzes wegen, den du ja doch machen müßtest, nicht gewinnen könnte, aber ein paar hundert Thälerchen würde ich doch riskiren, nur müßte ich sie vorher besitzen."

„Damit du mir durch deine Fertigkeit im Corrigiren des Glücks noch einige hundert mehr abschwindeln könntest . . . Sehr pfiffig ausgedacht, mein Herr Schwager! Aber wir sind, gottlob! auch ge-

witzigt! Man hat doch nicht ganz umsonst eine volle Mandel Jahre mit Abenteuerern, Glücksrittern und vornehmen Gaunern — entschuldige das Wort — die Welt durchzogen und sich zuletzt von dieser ... nobeln Sippschaft durch ein gewagtes Manöver für immer — hörst du: für immer — losgekauft!"

„Alles vollkommen wahr", versetzte Geldern, „doch ist nie davon die Rede gewesen, daß dieser sogenannte Loskauf eine Beseitigung jeglicher nobeln Passion mit involvire. Eine der nobelsten Passionen aber ist das Spiel, und ich seh' es dir an den Augen an, daß du es heute noch ebenso sehr liebst wie vor zwanzig Jahren."

„Ich will noch einmal ein Thor sein", sagte Baron von Kaltenstein, „und dir einige hundert Thaler auszahlen, du mußt dich aber zwei Bedingungen unterwerfen."

„Für Geld thut der Mensch viel", erwiderte Geldern, „lassen doch die jüngsten und schönsten Mädchen sich für Geld an die gemeinsten Wüstlinge verkuppeln. Nenne mir deine Bedingungen."

„Du bleibst nur heute und die nächste Nacht auf Schloß Kaltenstein, dann reisest du mit deiner Tochter wieder ab, und unterzeichnest einen Revers, daß du dich nie wieder bei mir blicken läßt, nie wieder

neue Forderungen an mich machst, mit Clotilde nicht ein Wort von der Vergangenheit sprichst und daß du in alle Zukunft deine Schritte nicht noch einmal nach Kaltenstein lenkst!"

„Du verlangst viel, Alterchen", sagte Geldern nachdenklich, nachdem er die gestellten Bedingungen leise wiederholte, „indeß aus Freundschaft, aus alter Anhänglichkeit an dich, aus Liebe zu Clotilde will ich darauf eingehen. Hole also das Geld und setze den Revers auf!"

„Und kein Wort mehr vom Spiel", fügte der Baron hinzu. „Seit jener entsetzlichen Nacht — es schaudert mich noch, wenn ich daran denke — habe ich den Grünen Tisch geflohen wie die Sünde!"

Sandomir Geldern lachte cynisch.

„Wie die Sünde, wenn sie nicht schön ist", sagte er. „Ich begreife gar nicht, was dich dabei so alteriren kann? Ich habe immer über jenes Spiel gelacht, und — alles in allem, Alterchen — so gar lumpig und sündhaft war der Einsatz doch nicht! ... Auch gewannst du ja, und das ist doch wol die Absicht eines jeden, der sein Glück im Spiele versucht."

„Ich mahne dich an unser langjähriges Abkommen, über Vergangenes zu schweigen", unterbrach Baron von Kaltenstein seinen Schwager. „Um alles Aufsehen

möglichst zu vermeiden und keinerlei Gerüchte aufkommen zu lassen, will ich Clotilde von deiner unerwarteten Ankunft benachrichtigen. Hole inzwischen deine Tochter; ich werde Sorge tragen, daß sie freundliche Aufnahme findet."

„Und wenn ich wiederkomme, liegt das Geld, nicht wahr?"

„Geld und Revers, ersteres zum Einsacken, letzterer zum Unterzeichnen werden bereit liegen. Wo hast du dein Kind gelassen?"

Geldern zog die Schultern in die Höhe und blinzte mit den Augen.

„Genau weiß ich es selber nicht", sagte er in jenem leichtfertigen Tone, den er bei seinen Gesprächen meistentheils beibehielt. „Aengstlich bin ich nicht, und da Zerline ohne Mutter aufgewachsen ist, und von Kindheit an sich selbst helfen mußte, bedarf sie keiner Aufsicht. Mir kommt das sehr zu statten, da ich ganz ungenirt und stets Herr meiner Zeit bin. Irgendwo in der Nähe des Schlosses wird sie mir wol in die Augen fallen."

Er stand auf und griff nach seinem stark abgetragenen, feinen Castorhut.

„Also zu Mittag, nicht wahr?"

„Du bist mit deinem Kinde für heute und die

nächste Nacht zu mir eingeladen. Gehe und komme während dieser Zeit, wie du magst."

Geldern entfernte sich, der Baron aber geberdete sich wie ein Wüthender, als er sich wieder allein sah.

„Daß der entsetzliche Mensch auch nicht sterben will!" rief er einmal über das andere aus. „Ich hab's geahnt, daß er doch noch einmal den Frieden meines Hauses stören wird, denn umsonst schreibt er keine Briefe. Und ich traf doch meine Vorkehrungen . . . Fatale Geschichte! . . . Hätte ich diesen Ausgang vorausahnen können, ich würde mich wohl gehütet haben, dem verruchten Menschen ein paar Haarsägen zuzustecken! . . . Aber ich hoffte, er könne mir dienen und . . . die Sache hätte in aller Stille ein Ende gehabt. Nun läßt sich der Narr erschießen, und mein alter, braver Frei, dieser zum Unglück wahrhaft prädestinirte Mensch kommt in den Verdacht, den schlechten Menschen absichtlich erschossen zu haben . . . Die verfluchten Freikugeln!"

Der Baron von Kaltenstein erschloß seine Geldkiste, entnahm derselben einen gewichtigen Beutel, den er mit bedauernden Blicken betrachtete und hart auf den Tisch stellte.

„Wieder eine Abkaufssumme, die doch nicht verschlagen wird, wenn man nicht durch kräftigere Mittel

nachhelfen kann", sprach er düster. Darauf zählte er die in dem Beutel enthaltene Summe nach, bei welcher Beschäftigung ihm noch einigemal die Worte entschlüpften:

„Die verfluchten Freikugeln!"

Viertes Kapitel.

Sandomir Geldern und sein Kind.

Die sonderbare Weise, mit welcher Sandomir Geldern sich den Zutritt zu seinem nahen Verwandten erzwungen hatte, machte ihn sofort zu einer bemerkenswerthen Persönlichkeit für die Untergebenen des Barons. Dieser galt allgemein für einen umgänglichen und gutherzigen Menschen, da er für Kleinigkeiten kein Auge hatte und alles nach großem Maßstabe beurtheilte. Es war längst bekannt, daß Baron von Kaltenstein vor seiner Verheirathung ein höchst ausschweifendes Leben geführt und Unsummen auf seinen Reisen im Auslande verschwendet hatte. Mit seinen Seitenverwandten gerieth er durch die Heirath mit Clotilde in Streit und Feindschaft, die sich erst spät etwas verlor, da die Baronin eine Menge höchst liebenswürdiger Eigenschaften besaß, die sie geschickt zu ihrem Vor-

theil zu verwenden verstand. Dadurch gelang es ihr, nach und nach die Familie ihres Gatten wieder auszusöhnen, wenn auch ein intimes Verhältniß, noch weniger ein freundschaftlicher Umgang mit den einzelnen Gliedern derselben sich nicht herstellen ließ. Clotilde selbst schien ebenso wenig daran gelegen zu sein als dem Baron. Dieser vertrieb sich die Zeit nach seinen Neigungen und fand immer Menschen, die ihm zusagten, Clotilde aber eroberte sich durch ihre bestechenden Eigenschaften das Herz Corneliens und deren Tochter, und war, wenn nicht vollkommen glücklich, doch gewiß so zufrieden im Besitz der Freundschaft dieser beiden Wesen, wie nur irgendjemand es sein kann.

Daß über Clotildens Vergangenheit ein undurchdringlicher Schleier lag, wußte man weniger als man es ahnte. Der Baron brachte sie als seine angetraute Gemahlin aus dem Süden Deutschlands auf seine Besitzungen, und da sie sich durch auffallende Schönheit und vielseitige Bildung auszeichnete, wozu sich noch die feinste Anmuth im Umgange gesellte, so verübelte von allen Bürgerlichen, welche den Baron kannten, diesem es keiner, daß er die Hand einer so liebenswürdigen und gebildeten bürgerlichen Dame einem adelsstolzen, kalten, vielleicht gar zank- und

herrschsüchtigen Fräulein ohne Vermögen vorgezogen hatte. Erst mit der Ankunft Adolar's auf Kaltenstein bildeten sich allerhand Gerüchte, die einen leisen Schatten auf Clotildens Vergangenheit warfen. Es gab auf den Besitzungen des Barons auch nicht einen Menschen, der den jungen Adolar nicht für den Sohn der Baronin von Kaltenstein hielt. Auszusprechen freilich wagte eine so schwer wiegende Behauptung niemand.

Dem Bedienten war die Bestürzung seines Herrn beim Anblick des herabgekommen aussehenden Lieutenants, dessen Name und Charakter erst später allen Bewohnern Kaltensteins bekannt wurde, aufgefallen. Es ließ sich gar nicht bezweifeln, daß zwischen diesem zudringlich auftretenden Manne und dem Baron Beziehungen ganz eigener Art bestehen mußten, und diese Annahme genügte, um dem Fremden scharf aufzupassen.

Die schweren Regenwolken zerstreuten sich, als Lieutenant Geldern nach anderthalbstündigem Zwiegespräch mit dem Baron Schloß Kaltenstein wieder verließ. Der Bediente, welcher ihn angemeldet hatte, folgte ihm unbemerkt auf dem Fuße und sah, daß er nach dem tiefer gelegenen Dorfe ging, hier in ein ganz gewöhnliches Wirthshaus trat, wo fast nur Fuhr-

leute verkehrten, und nach kurzem Verweilen dasselbe wieder mit einem jungen Mädchen am Arme verließ. Beide sprachen lebhaft miteinander, schlugen einen nach dem Walde führenden Fußsteig ein und verfolgten diesen bis an den Waldsaum. Dann erst kehrten sie um und verfügten sich abermals nach dem Schlosse. Der Bediente kam jedoch noch vor dem wunderlichen Paare daselbst an und versäumte nicht, die gemachte Entdeckung sogleich all seinen Kameraden mitzutheilen.

Sandomir Geldern wußte sehr wohl den Aufenthalt seiner Tochter. Zerline war kein Mädchen gewöhnlichen Schlags. Sehr jung, recht hübsch und mit schätzenswerthen Naturanlagen begabt, hatte das stets vernachlässigte Kind sich allerdings selbst erzogen. Sie war fast wild aufgewachsen, hatte nie regelmäßig eine Schule besucht, infolge eines sehr entwickelten Fassungsvermögens sich aber doch so viele oberflächliche Kenntnisse angeeignet, daß sie ohne besondere Mühe sich überall forthelfen konnte. Eine Eigenschaft nur fehlte Zerline ganz, weil sie ihr eben von Jugend auf verloren gegangen oder durch die unverantwortliche Vernachlässigung ihrer Erziehung gleichsam gestohlen worden war: sie besaß keine Ahnung von jener feinen Zartheit, die das Weib wie eine Glorie umgibt und es frechen, frivolen Angriffen un-

zugänglich macht. Dieser ungeheuere Mangel verwirrte in Zerline's Geist alle Begriffe und ließ sie kaum zwischen Recht und Unrecht, viel weniger zwischen Sitte und Unsitte unterscheiden. Trotzdem aber war das eben erst siebzehnjährige Mädchen weder schlecht noch abstoßend. Die Ursprünglichkeit Zerline's, so lange sie in der Unverdorbenheit ihres Herzens wurzelte, konnte sogar für Männer gefährlich werden.

Zerline trug einen faltenreichen Ueberwurf von dunkelm feinen Tuch, wie sie bei Frauen und Mädchen in Neuspanien beliebt sind. Obwol dies in Europa und namentlich in Deutschland höchst selten vorkommende Kleidungsstück Zerline nicht paßte, sah sie doch so besonders darin aus, daß sie jedem, der ihr begegnete, sogleich auffallen mußte.

Zerline war auf eine originelle Weise in Besitz dieses Poncho gekommen. Ihr Vater hatte denselben einer Dame aus Mexico im Hazardspiel abgewonnen, als diese all ihr Geld bereits verloren hatte und doch noch nicht vom Spiele ablassen wollte. Als der Poncho Eigenthum Geldern's geworden war, bekleidete die unglückliche Spielerin Zerlinen mit eigener Hand damit, und seitdem war er das Lieblingskleidungsstück der Tochter des gewesenen Lieutenants Sandomir Geldern.

„Du hättest mir doch folgen und mich gleich auf das Schloß mitnehmen sollen“, sagte Zerline, ihr feingeschnittenes, blasses Gesicht dem Vater zuwendend, der seiner Tochter mit lächelndem Munde eine Mittheilung gemacht hatte. „Mir würde der Onkel Baron nicht widerstanden haben. Jetzt haben wir nur etwas, nicht alles gewonnen. Bedenke, Papa, dreihundert Thaler! . . . Was läßt sich damit anfangen! Das Vierfache wenigstens mußtest du verlangen!“

„Du hast gut reden, Schätzchen“, erwiderte Geldern, „kenntest du Kaltenstein wie ich, so würdest du ihn anders beurtheilen.“

„Er sollte nur auch mich kennen, Vater! Ich bin nicht feig, du weißt es, und mit leeren Drohungen halte ich mich nicht lange auf.“

Zerline's dunkelbraune Augen glänzten unheimlich bei diesen Worten, und Geldern fühlte an dem sich verhärtenden Arme der Tochter, der in dem seinigen lag, daß das entschlossene Kind unwillig die Faust ballte.

„Eine so hohe Forderung würde den Baron wüthend gemacht haben“, sagte er. „Man muß stets an dem Grundsatze festhalten, daß etwas besser ist als nichts, ein Sperling in der Hand sicherer als zehn auf dem Dache. Die erschwatzten dreihundert

Thaler helfen uns über die ersten paar Wochen fort; inzwischen hat man Zeit weiter gehende Plane zu machen und mehr zu erreichen."

„Wenn du deinen Namen unter die alberne Schrift setzest, enterbst du dich selbst und verbannst dich für immer von Kaltenstein!"

„Ich habe aber noch nicht unterschrieben, Schätzchen."

„Du sollst auch nicht!" sagte determinirt Zerline. „Die Tante soll alles rückgängig machen. Von ihr werde ich fordern, was du vom Onkel zu verlangen Anstand nahmst!"

„Laß das lieber bleiben, unbändiges Kind!" sagte Geldern. „Mit meiner Frau Schwester, die zwar eine ganz vortreffliche Person war und ohne Zweifel noch ist, konnte man niemals gut scherzen. Uebrigens dürfen und wollen wir nicht vergessen, daß nur ihre vortrefflichen Eigenschaften uns mit dem Baron von Kaltenstein in so enge Verbindung gebracht haben. Ich wollte, du hättest etwas mehr feine Schmiegsamkeit von deiner Tante geerbt, du würdest dann mit deinem starken Willen und deiner kecken Dreistigkeit, die sich um Formen nicht kümmert, viel bessere Geschäfte machen. Um in der Welt fortzukommen, Schätzchen, und es zu etwas zu bringen, muß man heucheln und schmeicheln, lügen und prahlen, bitten

und weinen, beten und fluchen können, je nachdem es die Umstände erheischen!"

Zerline achtete kaum auf diese Lehren ihres Vaters. Sie machte ein sehr entschlossenes Gesicht, hüllte sich dichter in den bis fast auf die Knöchel herabreichenden Poncho, um sich gegen den scharf vom Gebirge hereinwehenden Wind zu schützen, und fragte den Vater, ob er Adolar gesehen habe.

„Schätzchen", versetzte dieser, „in meinem Geschäftseifer habe ich an den Jungen nicht gedacht."

„Das ist sehr unrecht von dir, Väterchen", sprach Zerline. „Auf ihn setze ich gerade die meiste Hoffnung. Er ist die Hauptperson in dem Lustspiele, dessen erster Act heute beginnen soll."

„Nur verrechne dich nicht, Kind!" warnte Geldern. „Auch der beste Plan mislingt, wenn eine Karte nicht einschlägt."

„Meiner wird gelingen, Väterchen! Ich will, daß Adolar sich in mich verlieben soll!"

Geldern blieb stehen und brach in helles Lachen aus.

„Du bist aber wirklich ganz göttlich!" sprach er dann. „Wenn es dir glückt, habe ich nichts dagegen, allein —"

„Welche Bedenken quälen dich?"

„Wenn nun Adolar nichts von dir wissen möchte?"

„Wenn ich es will, muß er sich schon ergeben!"

„Du bist aber ganz und gar nicht liebenswürdig, Schätzchen!"

„Das hast du mir schon so oft gesagt, daß ich genöthigt sein würde, es zu glauben, wärst du nicht mein Vater. Hast du aber dennoch recht, so will ich Liebenswürdigkeit lernen."

„Das ist ein schweres Studium, das nicht jeder begreift."

„Die Tante wird mir Unterricht darin ertheilen."

„Die Tante! . . . Ach ja, sie könnte wol, aber — es gehört nur sehr viel Zeit dazu, und morgen geleitet man uns schon wieder vor das Thor des Schlosses!"

„An dein unbesonnenes Abkommen kehre ich mich nicht", sagte Zerline. „Willst du es halten, so thu' es. Du hast dann eine Veranlassung mehr, in der Nähe des Schlosses Kaltenstein zu bleiben. Ich werde mich der Tante, obwol ich sie noch gar nicht kenne, unentbehrlich zu machen wissen."

„Mit deinem Eigensinn, deinem Eisenköpfchen? Unter jungen Studenten möchtest du dich wol in Respect zu setzen verstehen, meiner Frau Schwester gegenüber aber, die ebenfalls weiß, was das Wort Herrschaft bedeutet, ist das eine Aufgabe, welcher du nicht gewachsen bist!"

„Dann werde ich zum ersten male deine gelehrige Schülerin sein", erwiderte Zerline. „Oder meinst du, Väterchen, ich könne das nicht, weil ich bisjetzt immer nur meinem Willen nachlebte? Gerade weil ich so viel Eigenwillen besitze, kann ich ihn auch mir selbst unterordnen. Es ist ein Hazardspiel wie jedes andere, bei welchem nur die Ausdauer den höchsten Gewinn einstreicht. Hast du das ganz vergessen, alter Praktikus?"

Zerline blickte ihren Vater jetzt schelmisch und liebreich zugleich an, und in ihren großen klaren Augen lag ein bestechender Zauber. Geldern blickte lange unverwandt in diese dunkeln, unergründeten Seelenbrunnen, und die Hoffnung, es könne doch wol möglich sein, daß sein von Natur so männlich geartetes Kind einem Manne Liebe einzuflößen vermöge, umschmeichelte sein Herz. Er drückte sie wärmer an sich und sagte, dem Schlosse rascher zuschreitend:

„Ich will dir nicht hinderlich sein, Schätzchen. Versuche dein Heil, und hast du Glück, so setze ich mich gern mit dir zur Ruhe. Ein Leben, wie wir es diese Jahren her führten, hat bei allem Reiz und aller Abwechselung auch seine großen Schattenseiten, namentlich dann, wenn man nicht mehr rüstig ist, und nicht jedem Begegnenden gern in die Augen sieht."

Im Schlosse warteten schon geraume Zeit alle Bedienstete auf die Ankunft der zu so vielen Vermuthungen Anlaß gebenden Fremden. Zerline gefiel allgemein, nicht blos durch ihr unleugbar interessantes feines Gesicht, sondern auch ihrer seltsamen Tracht wegen, die einen so eigenthümlich theatralischen Anstrich hatte. Ueber Geldern dagegen schüttelten alle den Kopf und das Urtheil über ihn lautete in jeder Beziehung ungünstig. Wenn dieser Mann — so nahmen die im Dienste des Barons Stehenden an — kein gefährliches Subject war, vor dem jeder auf der Hut sein müsse, konnte nur entweder langjähriges Unglück oder ein fortgesetztes abenteuerndes Leben ihm diese schlotterige und dabei doch auch brüsk herausfordernde Haltung beigebracht haben. Als Gast des Barons durfte seine Gedanken natürlich keiner über den auffallenden Mann aussprechen, alle aber sagten sich, daß der Besitzer von Kaltenstein, ohne Verpflichtungen gegen denselben zu haben, mit einem so verlottert aussehenden Menschen gewiß nie Worte gewechselt haben würde.

Inzwischen war Clotilde von der Ankunft ihres Bruders durch ein Billet des Barons benachrichtigt worden. Diese unangenehme Kunde persönlich seiner Frau zu überbringen, nahm der Edelmann aus dop-

peltem Grunde Anstand. Er wollte nämlich nicht Zeuge der Entrüstung sein, in welche diese Nachricht Clotilde, wie er glaubte, versetzen würde, und noch weniger fühlte er sich in der Stimmung, bei dieser Gelegenheit etwa fallende Aeußerungen ohne alle Widerrede anhören zu können. Beides ließ sich mittels einer schriftlichen Mittheilung umgehen. Der Baron beurtheilte den Charakter seiner Gemahlin ganz richtig und wußte, daß, hatte sie nur den ersten Eindruck der ärgerlichen Nachricht überwunden, sie Gewalt genug über sich besaß, um den Vorfall objectiv zu betrachten und leidenschaftslos ein Gespräch darüber anzuknüpfen.

Es verging fast eine Viertelstunde, ehe Clotilde ihrem Gemahl durch das Kammermädchen anzeigen ließ, sie sei jetzt bereit, den Herrn Baron zu empfangen. Dieser folgte unverweilt der erhaltenen Einladung. Er traf Clotilde in höchst eleganter Morgentoilette auf der Chaiselongue ruhend. Sie sah sehr gut, fast jugendlich aus. Namentlich konnte ihre blühende Gesichtsfarbe, die einen rosigen Anhauch von duftigster Zartheit besaß, sie gern um zehn Jahre jünger erscheinen lassen. Diese Jugendfrische war jedoch, wie vieles andere bei Clotilde, erkünstelt. Sie rührte von geschickt aufgelegter Schminke her.

„Ist der unselige Mensch wirklich zu dir gedrun-

gen, Karl?“ redete die Baronin ihrem Gatten mit weinerlicher Stimme an. „Das ist ja entsetzlich!“

„Unangenehm ist es gewiß, mein Kind“, versetzte der Baron, „indeß lange — das verspreche ich dir — lange soll er uns nicht lästig fallen.“

„Und seine Bastardtochter begleitet ihn?“

„Weil er nicht so glücklich war, sich mit deren Mutter verheirathen zu können“, sagte der Baron, einen sehr scharfen Blick auf Clotilde werfend. „Ihm spielte der Zufall einen bösen Streich, andere hatten mehr Glück.“

Clotilde schloß ihre langbewimperten Lider, als blende sie das Licht, und während sie noch ihre alabasterweiße Hand darüberlegte, fuhr sie seufzend fort:

„Ich habe mich entschlossen, freundlich zu sein mit den . . . Menschen, um nicht noch mehr Emotionen zu haben . . . Es stürmt gegenwärtig gar zu viel auf mich ein . . . Das Unglück mit Frei und dessen Tochter hat mich zu sehr erschüttert! . . . Ist noch keine Nachricht über die Verschwundene eingelaufen?“

„Bisjetzt hörte ich nichts von Hildegarde“, erwiderte der Baron. „Gewiß aber entdeckt man bald ihren Versteck, und dann wird der Stiftssyndikus ein ernstes Wort mit ihr reden.“

Clotilde ließ ihre Hand sinken und richtete sich schnell auf.

„Gerade dieser Mann und vielleicht mehr noch der Domdechant, sind schuld an dem beklagenswerthen Schritte des armen, verwaisten Kindes!“ rief sie mit Heftigkeit. „Hätte man es mir anvertraut, wie die gute Cornelie es wünschte, Hildegarde hätte nie daran gedacht, durch eine so unüberlegte Handlung sich selbst so furchtbar zu compromittiren und ihren Ruf zu gefährden . . . O Gott, o Gott! . . . Und ihr Vater! . . . Mir ist's, als quälten mich wilde Träume, wenn ich daran denke! . . . Andreas Frei eines Todtschlags angeklagt! . . . Es ist zu fürchterlich! . . .“

„Die Schuld des Försters am Tode des verrufenen Diebes ist noch nicht erwiesen“, versetzte Baron von Kaltenstein. „Was mich persönlich betrifft, so glaube ich nicht daran, weil ich eine solche That für ganz unmöglich halte. Der unglückliche Schuß ward gewiß von irgendeinem andern abgefeuert, und wer mag wissen, ob er nicht auch einem andern galt!“

„Welch schreckliche Annahmen, Karl! . . . Leben wir denn mitten unter Banditen?“

„Die Untersuchung wird hoffentlich Licht über diese Angelegenheit verbreiten“, sagte der Baron ausweichend. „Mich schmerzt es nur, daß der arme Frei

neben dem schweren Kummer, den ihm die unbesonnene Flucht der verzogenen Tochter macht, noch seiner Freiheit so lange beraubt bleibt, bis sich Beweise finden, die seine Unschuld an den Tag bringen. Ach, und das kann bei dem heimlichen Gerichtsverfahren, das wir leider noch immer besitzen, sehr, sehr lange dauern! Am Rhein würde es nicht halb solange währen. Du erinnerst dich wol noch . . ."

„Ich bitte dich, Karl", fiel Clotilde ein. „Nimm doch Rücksicht auf meine nervöse Aufregung! . . . Wann erwartest du die . . . die Menschen?"

„In jedem Augenblick. Bist du bereit, sie zu empfangen?"

„In deiner Gegenwart will ich es versuchen. Wie sieht — seine Tochter aus?"

„Noch sah ich sie nicht. Sandomir selbst hält sie, wie mir scheint, für ein ganz erquisites Geschöpf."

„Sehr wahrscheinlich; ist er doch selbst ebenfalls ein erquisiter Mensch."

„Dein Bruder, ma chère Clotilde! Es gab eine Zeit, wo du seine Talente zu würdigen verstandest."

Clotilde erbleichte bei diesen Worten, daß sie das Ansehen einer geschminkten Leiche erhielt und der Baron selbst über diese plötzliche Verwandlung erschrak.

Wahrscheinlich wäre es zu höchst unerquicklichen, wo nicht gar heftigen Erörterungen gekommen, wenn nicht lautes Klopfen das tête-à-tête der beiden Gatten zur glücklichen Stunde unterbrochen hätte. Das Kammermädchen der Frau Baronin meldete die Ankunft eines Herrn und einer jungen Dame.

„Sie sind es", sagte Baron von Kaltenstein. „Bist du geneigt, beide zugleich zu empfangen, oder wünschest du erst den Bruder und sodann dessen Tochter zu sprechen?"

Clotilde war schon wieder gefaßt.

„Beendige erst das Geschäft", sprach sie, ein farbloses Lächeln erkünstelnd, „und hast du dich mit Sandomir abgefunden, dann führe mir die . . . seltenen Gäste zu . . . Auf eine Nacht, nicht wahr?"

„So habe ich es mit dem Herrn Lieutenant ausgemacht!"

Clotilde winkte nochmals lächelnd und legte sich, wie stark ermüdet, wieder zurück in die Chaiselongue.

Fünftes Kapitel.

Unter Geschwistern.

Baron von Kaltenstein war doch überrascht, als ihn Zerline begrüßte. Die merkwürdige Unbefangenheit dieses blutjungen Mädchens, das auf den wirren Lebenswegen ihres sorglosen Vaters mehr Erfahrungen gesammelt hatte als manche funfzigjährige Dame, imponirte und konnte unter Umständen sogar bestechen. Zerline's Vorsatz, einen guten Eindruck auf den Onkel zu machen, mochte mit dazu beitragen, daß sie sich zusammennahm und das Weibliche in ihr die Oberhand über die ihr zur andern Gewohnheit gewordene männliche Derbheit gewann. Mit einem Worte, Zerline gefiel dem Baron, und im ersten Augenblick vergaß er vollständig das eben mit deren Vater getroffene, förmliche Abkommen. Geldern entging dieser wohlgefällige Eindruck nicht, und berechnend, wie er

war, suchte er auf der Stelle Vortheil für sich daraus zu ziehen.

„Nicht wahr, Alterchen“, sagte er, seinen Arm vertraulich auf des Barons Schultern legend, „das Mädel ist nicht aus der Art geschlagen? Man kann sich sehen lassen mit dem Kinde? Enfin, es wäre so übel nicht, darauf eine tüchtige Speculation zu gründen?“

Der Baron duldete, daß Zerline ihn küßte. Ihre Lippen waren weich und voll.

„Ich bin entzückt, den gnädigen Herrn Onkel endlich kennen zu lernen“, sagte Zerline, und einen Blick durchs Fenster werfend setzte sie harmlos hinzu: „Hier ist's allerliebst! Da möchte ich gleich mein ganzes Leben lang bleiben!“

„Das Wünschen hast du umsonst“, sprach Geldern, „damit aber wirst du dich auch begnügen müssen. Wünsche dir also soviel du magst, denn morgen schon geht die Herrlichkeit hier zu Ende.“

„Schnickschnack!“ fiel Zerline mit dem köstlichsten Stirnrunzeln dem Vater ins Wort. „Ich verklage dich gleich beim Onkel, wenn du mir nicht einmal Zeit lassen willst hier zu Athem zu kommen! Man ist froh, unter guten, lieben Menschen zu sein nach dem ewigen Leben in Gasthäusern! Nicht wahr,

Herzensonkel, Sie geben nicht zu, daß der Vater seinen Kopf aufsetzt und schon morgen wieder weiter reist? Bitte, stehen Sie mir bei! Ich möchte gar so gern dem Vater gegenüber recht behalten!"

Ehe Baron von Kaltenstein noch antworten konnte, hatte Zerline schon beide Arme um seinen Hals geschlungen, drückte ihn fest an sich und war durchaus nicht karg im Austheilen von Küssen.

„Teufelshexe!" grinste Geldern vor innerlichem Vergnügen. „Das Mädel ist ein unbezahlbares Geschöpf, ohne das ich längst schon verhungert wäre, oder mir das Gehirn mit ein paar Loth Pulver zum ewigen Schlafe hätte auspolstern müssen."

Der Baron ließ geschehen, was er nicht hindern konnte, hütete sich aber doch, seiner naiv zudringlichen Nichte eine bestimmte Zusage zu geben.

„Darüber wird sich sprechen lassen, mein Kind", sagte er, „wenn du dich mit der Tante verständigt hast. Folge mir jetzt zu ihr; sie ist begierig, dich zu sehen. Deinen mexicanischen Ueberwurf aber kannst du einstweilen hier lassen."

Zerline warf ohne jegliche Ziererei den Poncho ab und präsentirte sich jetzt in einem Kleidchen, das dürftig genug aussah und dazu gemacht zu sein schien, die feingerundeten Formen des jungen Mädchens in

das vortheilhafteste Licht zu stellen. Den Baron überraschte die schöne, halbenthüllte Büste der Kleinen, an der er ungeheucheltes Wohlgefallen fand; aber er mußte sich doch sagen, daß Zerline in solcher Tracht bei Clotilde leicht Anstoß erregen könnte. Denn die Baronin hielt streng auf Anstand, wennschon sie durchaus keine Kopfhängerin war. Zum Glück befand sich Baron von Kaltenstein im Besitze eines sehr schönen Longshawls, der ursprünglich für Hildegarde bestimmt gewesen war. Diesen holte er hervor und warf ihn über Zerline's runde, glänzend weiße, nur gar zu stark entblößte Schultern.

„So, Kindchen", sagte er, „jetzt kannst du dich vor der Tante sehen lassen. Ich selbst werde dich ihr zuführen."

Er bot Zerline den Arm, die ihn lachend annahm und sich mit vielem Handküssen für das schöne Geschenk gebührend bedankte. Geldern trat vor den Spiegel, zupfte die zerknitterten Vatermörder zurecht, rückte an dem ehemals fein gewesenen Busenstreifen und der Weste von großgeblümtem schweren Seidendamast, die auch bereits Spuren ihres Alters zeigte, bürstete sorglich die wenigen weißgrauen Haare an den Schläfen so zurecht, daß sie vornehm genial abstanden, und zog endlich ein paar gelbe Handschuhe an, deren einem

jedoch der Daumen fast ganz ausgerissen war. Der alte Spieler besaß aber ein ganz eigenthümliches Geschick, diese Wunde so zu verdecken, daß sie nicht sogleich bemerkbar ward. Eine kurze, vertrauliche Verbeugung zeigte dem Baron an, daß er nun vollkommen gerüstet sei, der vornehm gewordenen Schwester seine Aufwartung zu machen.

Clotilde hatte es nicht für nöthig gehalten, des unerwarteten und ihr noch dazu sehr unangenehmen Besuchs wegen sich besonders zu putzen. Nur ihr noch sehr schönes, volles Haar, auf dessen Pflege sie von jeher große Sorgfalt verwendet hatte, ließ sie sich nochmals von dem Kammermädchen ordnen und bedeckte es dann mit einem sehr kleidsamen Häubchen. So erwartete sie gespannt, innerlich aber geärgert und eigentlich voll Zorn den liederlichen Bruder und, wie sie stillschweigend voraussetzte, dessen leichtfertige natürliche Tochter, für deren sittliche und geistige Erziehung soviel wie gar nichts geschehen war.

Sandomir Geldern, der vor längerer Zeit einige Jahre als Offizier in französischen Diensten gestanden und sich durch seine Bravour ein Ordenskreuz erworben hatte, begrüßte seine Schwester mit solcher Herzlichkeit, daß Clotilde nicht umhin konnte, freundlich zu erscheinen. Sie duldete Sandomir's etwas stür-

mische Umarmung und war gnädig genug, Zerline, der sie nur einen einzigen flüchtigen Blick zuwarf, ihre wohlgepflegte Hand zum Kusse zu reichen. Zerline verstand diese Handbewegung und beugte ihr leicht-erröthendes Gesicht sehr devot über die schöne Hand der vornehmen Tante.

„Habe Geduld mit ihr, Schwester", sagte Geldern. „Es fehlt dem Kinde noch Tournure, aber sie hat Anlagen, vortreffliche Anlagen! Wolltest du sie einige Zeit unter deine Flügel und in deine Schule nehmen, gewiß, Schwester, Zerline würde dir Ehre machen. Ich finde überhaupt, daß sie dir merkwürdig ähnlich ist in ihrem Thun, ihren Wünschen, ihren Neigungen. Die Männer läßt sie ablaufen, daß man darüber erstaunen muß, und steht ihr das Köpfchen gerade recht, so weiß sie wieder so wunderbar süß zu girren, daß auch die Rauhesten und Stolzesten willig unterducken. Wie vortrefflich aber du das verstandest, Clotildchen, damals . . . am Rhein . . . weißt du noch, wo dein jetziger gestrenger Herr Gemahl zuerst an die ausgeworfene Angel biß, dessen wirst du dich wenigstens noch dunkel erinnern können."

„Es ist angerichtet", meldete der Bediente, die Thür zum Speisezimmer öffnend.

Der Baron nahm sogleich wieder den Arm seiner

Nichte, während Geldern seine Schwester zu Tische führen wollte. Clotilde aber warf stolz den Kopf zurück, erhob sich vornehm gelassen, zupfte ungeduldig an ihrem gestickten Taschentuche, und folgte, ohne den Bruder eines Blickes zu würdigen, ihrem mit der leichtfertigen Nichte vorangegangenen Gatten.

„Habe ich ausgezeichnet gemacht!“ rief Geldern sich zu, die schadhaften Handschuhe schnell abstreifend. „Sie weiß jetzt, daß ich aus ihrer Vergangenheit kein Geheimniß zu machen fest entschlossen bin, sie muß deshalb auch annehmen, daß Zerline bereits in alle Familienverhältnisse eingeweiht ist, und sie kann bei ihrer Klugheit voraussetzen, wie wenig ich mich auf Rücksichtsnahmen einlassen werde. Soll ich schweigen, so muß sie zuvor höflich gegen mich werden und sich mit mir verständigen. Bereit dazu bin ich, aber nur gegen baare Zahlung. Sie ist im Besitze, ich habe nichts, mithin wäre ich ein Thor, benutzte ich nicht die günstige Gelegenheit! . . . Am Hierbleiben liegt mir wenig, mir persönlich wäre es sogar lieber, wenn unser Aufenthalt nicht länger als einen Tag und eine Nacht dauerte. Geld jedoch muß ich erst einsacken, ehe ich mit meinem Zaubermädel weiter ziehe, und Geld soll die liebe Schwester so viel herausrücken,

daß ich Zerlinchen als Köder für leichtsinnige reiche Herren von Stande damit herrlich herausputzen kann."

Bei Tische beobachtete die Baronin ihre Nichte sehr aufmerksam und richtete auch verschiedene Fragen an sie, die von Zerline schnell, bestimmt und immer treffend beantwortet wurden. Es leuchtete Clotilde ein, daß dies aufgeweckte Kind wol einer bessern Erziehung werth sei, und momentan fühlte sie fast Mitleid mit dem so jungen, hübschen Geschöpf, das möglicherweise mit schnellen Schritten tiefer moralischer Verwilderung entgegenging. Sie verglich Zerline mit Hildegarde, deren Schicksal sie so schwer beunruhigte, und sie mußte sich sagen, daß der Lebensgang beider Mädchen mancherlei Aehnlichkeit habe.

Geldern war überaus gesprächig. Er erzählte fortwährend, indem er seine Rede bald an den Baron, bald an Clotilde richtete. Bisweilen fragte er auch Zerline oder rief sie gleichsam zum Zeugen auf. Er legte bei allen diesen Erzählungen eine Rücksichtslosigkeit an den Tag, daß Clotilde einmal über das andere erröthet sein würde, hätte die schützende Schminke sie nicht vor solchem Unglück bewahrt. Sie kam sich vor, als lebe sie unter Verbrechern, und sie dankte Gott wirklich von ganzem Herzen, daß Hildegarde nicht auf Kaltenstein weilte!

Auch dem Baron war es widerwärtig, in Gegenwart eines jungen Mädchens, das vor den sie umgebenden Personen doch Respect haben sollte, Vorgänge berühren zu hören, die man schon aus Klugheit gewöhnlich verschweigt, und es überrieselte ihn einigemal ein Schauder, als er die entsetzliche Bemerkung machen mußte, daß Zerline in alles vollkommen eingeweiht sei. Ihr Benehmen war dabei so unbefangen, daß Baron von Kaltenstein nicht recht wußte, ob er mehr die Naivetät der Lebensanschauung Zerline's bewundern, oder sich über eine so frühe gänzliche Verwilderung des hübschen, vielfach verführerischen Geschöpfs entsetzen sollte.

Mit richtigem Takt kürzte Clotilde die Tafel möglichst ab. Den Arm des Bruders, der sich ungemein behaglich zu fühlen schien, nahm sie auch jetzt nicht an; ebenso wenig duldete sie, daß Zerline ihr die Hand küßte.

„Erwarte unsere Rückkunft", sprach sie befehlshaberisch zu ihrer Nichte, „ich und der Onkel, wir haben allein mit deinem Vater zu sprechen."

Geldern blickte sie schlau lächelnd an, Clotilde's Auge aber blieb kalt und streng.

„Jetzt gleich?" sagte er scherzend. „Um vernünftigen Gesundheitsvorschriften nachzuleben, müßte

man sich lieber etwas Bewegung machen oder sanft der Ruhe pflegen."

„Die Zeit drängt", erwiderte Clotilde, „und ohnehin ist es unerlaßlich, daß wir uns ein für allemal verständigen."

„Auf meinem Zimmer", sprach der Baron. „Dort liegt das Nöthige bereit. Es bedarf nur noch deiner Unterschrift."

Geldern sah ein, daß unbedingte Fügsamkeit allein zum Ziele führen könne; er trat aber nicht mit so großer Zuversicht wie vor dem Mittagsmahle in das Wohngemach seines Schwagers. Letzterer legte ihm in einigen Rollen die verlangte Summe vor und unterbreitete ihm sodann den Revers. Geldern wog prüfend die Geldrollen, überlas aufmerksam die Schrift und legte sie vor sich hin, indem er sagte:

„Sehr schön, Alterchen; doch ehe ich mich mit unnützer Tintenkleckserei befasse, möchte ich aus Liebe zu meinem Kinde mit euch beiden, die ich stets wahrhaft geliebt und verehrt habe, noch ein paar Worte wechseln."

Clotilde, die bisher sehr rasch und ihr Taschentuch drehend auf- und niedergegangen war, trat jetzt vor den Bruder. Ihre Augen flammten vor Aufregung und Zorn.

„Sandomir", sprach sie, „ich wünschte, der Blitz hätte dich erschlagen!"

„Ein sehr unchristlicher Wunsch, liebe Schwester", versetzte Geldern lächelnd. „Du würdest dann nie Carrière gemacht haben und nie Baronin von Kaltenstein geworden sein."

„Daß jener feurige Strahl vom Himmel mich betäubte, es war ein Irrthum des Weltenlenkers!" fuhr Clotilde fort. „Warnen wollte mich Gott, ich weiß es, warnen, vielleicht bekehren, wie er den Verfolger Saulus bekehrte, und ich würde den Ruf aus der Höhe vernommen und ihm nachgelebt haben, wärst du nicht am Leben geblieben!"

„Liebe Schwester", versetzte Geldern, „du überhäufst mich da mit Vorwürfen, die ich gar nicht verdient habe. Bedanke dich lieber bei dem Baron, der sich so huldvoll deiner Unschuld annahm . . . Auch kann ich wirklich gar nicht begreifen, weshalb du dich so schrecklich ereiferst, weil das Zusammentreffen verschiedener Ursachen die Wirkung hatte, daß du schließlich eine wohlangesehene Dame von Stande wurdest!"

„Laßt das Vergangene vergangen sein und haltet euch an die Gegenwart", fiel der Baron ein. „Wir werden uns dabei alle wohl befinden und uns gegenseitig jeden Vorwurf ersparen."

„Nein“, sprach Clotilde, „ich will und werde nicht schweigen! Deine Auslassungen bei Tische haben mein Innerstes empört! Du prahlst im Beisein eines geistig noch unreifen Mädchens mit Unternehmungen, deren jeder redliche, unbescholtene Mann sich schämt! Du forderst dies Kind auf, deine Erzählungen zu bestätigen, und dies arme, unglückliche Kind ist — deine eigene Tochter!“

„Es war nicht mein Wille, sehr tugendhafte gnädige Frau Schwester, daß auch ich des Glückes, Vaterfreuden zu genießen, theilhaftig werden sollte“, bemerkte der verwilderte Geldern. „Wenn du übrigens der Meinung bist, ich tauge wenig zum Erzieher junger Mädchen, eine Meinung, der ich mich anzuschließen gern geneigt bin, so könntest du ja nur ein gutes Werk stiften, wenn du dich der Armen, Verlassenen mit mütterlicher Zärtlichkeit liebevoll annehmen wolltest. Du selbst hast keine Kinder, also . . .“

Die Baronin schleuderte Sandomir Geldern einen Blick voll Verachtung zu, der diesen momentan verstummen machte. Er faßte sich aber gleich wieder und fuhr fort:

„Wahrhaftig, Schwester, ich spreche im Ernst! Seit du so glücklich und so vornehm verheirathet wurdest, habe ich einen ganz unbegrenzten Respect vor

dir. Ich schließe mich dem Glaubensbekenntniß der unverbesserlichen Weltkinder an, die fortwährend behaupten, Reichthum tilge jeden Flecken! Recht haben sie auch; denn wer ist jemals mehr geehrt und bewundert worden als jene gedankengroßen Menschen, die Länder raubten, Kronen stahlen und ihre lieben Brüder zu Tausenden hinschlachten ließen, um aus dem zusammengescharrten Raube sich später ein glanzvolles, wohnliches Haus zu erbauen? Wärest du weniger glücklich gewesen, wer weiß, hinter welchem Zaun du jetzt hocktest, einen Stecken in der abgemagerten Hand und einen Bettelsack auf der Schulter!"

„Du bist frech, gemein und lieblos!" rief Clotilde empört. „So frech und gemein wie das Gewerbe, von dem du dein elendes Leben fristest!"

Geldern machte eine spöttische Verbeugung vor seiner Schwester, indem er sagte:

„Du unterstütztest mich früher in diesem Gewerbe, und der Baron, gegenwärtig dein Gemahl, war in unserm Bunde der dritte!"

Clotilde traten Thränen der Wuth, vielleicht auch der Reue in die Augen.

„Ich habe dafür gebüßt!" rief sie aus. „Ich büße noch, ich will und werde büßen bis zum Tode,

aber, gottlob! ich hoffe auch Stärke genug zu gewinnen, um aus der Buße Versöhnung zu schöpfen!"

„Wie rührend das ist!" sprach Geldern. „Du bist ein Weib nach der Schrift, Schwester! Ich er- erinnere mich, darin irgendwo einmal, als ich noch zur Schule ging, gelesen zu haben, es würden sich die Engel im Himmel mehr freuen über einen reuigen Sünder, welcher Buße thue, als über tausend Gerechte, die der Buße nicht bedürftig wären ... Was willst du denn eigentlich mehr? Die Engel im Himmel müssen sich, wenn sie dich einst unter Freudenjauchzen in Empfang nehmen, bei mir bedanken, daß ich den guten Seelen diesen erquickenden Spaß gemacht habe."

Der Baron schob jetzt dem gefährlichen Schwager die Geldrollen zu und reichte ihm die Feder zum Unterzeichnen.

„Mach' ein Ende!" sprach er gebieterisch. „Es ist nothwendig, daß wir uns alsbald für immer und auf Nimmerwiedersehen trennen."

Geldern achtete indeß nicht darauf. Er ließ das Geld liegen und nahm auch die dargereichte Feder nicht.

„Du bist übrigens sehr ungerecht, Schwester", nahm er abermals das Wort, „ungerecht am meisten gegen dich selbst. Bedenke doch, welch genußreiches,

unterhaltendes Leben du mit mir führtest, als du kaum das Alter Zerlinens erreicht hattest! In der Absicht, als Marketenderin dich zu ernähren, gingst du mit mir nach Spanien. Später führten uns die Kriegsereignisse nach unserm verlorenen Vaterlande, dem als selbständiger Staat doch in alle Ewigkeit verlorenen Polen .... Es war ganz gescheidt von dir, Tildchen, daß du beim Zuge der großen Armee nach dem heiligen Rußland von dem unheiligen Gedanken erfaßt wurdest, mich zu bereden, mit dem Rest der geplünderten Kriegskasse, den uns ein glücklicher Zufall in die Hände spielte, eine kleine Bank zu errichten, die sich unter dem dummen Bauernadel der Polackei, unsers schönen, sumpfreichen Vaterlandes zerrissenen Angedenkens, leidlich bezahlt machte ... Wir schlugen uns durch, Tildchen, redlich und ehrlich, wie's gehen mochte ... Ich war nicht stolz und hochfahrend, ließ mir von unsern trunksüchtigen Landsleuten alles gefallen ... war heute ihr Narr, morgen ihr Factotum ... immer, um nur leben, aber möglichst gut leben zu können ... Und du, ach, wie hold und anschmiegsam war damals das liebe Schwesterchen! ... Weißt du noch, wie die alten beiden Starosten auf dem Schlosse Biczlowice in Masuren aus deinen Schuhen so lange Ungarwein

tranken, bis sie alle beide besinnungslos unter den Tisch fielen, und die Wette, wer Sieger bleiben sollte, ein Röllchen mit funfzig vollwichtigen Pistolen, in unsere Tasche sich verlor, wir aber in tiefer Mitternacht das Weite suchten? . . . Versuche es nicht, Tildchen, solche bedeutungsvolle Merktage im Leben trotzig mit deinem kleinen, von den Starosten bewunderten Füßchen in die Erde hineinstampfen zu wollen; es glückt dir doch nicht! . . . Du warst damals sehr mit dem Ausgange dieser lustigen Wette zufrieden, und eigentlich die ganz alleinige Veranlassung dazu, weil du die Spröde gegen die alten Herren so meisterhaft spieltest und es nur duldetest, daß sie dir Dukaten ins Busentuch schieben durften . . ."

Clotilde, längst schon zitternd, brach jetzt mit einem wilden Schreckensschrei zusammen. Der Baron fing sie in seinen Armen auf und ließ sie sanft in einen Lehnsessel nieder. Dann wandte er sich dem cynisch lächelnden Geldern zu.

„Kein Wort will ich mehr hören", sprach er, „oder du zwingst mich, Leute herbeizurufen, die mich von deiner verhaßten Gegenwart befreien! . . . Willst du der Mörder deiner eigenen Schwester werden?"

Geldern ließ sich auch durch diese Drohung seines Schwagers nicht stören.

„Ereifere dich nicht, Alterchen", versetzte er mit seiner unerschütterlichen Ruhe und dem stereotypen Lächeln auf den verwüsteten Zügen, „wir kennen uns ja zu lange, um uns ernsthaft zu erzürnen. Deine Frau, das bemerke ich jetzt, wird alt, und . . . nun, du kennst ja das Sprichwort von den jungen Sünderinnen! . . . Ich will es nicht wörtlich anführen, um die Ohren Clotildens, die vielleicht noch hören, nicht gar zu sehr zu beleidigen. Auch aufdringen will ich mich euch nicht, obwol ihr doch eigentlich nur durch mich ein so glückliches Paar geworden seid . . . Ehe ich jedoch gehe, bin ich gezwungen, dir und auch meiner Schwester — die, wie ich zu meiner großen Freude bemerke, sich wieder zu regen beginnt — noch an die letzte schwere Nacht in Genf zu erinnern."

Die Baronin schlug die Augen auf und erfaßte die Hand ihres Gatten.

„Karl!" sprach sie mit Mühe . . . „Schütze mich . . . vor . . . diesem . . . Menschen!"

„Das Spiel war zu Ende", begann Geldern aufs neue, „ich hatte das letzte Geldstück verloren . . . da sahst du . . ."

„Halt ein, Wahnsinniger!" rief Clotilde und drückte aufspringend ihre Hand auf den Mund des

schrecklichen Bruders. Dieser zog sie herab, lächelte sanft wie ein Mädchen und sagte geschmeidig:

„Es ist höchst unklug von dir, so abscheulich zu schreien! Die Bedienten hören es ja und müssen denken, wir wollen uns hier allesammt erwürgen. Ich kann sehr gut und sehr lange schweigen, aber ich muß dafür bezahlt werden."

„Die verlangte Summe liegt vor dir", sprach der Baron. „Nimm sie zu dir und unterschreibe!"

Er schob ihm nochmals das Papier zu nebst Tinte und Feder. Geldern steckte die Rollen gelassen ein.

„Das wäre für unser Abkommen", fuhr er fort, „um aber meinen Mund stumm zu machen, mein leider sehr gutes Gedächtniß todt zu schlagen, und auch die Lust in mir für immer zu tödten, froh Erlebtes in heiterer Stimmung andern, blos zur Unterhaltung, mitzutheilen, begehre ich das Dreifache, und zwar entweder sogleich oder, solltest du zufällig nicht gut bei Kasse sein, in einer gültigen Sichtanweisung auf deinen Bankier. Schneide keine Gesichter, Baron, ich bin unterrichtet und weiß, daß du bei Moser und Comp. verschiedene Tausende deponirt hast! . . . Machst du tausend Thaler gerade voll, so will ich die letzten hundert zur Equipirung meiner Tochter verwenden, und ihr Kleider anschaffen, wie sie der Nichte einer

Baronin ziemen, und die ganz so anständig zugeschnitten sind, wie die Aristokratie der Geburt es liebt."

„Unverschämter!" flüsterte Baron von Kaltenstein, über die bodenlose Frechheit des Spielers entrüstet.

„Befriedige ihn", rief Clotilde, „befriedige ihn auf der Stelle! . . . Ich lege noch ein goldenes Armband für das unglückliche Geschöpf zu, wenn ich mir mit diesen Opfern die Wohlthat der Entfernung von Vater und Tochter aus meinem Hause erkaufen kann!"

„Du siehst mich gerührt über solche Großmuth!" sprach Geldern und fuhr sich mit einem schadhaften seidenen Taschentuche über die pfiffig blinzelnden Augen. „Solch unbegrenzter Liebe kann ein Mann von Welt nicht widerstehen."

Er ergriff die Feder und unterschrieb den Revers.

„Schreibe die Anweisung aus", bat mit flehentlicher Geberde Clotilde ihren Gatten. „Ich hole inzwischen das Armband und lege es dem Mädchen an."

„Enfin", sprach Geldern, sich devot vor seiner Schwester verbeugend, „ich sehe ein, daß ihr Lebensart besitzt, und daß ein gutes Gedächtniß und die glückliche Naturgabe es passend anzuwenden, beinahe ebenso viel werth sind als Frauenschönheit. Es lassen sich damit die köstlichsten Eroberungen machen."

Clotilde hatte sich schon entfernt. Der Baron schrieb seufzend die Anweisung auf seinen Bankier aus. Bald darauf trat Clotilde, die heitere Zerline führend, an deren Arme der schöne Schmuck blitzte, ein. Diese umarmte jubelnd den Onkel und erklärte unter fortwährendem Lachen, daß sie nie so glückliche Stunden verlebt habe. Sie wäre zwar am liebsten ganz oder doch noch recht lange auf Schloß Kaltenstein geblieben, weil sie aber der gnädigen Tante bei ihren nervösen Leiden beschwerlich fallen müsse, sei sie gern bereit, ihrem Vater zu folgen, wohin er sie führe.

„Du bist ein kluges Kind", sagte Geldern, „möge Gott dir noch viele Freuden und ein recht langes Leben schenken! Der orthodoxeste Jude kann die Gebote nicht strenger halten als mein kluges, weißes Täubchen."

Clotilde ließ es geschehen, daß Zerline ihr nochmals die Hand küßte; nur dem Bruder entzog sie dieselbe. Sie wendete sich zusammenschaudernd ab, als er ihr zärtlich Lebewohl wünschte. Der Baron aber begleitete Schwager und Nichte bis vor den Schloßhof, wo er den langsam Fortwandelnden so lange nachsah, bis sie seinen Blicken entschwanden.

Sechstes Kapitel.

Domdechant und Stiftssyndikus.

Sabine Warnkauf hatte einige Tage das Zimmer hüten müssen. Die Flucht Hildegardens, der sie doch so innig zugethan war, machte die gutherzige Schwester des Domdechanten vollkommen krank. Sie begriff nicht, wie man in so früher Jugend schon so undankbar sein und mit so großer Meisterschaft die Kunst der Verstellung üben konnte. Aengstigte nun Sabine das Schicksal des schutzlos in die Welt hineingelaufenen Mädchens, so wunderte sie sich noch mehr über die Gleichgültigkeit des Försters, der kein Wort von sich hören ließ und auch den von ihrem Bruder abgesandten Boten nicht einmal zurückschickte.

Der ganze erste Tag verging so unter bangem Harren. Es ward Abend und Nacht, und noch immer lief keine Antwort aus dem Forsthause auf der Dechanei

ein. Warnkauf nahm deshalb an, Förster Frei möge wol gar nicht zu Hause gewesen sein; weil aber der Bote, dem er strengen Befehl gegeben hatte, auf Antwort zu warten, nicht ohne eine solche sich auf der Dechanei wolle sehen lassen, werde er vorgezogen haben, die Rückkunft des Försters abzuwarten.

Der Prälat war indeß nicht müßig. Die seiner Obhut empfohlene Hildegarde lag ihm zu sehr am Herzen, und gewissermaßen mußte er ja auch für sie und ihr Wohl einstehen. Das begabte, nur eigensinnige und durch verkehrte Erziehung auf gefahrvolle Bahnen geleitete Mädchen war ihm anvertraut worden, damit er es geistig und sittlich erziehen solle. In dem Vertrauen, das man ihm schenkte, lag die schönste Anerkennung seines Wirkens als Mensch und Priester. Es konnte ihm ein glänzenderes Zeugniß seiner humanen, milden Gesinnung, seiner unbefangenen Weltanschauung kaum ausgestellt werden. Ihm, dem katholischen Geistlichen, vertraute ein zum Protestantismus sich bekennender Vater sein einziges Kind an, weil er die feste Ueberzeugung in sich trug, es sei nirgends besser aufgehoben. Er fürchtete nicht den Einfluß katholischer Dogmen, nicht den bestechenden, am leichtesten junge Herzen berückenden Glanz des katholischen Ritus. Der vertrauensstarke Förster wollte

sein Kind nur gesichert wissen vor den Verlockungen der Welt und verderbter Menschen. Sein Wunsch und Wille war, es möge dem von allen Vorurtheilen freien Manne der Kirche, den keine Familiensorgen drückten, gelingen, eine bereits auf Irrpfade gerathene Seele durch Wort und Beispiel zur Einsicht ihres Irrthums zu bringen und sie später geheilt dem Vater wieder zuführen.

Warnkauf bezichtigte sich selbst schwerer Nachlässigkeit. Weil er glaubte, der Förster habe volles Recht ihn verantwortlich zu machen für das Geschehene, ließ er nichts unversucht, um die Spur der Entflohenen zu entdecken. Noch während der Nacht sendete er Boten aus, die Hildegarde zu suchen Auftrag hatten. Aber die Nacht war finster, der Regen goß in Strömen herab und der Weststurm brauste durch die Wipfel der hohen Tannen im nahen Grenzwalde. In solchem Wetter, in so tiefer Finsterniß einen Flüchtling aufzufinden, dessen erste Aufgabe es sein mußte, sich seinen Verfolgern zu entziehen, gehörte fast zu den unmöglichen Dingen. Die Suchenden waren genöthigt Laternen mitzunehmen, um die Fußtapfen der Geflüchteten zu erspähen, und der Schein ihrer Lichter verrieth sie ja dieser von fern. Es ward also weiter nichts durch Entsendung der Boten erreicht, als daß

man die ungefähre Richtung ermittelte, welche Hildegarde, nachdem sie den Garten der Dechanei verlassen, eingeschlagen hatte. Die aufgefundenen Spuren verloren sich im Moos des Grenzwaldes.

Aus manchem Gespräche mit Hildegarde hatte der Domdechant die Ueberzeugung gewonnen, daß sie mit zäher Festigkeit der übel berufenen Baronin von Kaltenstein anhänge. Seit vielen Tagen schon konnte er nicht mehr an der Absicht des jungen Mädchens zweifeln, ein Zusammentreffen mit dieser Frau herbeizuführen, und seit der Prälat die beiden Briefe Hildegardens gelesen, die deren eigener Vater ihm mittheilte, begriff er vollkommen die Nothwendigkeit, den Einfluß dieser gefährlichen Frau auf seine Pflegebefohlene gänzlich zu paralysiren.

„Das thörichte Kind hat sich nach Kaltenstein gewendet", sprach Warnkauf zu seiner Schwester. „Morgen am Tage werde ich sie dort suchen lassen und ihre Zurücklieferung mit Nachdruck verlangen. Es ist möglich, daß man diese beanstandet unter allerhand nichtigen Vorwänden; lange indeß wird die Baronin sich nicht sträuben können."

Sabine ließ sich von ihrem weisern Bruder gern trösten und sah dem nächsten Morgen ziemlich gefaßt entgegen. Ehe jedoch nach dem Schlosse geschickt wer-

den konnte, traf auf der Dechanei die Meldung von dem im Walde vorgefallenen Morde ein. Gleichzeitig erfuhr der Domdechant von zwei seiner in der Nacht entsendeten Boten, die mit ihren Laternen ziemlich tief in den Grenzforst eingedrungen waren, daß sie in der Richtung, wo man später den Kreuz-Matthes fand, einen Schuß hatten fallen hören. Es mochte gegen Mitternacht gewesen sein. Etwa eine halbe Stunde später war den Suchenden ein Wagen begegnet, mit einer Plane überspannt, wie sie im Gebirge gebräuchlich sind. Ein böhmischer Knecht hatte das leichte Fuhrwerk gelenkt, das von zwei Personen, einem schon bejahrten Herrn und einem noch sehr jungen Mädchen, eingenommen ward. Das neugierige Beleuchten der Insassen dieses Wagens seitens der Suchenden hatte diesen noch einige unhöfliche Bemerkungen eingetragen. Außerdem wollten die Boten des Domdechanten scheltende Stimmen im Dickicht des Waldes vernommen haben. Was die Zankenden sprachen, konnten sie nicht hören, sie glaubten aber behaupten zu können, daß den vernommenen Stimmen nach zu urtheilen wenigstens drei Personen, und zwar nur Männer, so laut und heftig miteinander gesprochen hätten.

Die Sorge um Hildegarde und die Verantwor-

tung, die den Domdechanten treffen mußte, ließ ihn abends nach einem in großer Aufregung durchlebten Tage doch keine Ruhe mehr. Er gab Befehl, seinen Wagen anzuspannen, um in Person den Förster zu besuchen. Ehe dieser aber ausgeführt werden konnte, hielt ein anderer Wagen vor dem Portal der Dechanei, dem der Stiftssyndikus Liebner entstieg.

Warnkauf eilte dem langjährigen Freunde entgegen und hieß ihn mit dreifachem Kusse willkommen. Liebner war so bewegt, daß seine Lippen bebten und die gewöhnlich so vergnüglich blickenden Augen sich mit Thränen füllten. Wir wissen schon, daß der genußsüchtige alte Hagestolz von diesem Thränenerguß nichts wußte; er war ihm, vielleicht durch vieles Weintrinken, zur andern Gewohnheit geworden. Liebner weinte bei jeder Gelegenheit, mochte sie eine freudige oder traurige sein. Daher konnte er einem längere Zeit nicht mehr gesehenen Freunde ohne einige Thränen weder die Hand reichen noch guten Tag sagen.

„Ein seltener Besuch", sprach der Domdechant, in dem Auge des Stiftssyndikus nach der Veranlassung desselben forschend; denn er setzte voraus, daß nur die Flucht Hildegardens diesen die Bequemlichkeit liebenden Mann zu so ungewohnter Stunde zu ihm führe.

„Weniger selten als seltsam", versetzte Liebner, an der Seite des Domdechanten die Treppe hinaufsteigend. „Ich komme aus dem Forsthause."

Warnkauf führte den Gast in sein Studirzimmer.

„Demnach sind Sie bereits unterrichtet", sagte der Prälat, seine goldene Dose dem Stiftssyndikus präsentirend. „Sie erscheinen im Auftrage des Försters?"

„Nein! Nein!" versetzte Liebner. „Cousin Frei sendet mich nicht, er weiß nicht einmal, daß ich hier bin. Ich komme aus eigenem Antriebe."

„Noch haben sich leider keine Spuren von dem verblendeten Kinde auffinden lassen!" sprach Warnkauf betrübt. „Ich bin recht niedergeschlagen ob dieses ganz unvorhergesehenen Ereignisses, um so mehr, als ich fast ganz rathlos dastehe."

„Es ist eine fatale Geschichte, allerdings", erwiderte der Stiftssyndikus, „aber die Sache wird sich hoffentlich wieder repariren lassen. Das Mädchen ist uns allen leider über den Kopf gewachsen; sie hat uns getäuscht, betrogen. Nun, das ist andern Leuten auch schon passirt, und eigentlich sollte jeder, wenn er mit Weiblichkeiten zu thun hat, sich auf dergleichen Dinge gefaßt machen! Indeß, quälen wir uns deshalb nicht! Meine niedliche Cousine ist zu klug, um mehr als einen dummen Streich in einem Athem-

zuge zu machen. Ins Wasser springt sie gewiß nicht. Also läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie entweder sehr bald die Tollheit ihres Unternehmens einsieht und von selbst wieder bei Ihnen um Einlaß bittet, oder daß sie eine Mittelsperson als Fürsprecherin zu Ihnen sendet."

„Meinen Sie?" fragte mit ungläubigem Stirnrunzeln der Domdechant, „und theilt Förster Frei Ihre Ansicht?"

Der Stiftssyndikus seufzte und zwischen seinen etwas angegriffenen Augenlidern zeigten sich wieder ein paar Thränen.

„Der Förster!" sagte er. „Haben Sie nichts gehört?"

„Vom Förster?"

„Von dem Vorfall im Grenzwalde, im Klosterforst?"

Der Domdechant erinnerte sich der Erzählung der Boten.

„So, so!" sagte er. „Also darum war der Förster nicht aufzufinden! Holte er Sie in Person zu dem Todten ab?"

Der Stiftssyndikus trocknete sich die schon wieder feucht gewordenen Augen und faßte die Hand des ihm befreundeten Prälaten.

„Kein Gang — ich versichere Sie, werther Freund — kein Gang ist mir jemals so schwer geworden, als mein heutiger Besuch im Forsthause! . . . Urtheilen Sie selbst! . . . Im Walde liegt der Kreuz-Matthes, dieser Schuft aller Schufte. Eine Kugel hat ihm das Lebenslicht ausgeblasen . . . Ein paar Schritte davon im Tannicht hängt der Kugelbeutel des Försters Frei, daneben eine Heherfeder von seinem Hute! . . . Die Kugel im Körper des Todten paßt in des Försters Büchse . . . er selbst erkennt sie als ihm zugehörig an, und er hat den Schuß fallen hören, der den Bleidieb niederstreckte!"

„Er wird sein Alibi beweisen oder sich sonst rechtfertigen können", sagte Warnkauf. „Was Sie mir da eben erzählt haben, klingt so völlig unglaublich, daß ich darüber lachen würde, hörte ich es nicht eben von Ihnen. Was halten Sie selbst davon?"

„Die Pflicht gebot mir, den eigenen Vetter zu arretiren."

„Andreas Frei ist unschuldig!" sprach der Domdechant zuversichtlich. „Ich habe ihn immer nur als einen streng rechtlichen Mann kennen gelernt. Er ist unfähig, ein Verbrechen zu begehen, und nun vollends einen Mord! . . . Ein früherer Spießgeselle des

Kreuz-Matthes wird Rache für erduldete Unbill an dem Elenden genommen haben."

„Ehrlich war mein Cousin", sagte der Stiftssyndikus, „zu den guten Menschen, wie die christliche Religion und Kirche den Begriff «gut» faßt, gehörte er aber schon lange nicht mehr. Andreas Frei ging, wie jetzt sein beklagenswerthes Kind, wie vor ihrem Tode meine Nichte, wie die verbissene Beschließerin im Forsthause, krumme Wege schon lange. Er ist wie seine Tochter eine verirrte Seele. Diese Irrenden auf den rechten Weg zu leiten, wäre eine schöne Aufgabe für Sie und Ihresgleichen, nur müßten Sie das subjective Bekenntniß dabei aus dem Spiele lassen."

„Ich kann's nicht begreifen!" rief der Domdechant. „Blieb der unglückliche Mann denn ruhig bei dem Gewicht der gegen ihn zeugenden Thatsachen?"

„Wenn er nicht unschuldig sein sollte, würde ich glauben, der Teufel besitze ihn. Die Flucht Hildegardens drückt ihn weit schwerer als der Verdacht, der ihn zum Mörder des Kreuz-Matthes stempelt."

„Hat sich Frei über diese Flucht ausgesprochen? Zürnt er mir?"

„Ich habe ihm versprechen müssen, kein Mittel unversucht zu lassen, das zur Entdeckung seines verblendeten Kindes führen kann. Auf Schloß Kalten-

stein habe ich bereits Nachfrage gehalten. Dort hat sich Hildegarde noch nicht sehen lassen. Die Baronin, mag sie auch die Gabe der Verstellung besitzen, erschrak zu natürlich, als ich ziemlich unsanft mit meiner Neuigkeit herausplatzte. Ich habe alle Arten des Erschreckens bei Frauen von jedem Alter gründlich studirt, und weiß genau, wo die Natur aufhört und die Verstellung anfängt. An der Flucht Hildegardens ist die Frau Baronin von Kaltenstein unschuldig; auch weiß sie zuversichtlich nicht, wo das Mädchen geblieben ist."

„Ein schweres, schweres Unglück!" rief der Domdechant. „Wenn die Unbesonnene, Leichtsinnige in der Nacht nun gewissenlosen Schurken in die Hände gefallen ist? . . . Ich mag's nicht denken!"

„Anfangs beunruhigte mich dieser Gedanke ebenfalls", fuhr der Stiftssyndikus fort, „ich habe mich desselben aber bald entschlagen. Hildegarde hat einen hochfahrenden Geist, ihre Sinnlichkeit ist noch nicht erregt, und so wird sie wenig zu befürchten haben."

„Wenn aber das entsetzliche Wetter ihre Kräfte aufrieb?" fiel Warnkauf ein. „Wenn sie ermattet, ohnmächtig zusammenbrach? Wenn die Schrecken der Einbildungskraft im Dickicht des Waldes Feuerflammen in ihre Seele schleuderten? . . . O, sie ist verloren,

die Arme, wenn nicht Gott und die heilige, gebenedeite Jungfrau gnädiglich über sie wachten!“

„Gott und alle Heiligen werden über eine Verirrte, eine Irrende gewacht haben“, sprach Liebner zuversichtlich. „Ich halte fest an diesem Glauben. Uebrigens scheint es mir, als sähe ich die Hand Gottes in allen diesen Vorgängen.“

Der Domdechant bog lauschend den Kopf gegen Liebner vor, als wünsche er eine nähere Begründung dieser Annahme zu hören.

„Ohne die Flucht Hildegardens“, fuhr der Stiftssyndikus fort, „würde Förster Frei augenblicklich unter dem Verdacht, der sich ausschließlich auf ihn wendet, die Hand vielleicht gegen sich selbst kehren. Jetzt kümmert ihn das eigene Schicksal weniger als das seiner Tochter. All sein Denken ist nur auf Hildegarde gerichtet. Er wird nicht ruhen, bis er weiß, was aus ihr geworden ist, mag sie leben oder umgekommen sein. Und diese Gleichgültigkeit gegen sich selbst erleichtert mir wieder die Untersuchung. Winkelzüge, unwahre Angaben habe ich von dem Förster nicht zu befürchten. Nur ganz im Anfange besorgte ich, er könne möglicherweise absichtlich mit der Wahrheit zurückhalten. Jetzt bin ich anderer Meinung und halte mehr an der Ansicht fest, daß er persönlich an

der Tödtung des verschmitzten Diebes keinen Antheil hat. Aber die Kugel, die Kugel macht mir noch Sorgen!"

„Ich habe oft gehört, daß Weidmänner bisweilen Kugeln untereinander tauschen", sagte der Domdechant. „Sollte dieser Fall nicht auch bei Förster Frei denkbar sein?"

„Es fiel nur ein Schuß!"

„Wer hörte ihn?"

„Der Förster selbst!"

„Würde er so ehrlich sein, dies zu sagen, wenn er sich schuldig wüßte? Sie theilten mir früher schon, als wir Hildegardens wegen unterhandelten, mit, daß Sie Ihrem Cousin in bester Absicht jene unter unchristlichen Zaubersprüchen gegossenen Kugeln, zu denen gerade der nunmehr getödtete Kreuz-Matthes das Material lieferte, abnahmen. Was fingen Sie mit diesen Kugeln an?"

Der Stiftssyndikus sprang auf.

„Sie haben recht, Sie haben recht!" sprach er aufgeregt. „Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie meinem Gedächtnisse, das doch etwas schwach zu werden beginnt, so vortrefflich auf die Sprünge helfen! . . . Warten Sie . . . Wo ließ ich doch die albernen Freikugeln! . . ."

„Vielleicht warfen Sie dieselben absichtlich weg, es fand sie irgendjemand, und dieser Unbekannte erschoß schließlich mit einer derselben den Dieb, durch dessen Umgang mit Frei dieser selbst in übeln Leumund kam!"

„Ich weiß es, wo ich sie ließ", fiel Liebner dem Prälaten ins Wort. „Ich nahm die Kugeln alle — es waren im ganzen dreizehn Stück — alle mit in meine Wohnung. Etwa eine Woche, oder wol auch einige Tage später besuchte mich der Baron von Kaltenstein mit seinem Adoptivsohn Adolar —"

„Den ihm aber doch wol die Frau Baronin geboren hat", warf der Prälat ein. „Es gibt noch viele Geheimnisse auf Schloß Kaltenstein zu erforschen!"

„Letzterm", fuhr der Stiftssyndikus fort, „gefielen die Kugeln. Er fragte mich, wie ich dazu komme, da ich doch seines Wissens weniger das Vergnügen der Jagd als die schmackhaften Ergebnisse derselben liebe, und bat schließlich, ich möge ihm ein Geschenk damit machen."

„Sie willfahrten dem Wunsche des jungen Herrn?"

„Ich wollte ihn ängstigen, und bedeutete ihm, daß es Freikugeln seien, die ich von Amts wegen con-

fiscirt hätte. Zugleich machte ich eine grausenhafte Beschreibung von der Wirksamkeit derselben. Adolar fand meine Schilderung, die allerdings stark übertrieben war, köstlich — er hatte erst vor kurzem die berühmte Oper Weber's: «Der Freischütz», in der Residenz aufführen sehen — und er that scherzend die Aeußerung, daß er gelegentlich doch einmal die Kraft dieser Zauberkugeln erproben wolle."

„Nun, und das Ende?"

„Der Baron mischte sich schließlich in unser Gespräch, nahm die Kugeln in die Hand, klapperte damit, wir kamen auf andere Gegenstände zu sprechen und siehe da, zuletzt vergaß ich die Kugeln ganz. Da ich sie später vermißte, so bin ich überzeugt, der Baron von Kaltenstein oder dessen Adoptivsohn Adolar hat sämmtliche dreizehn Freikugeln an sich genommen."

„Falls Ihr Gedächtniß Sie nicht irrt", versetzte der Dombechant, „würden Sie dann nicht berechtigt sein sich bei dem Herrn Baron nach dem fernern Schicksal der Ihnen abhanden gekommenen Freikugeln zu erkundigen?"

„Es ist und bleibt eine ärgerliche Geschichte", sagte Liebner. „So ein dummer Schuß, mitten in finsterster Nacht, bei Regen und Sturm ins Blaue hinein abgefeuert, verdirbt einem den Appetit auf

Tage! . . . Ich wollte, der nichtswürdige Kerl wäre in eine unzugängliche Schlucht gestürzt und hätte dort zwanzig, dreißig Jahre lang verborgen gelegen. Kein Hahn hätte darüber gekräht, denn um das Verbleiben des entsprungenen Kreuz-Matthes kümmerte sich sicherlich niemand! . . . Dem Baron kann ich nicht beweisen, daß er mir die Kugeln entführte. Und dann eine solche Frage unter solchen Umständen! . . . Man könnte ja das größte Unglück damit anrichten!"

„Ich wüßte Rath", versetzte der Domdechant. „Eine Pflicht der Seelsorge nöthigt mich, in diesen Tagen nach Schloß Kaltenstein zu gehen. Ich habe nämlich erfahren, daß der Reitknecht des Herrn Barons Katholik ist und einem Mädchen meines Sprengels die Ehe versprochen hat. Das arme Geschöpf vertraut ruhig dem Worte des Menschen, bis sie hört, daß er in Kaltenstein ebenfalls eine Braut haben soll. Nähere Erkundigungen bestätigen das Gerücht. Mein Beichtkind macht sich nun nach dem Schlosse auf den Weg. Der Reitknecht leugnet nicht, dafür erklärt er der Bethörten kurz und bündig, er gäbe ihr jetzt sein früheres Versprechen zurück, weil er gesonnen sei, nunmehr die neue Geliebte vor den Altar zu führen. In ihrer Herzensangst hat die Verlassene mir ihren Kummer geklagt und ich habe ihr mein

Wort gegeben, dem leichtsinnigen Menschen ins Gewissen zu reden. Wenn ich also nach Kaltenstein fahre, begleiten Sie mich. Es wird sich dann schon eine Gelegenheit finden, das Gespräch auch auf die Freikugeln zu bringen. Der Baron ist im Grunde auch ein gutmüthiger Mann, nur äußerst lax in seinen Grundsätzen. Hinter dem Berge aber pflegt er nicht zu halten. Nahm er also die Kugeln wirklich mit, so wird er es schwerlich leugnen."

Dieser Vorschlag gefiel dem Stiftssyndikus, weshalb er ohne Zaudern darauf einging.

„Ich begleite Sie", sagte er, dem Domdechanten die Hand drückend und eine schon wieder hervorbrechende Thräne von seinen Wimpern streifend. „Wie gut, daß Sie mich an die Freikugeln erinnern mußten. Es mindert dies um vieles meine Sorge um den Förster, und läßt mich meine Gedanken mehr auf die kleine, tolle Hildegarde richten, zu deren Auffindung wir zusammen uns verbinden und gemeinsame Schritte thun müssen. Und nun, mein verehrter Freund, lassen Sie uns die ganze dumme Geschichte vergessen! Ich dränge mich Ihnen heute sans façon zum Gaste auf und bleibe auch die Nacht bei Ihnen. Die alte Dechanei wird wol ein Kämmerchen aufzuweisen haben, wo ein alter Junggeselle unterducken

kann . . . Ihre vortreffliche Schwester! Versichern Sie diese verehrte Person meiner innigsten Theilnahme! . . . Sie werden ihre geschickte Hand, da sie so leidend ist, arg vermissen; denn ich kenne gar keinen Menschen, der eine so vorzügliche Knoblauchsauce zu Rindfleisch und so köstliche Fastenspeisen zu bereiten versteht wie Mademoiselle Sabine Warnkauf!"

Der Prälat, der auch kein Verächter einer gutbesetzten Tafel war, versprach lächelnd, den wohlgemeinten Gruß des Stiftssyndikus zu bestellen, schellte dann der Hausköchin und trug dieser auf, für einen guten Abendimbiß zu sorgen.

Während dieser vorbereitet wurde, ließ der Domdechant eine Flasche Hochheimer und zwei grüne Römergläser bringen, und lud den Stiftssyndikus zu einer Partie Schlagdame ein. Die Römer voll gießend und mit dem jetzt wieder materiellen Genüssen zugänglich gewordenen Liebner anstoßend, sprach er:

„Auf gutes Glück, auf baldige Entdeckung eines Schuldigen und auf heiligende Errettung verirrter Seelen!"

Der Stiftssyndikus that gern Bescheid. Der Wein war vorzüglich. Dem Auge des leichtgerührten Mannes entfiel aber doch, während er ihn behaglich ausschlürfte, eine Thräne.

Siebentes Kapitel.

Zwei Lauscher.

Bürgstein ist ein in höchst romantischer Gegend gelegenes Dorf Böhmens. Außer dem sehenswerthen gewaltigen Sandsteinfelsen, in dessen Innerm sich eine Menge künstlich ausgehauener Gemächer, ja selbst eine kleine Kirche und eine Menge Gänge befinden, zeichnet sich der gewerbreiche Ort durch seine Glaswaarenfabriken und besonders durch eine der größten Spiegelschleifereien des Königreichs aus.

Kurz vor Weihnachten, als eine Anzahl Arbeiter die Fabrik mittags verließen, begegnete ihnen der Factor derselben, ein ernster Mann von guter Erziehung und tüchtigen Kenntnissen in seinem Fache. Joseph am Ort war mehrere Jahre in Konstantinopel gewesen, wo er der großen Niederlage vorstand, welche die Besitzer der böhmischen Spiegel- und Glasfabri-

ken daselbst halten; denn namentlich sind die künstlich geschliffenen Gläser ein im ganzen Orient stark gesuchter Artikel. Seit einem Jahre erst war Joseph am Ort aus Konstantinopel zurückberufen worden und seitdem stand die Spiegelfabrik unter seiner ausschließlichen Leitung.

Die Arbeiter grüßten den stillen Mann, der vom nahe gelegenen Schlosse kam, in dem er wohnte.

„Der Herr hat einen heimlichen Kummer", sagte Watzmann, der Oberschleifer, zu seinem jüngern Gefährten Polzau. „Er verfällt ja sichtlich und aus seinem früher so frischen Gesicht ist alle Farbe gewichen. Was kann ihm wol begegnet sein?"

„Seine Muhme ist ja gestorben", erwiderte Polzau, „und der hing er an, als wär's seine eigene Mutter."

„Um die alte harthörige Frau wird sich der Joseph nicht zu Schanden grämen", sagte Watzmann. „Solange sie lebte, hatte er doch blos Noth mit ihr, weil sie eigensinnig war und ihn keine Stunde von sich ließ, die er außerhalb der Fabrik zubrachte. Und überdies ist er durch den Tod gerade dieser Muhme zu etwas Vermögen gekommen. So eine hübsche Erbschaft macht die Augen eines jungen Mannes nicht trüb. Ich habe meine eigenen Gedanken über sein düsteres Wesen."

Polzau sah den Gefährten fragend an. Watzmann blieb stehen und blickte nach dem alten Schlosse, dessen hohe Fenster im Sonnenschein funkelten.

„Was fällt dir auf an dem alten Bau?“ fragte Polzau.

„Ich habe bemerkt, daß dort in dem Erkerzimmer seit einigen Wochen die ganze Nacht Licht brennt“, versetzte Watzmann. „Früher war es da immer finster.“

„Der Schloßverwalter, der halbblinde Ritter von der Dub, der sein Lebtage kaum das Schloß verlassen, wird sein Winterquartier dort bezogen haben“, meinte Polzau. „Es ist ja bekannt, daß der alte Narr ununterbrochen im Schlosse herumzieht, um die Zimmer gleichmäßig in wohnlichem Stande zu erhalten.“

„Du hast recht, Narr genug dazu ist er“, versetzte Watzmann, „in dem Erkerzimmer aber wohnt Ritter von der Dub nicht. Das Licht, das dort brennt, wird von andern angezündet.“

„Was kümmert das uns?“

„Nichts, Polzau, ich glaube aber einen zu kennen, den es kümmert, und der heißt mit seinem ganzen Namen Joseph am Ort.“

„Was du dir einbildest!“

„Ich bin, Gott sei Dank, nicht so blind wie der Ritter", fuhr Watzmann fort, „ich sehe sogar des Nachts wie die Katzen und da ist mir denn was vorgekommen, das meine Augen jetzt immer wieder nach dem Erkerzimmer blicken macht."

„Darfst du nicht darüber sprechen?"

„Warum nicht? Es kommt blos darauf an, ob mein Zuhörer auch reinen Mund halten kann."

„Ich bin keine Plaudertasche."

„Hand drauf!"

Polzau schlug kräftig ein.

„Weißt du dich noch der Nacht zu entsinnen, in welcher der Sturm das Dach der Fabrik so stark beschädigte, daß sie einige Tage feiern mußte?"

„Ganz genau. Die Beschädigung wäre nicht so arg geworden, hätte man früher darauf geachtet."

„Herr Joseph am Ort war damals gerade im Auftrage der Compagnie verreist."

„Nach Sachsen und Schlesien, ich weiß es. Er blieb zwei Tage über die festgesetzte Zeit aus."

„Am letzten October sollte er wieder eintreffen, und erst am späten Abend des 2. November hörten wir, daß er angekommen sei!"

„Das böse Wetter und die schlechten Wege waren schuld an seinem längern Ausbleiben."

„Herr Joseph am Ort behauptete das, und es gab keinen einzigen, der seine Behauptung bestritt."

„Hast du etwa Lust, dies nach so vielen Wochen zu thun?" fragte Polzau.

„So etwas soll und wird mir niemals in den Sinn kommen", erwiderte Watzmann, „denn der Herr Factor ist ein Mann, vor dem man Respect haben muß, und der jeden nach Verdienst behandelt. Ich weiß nur, daß der gute Herr seit jener Zeit sehr zerstreut, so still und so merkwürdig elend geworden ist, und daß es genau seit dem 3. November im Erkerzimmer des alten Schlosses leuchtet!"

Polzau lachte.

„Jetzt weiß ich, was dem Factor fehlt", sagte er. „Auf seinen Reisen in der Türkei ist er mit allerhand wunderlichem Volk zusammengekommen, hat Juden und Heiden kennen gelernt, und gesehen, daß sie die seltsamsten Kunststücke zu machen verstehen. Zeigte er mir doch schon im Sommer einmal einen Stein, der gar sonderbar glühte. Er sah gerade aus wie brennendes Blut. Wenn du die Finger gegen die Sonne hältst, da haben sie ungefähr die nämliche Farbe. Eigentlich überraschte ich den Herrn Joseph bei Betrachtuug seines Steins, und es war ihm offenbar nicht lieb, daß ich ihn störte. Weil er sich

aber nicht verstellen oder sich nicht den Schein mir gegenüber geben wollte, als treibe er Heimlichkeiten, so ließ er mich durch den Stein blicken. Einen Karfunkel nannte er ihn, und von einem Derwisch der Wüste — ich ließ mir das Wort von ihm aufschreiben — wollte er ihn für vieles Geld erkauft haben. Er ist unbezahlbar! fügte er geheimnißvoll hinzu. Das machte mich nun neugierig. Ich lag ihn mit Fragen an, und da hat er mir was offenbart."

Jetzt war es Watzmann, dessen Auge fragend an Polzau's Munde hing.

„Ich denke, du vertraust mir ebenso viel wie ich dir", sprach er.

Polzau fuhr fort:

„Mit Hülfe dieses Karfunkelsteins, behauptete der Factor, kann man Schätze finden. Es kann aber nur geschehen zur Zeit des Neumonds und in stürmischer Nacht beim Glockenschlage zwölf. Dann leuchtet der Karfunkel, als träufle Blut auf den Punkt, wo der Schatz liegt. Zeigt sich dies wunderbare blutige Glühen, so muß der Besitzer im Namen des Bösen sogleich zu graben beginnen, und läßt er sich von den Fratzen, die ihn während der schweren Arbeiten umtanzen und zu entmuthigen suchen, nicht erschrecken, und nimmt kein frommer Gedanke wäh-

rend der Zeit Besitz von seiner Seele, so fällt der Schatz punkt 1 Uhr in seine Hände, und er ist ein gemachter Mann. Herr Joseph steckte den Karfunkelstein zu sich, als er in der letzten Hälfte des October seine Reise antrat."

„Hm, hm, hm!" brummte Watzmann ungläubig. „Meinst du, Herr Joseph am Ort habe einen Schatz gehoben unterwegs und zähle ihn seitdem in dem erleuchteten Erkerzimmer?

„Ritter von der Dub stört ihn nicht", sagte Polzau.

„Gewiß nicht, denn der ist ebenso gut wie blind, mir sind aber andere Gedanken aufgestiegen."

„Es wird dennoch so sein, wie ich sage", meinte Polzau. „Der Herr Factor wird den Schatz schon haben, wenigstens einen guten Part davon; er hat sich aber beim Graben desselben vor des Teufels Puppenspiel dergestalt entsetzt, daß ihm der Schrecken in den Gliedern sitzen geblieben ist. Darum wird er nun elend und immer elender, bis er zuletzt ganz und gar hinsiecht. Er könnte mir jetzt eine ganze Hand voll Gold schenken wollen, ich nähm' sie nicht! Meine Gesundheit ist mir doch lieber."

„An Geld fehlt's dem Herrn Factor freilich nicht", sagte Watzmann. „Er geht auch nicht sauber damit

um, denn aller Augenblicke ruft er einen hausirenden Juden an und kauft ihm allerhand Tändelkram ab. Sein Geld aber hat er sich unter Türken und Heiden verdient, die mit Edelsteinen — hab' ich mir sagen lassen — herumwerfen wie wir mit weißen Bachkieseln. Wie nun kommt es denn, daß Herr Joseph sich meistens nur Weiberkram anschafft? Weißt du das? Hat er etwa eine Braut?"

„Ich wüßte nicht", erwiderte Polzau, dessen Latein stark zu Ende ging; doch setzte er gleich hinzu: „Ist ja gar nicht möglich! Die Herrschaften machten es von jeher zur Bedingung, daß der Factor, solange er der Fabrik vorstände, unverheirathet bleiben müsse. Herr Joseph am Ort ist diese Bedingung ebenfalls eingegangen."

„So ist es!" bestätigte Watzmann, „und just weil es so ist, hängt unser Factor den Kopf."

„Hältst du ihn für verliebt?"

„Für verliebt, für versprochen, für verheirathet, ganz wie du willst, Kamerad. Und seine Braut oder Frau steckt bei ihm, und dort im Erker hält er sie verborgen!"

„Du sprichst dich ums Brot, Watzmann, wenn du das laut werden läßt!"

„Wenn ich's dir sage, weiß es keiner. Du bist

ja verschwiegen", fuhr Watzmann fort. „Verlaß dich auf meine Katzenaugen. Acht Tage sind's jetzt her, daß ich mich aus purer Theilnahme für den Herrn auf die Lauer lege. Es vergeht keine Nacht, in der er nicht seine Wohnung im Schlosse verläßt, an dem ausgetrockneten Schloßgraben fortschleicht, über die schadhafte Zugbrücke, deren Ketten der Rost immermehr zerfrißt, klettert, und die Seitenpforte erschließt, die nach dem östlichen Flügel führt, welcher eine besondere Abtheilung von den übrigen Schloßräumen bildet. Ist die Luft still, so hört man dann wol sprechen, selbst Weinen und Schreien glaub' ich vernommen zu haben. Das dauert eine Stunde, wol auch etwas darüber. Dann geht die Thür wieder auf und Herr Joseph am Ort rennt, als hätte er Gespenster gesehen, bleich, verstört, einem Verrückten ähnlich, zurück nach seiner Wohnung. Meinst du, es habe das nichts zu bedeuten? Und glaubst du nicht, ein solches Leben zwischen Furcht und Hoffnung, unter dem ewigen Gejammer einer Frau oder einer Geliebten, die nicht wie eine Gefangene, sondern wie eine Edeldame leben will, greife die Gesundheit nicht an?"

„Darf ich dich begleiten, wenn du wieder den Aufpasser spielst?" fragte Polzau.

„In nächster Nacht schon.“

„Wo treffen wir uns?“

„In der Radkammer. Ich habe dort zu thun.“

„Zu welcher Stunde?“

„Wenn die Schleifmaschinen gestellt werden.“

„Also gegen 9 Uhr?“

„Vor zehn müssen wir unser Versteck zunächst der Zugbrücke eingenommen haben.“

„Ich werde pünktlich sein‘, sprach Polzau. „Sieh nur zu, daß kein anderer von unserm Vorhaben etwas erfährt!“

„Wir beiden genügen, um uns gegenseitig zu nützen“, erwiderte Watzmann. „Ich habe mir etwas ausgedacht. Gelingt mir das, so ist unser beider Glück gemacht. Du sollst es erfahren, wenn du erst einmal Zeuge der nächtlichen Wanderungen Herrn Joseph's am Ort gewesen sein wirst.“

Die Arbeiter trennten sich, um abends an der bezeichneten Stelle in der Schleiferei wieder zusammenzukommen. Als sie sich hier getroffen hatten, sprach Watzmann:

„Herr Joseph am Ort war heute noch viel niedergeschlagener als sonst. Wenn meine Vermuthung sich bestätigt, dann blüht unser Weizen. Komm, laß uns eilen! Die Nacht ist zum Spioniren wie gemacht!

Es herrscht eine Finsterniß, die nur für Augen, wie ich sie besitze, durchdringbar ist."

Beide verließen darauf die Fabrik, um sich ihrem Versteck zu nähern.

Das alte Schloß, vor mehreren Jahrhunderten von einem von der Dub erbaut, lag etwa zwanzig Minuten von der Spiegelfabrik entfernt. Es lehnte sich an eine bewaldete Hügelreihe, die sich bis zu weiten, endlosen Waldungen fortzog. Durch diese noch wenig gelichteten Forste liefen eine Menge schlechter Wege meilenweit bis an die Grenze, sodaß man, je nach Belieben, wenn man die gewerbreichen Dörfer und Flecken in den fruchtbaren, von starken Bächen durchrauschten Thälern vermeiden wollte, immer im dichtesten Walde die einige Meilen weit entfernte Grenze erreichen konnte.

Das Erkerzimmer im Ostende des Schlosses war von mattem Lichtschimmer erleuchtet.

„Siehst du's?" fragte Watzmann seinen Begleiter. „So flimmert's hinter den alten trüben Fensterscheiben seit dem 3. November."

„Der Factor soll blechen!" sagte Polzau, „mag er nun in seinen Schätzen wühlen oder ein Schätzchen dort oben verborgen halten!"

„Hast ganz meine Gedanken", versetzte Watzmann,

„nur müssen wir ihn auf der That ertappen, sonst wird uns die Freude zu Wasser!“

„Aufpassen ist dafür das beste Mittel. Da klappern und klirren ja schon die alten Ketten der Zugbrücke!“

„Dieser Busch dort war bisher mein Wachthaus“, sagte Watzmann, auf einen vielästigen Fliederbaum zeigend, der vom ausgetrockneten Schloßgraben heraufragte und stark genug war, ein paar Menschen zu tragen. „Wir sitzen da so sicher wie in Abraham's Schos.“

Vorsichtig gingen die Lauschenden den Graben entlang, bis sie die Fliederbüsche erreichten und hier ebenso vorsichtig Stellung nahmen. Der Erker mit den trüb schimmernden hohen und schmalen Fenstern lag gerade vor ihnen, und die schwanke, zum Theil schon völlig verwitterte Zugbrücke, die hier über den bedeutend breiten Schloßgraben führte, konnte von niemand überschritten werden, ohne daß er den Verborgenen zu Gesicht kommen mußte.

Unter leisen Gesprächen hatten sie hier wol eine halbe Stunde gewartet, ohne daß sich weder im Innern des Schlosses noch außerhalb desselben irgendein auffallendes Geräusch vernehmen ließ. Der Lichtschimmer im Erkerzimmer blieb unverändert derselbe, aber es

regte sich nichts Lebendiges. Polzau hielt deshalb seine Behauptung aufrecht, es brenne ununterbrochen, Tag und Nacht, eine Lampe in jenem niemand zugänglichen Raume, und wenn der Factor denselben betrete, so geschehe es nur, um die mit Hülfe des Karfunkels erlangten Schätze auch praktisch beim Scheine der nie erlöschenden Lampe auszubeuten.

„Aber das Schreien und Wimmern?" warf Watzmann ein. „Gold und Silber oder Edelstein flennt doch nicht wie betrübte Weibsleute?"

„Kannst du nicht wissen! An solchen mittels der schwarzen Kunst gehobenen Schätzen hängt immer ein Stück Teufelsschwanz und der kann — das hat mir schon vor Jahren der einäugige Zacharias gesagt — alle möglichen Töne nachmachen, wie er sie gerade braucht. Dadurch zwingt er die in seine Gewalt Gerathenen zu thun was er will."

„Horch, jetzund klappert was!" flüsterte Watzmann seinem Gefährten zu.

Dieser verstummte und lauschte mit verdoppelter Aufmerksamkeit. Während Watzmann sein die Nacht durchdringendes Auge auf die Brücke und die Umgebung des Schloßgrabens richtete, beobachtete Polzau die Erkerfenster und die Thür der Pforte. Diese ward jetzt von innen geöffnet und ein kleines, ha-

geres, gebücktes Männchen, das sich auf einen Krückstock lehnte, blieb unter derselben stehen.

„Ritter von der Dub!" flüsterte Polzau seinem Gefährten zu.

„Wie kommt der auf diese Seite des Schlosses?" versetzte Watzmann höchlichst erstaunt. „Sollte der auch aufpassen wollen?"

Er sah sich um und erkannte in dem einem Gnomen nicht unähnlichen Manne auf den ersten Blick den sonderbaren Schloßverwalter, der sich für den eigentlichen Herrn desselben hielt. Er trug langes, gelocktes Haar, das bis auf die Schultern herabhing, eine schwarze Mütze, mit aufwärts stehender viergetheilter Krämpe, kurze Beinkleider von kapergrünem Sammt, feine, gestreifte, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe und einen dunkelgrünen Jagdrock, den ein Lederriemen umgürtete. An diesem hing eine Degenkoppel, in der indeß der Degen fehlte. Die Stelle desselben vertrat ein gewaltiger Schlüsselbund, mit dem der wunderliche Alte ein paar mal recht trotzig rasselte.

„Blind ist der Narr", lispelte Polzau, „auf dem Gehör aber hat er's nicht; wir müssen uns ruhig verhalten, sonst tragen wir unsere eigene Haut zu Markte."

„Wenn ich nur wissen sollte, welcher Satan den

Ritter gerade heute in diesen fast niemals betretenen Schloßflügel führt?" sagte Watzmann.

„Holla! Wer lebt da drüben?" rief die Stimme des Ritters in kräftigem Tone in die Nacht hinein, indem er den Krückstock erhob und mit demselben nach drei Seiten hin in die leere Luft schwunghafte Hiebe führte. Die Lauschenden duckten sich auf ihren luftigen Sitzen und verhielten sich mäuschenstill.

Ritter von der Dub rasselte mit seinem Schlüsselbunde.

„Im Namen aller Heiligen", fuhr er fort, „und unter dem Schutze meiner Ahnen und des Patrons der uralten Herrschaft derer von der Dub befehle ich allen Feinden meines Geschlechts, sichtbaren wie unsichtbaren, zu weichen von der Schwelle, die ich zu bewachen berufen ward, und meinen Frieden wie den des berühmten Geschlechts derer von der Dub nicht wieder zu stören. Quod Deus bene vertat!"

Der Ritter kehrte sich um, schlug mit dem Krückstocke drei Kreuze in die Luft und verschloß die Pforte, sich in das Innere des Schlosses wieder zurückziehend.

„Ob ihm jemand was gesteckt haben mag?" sagte Polzau.

„Ein vernünftiger Mensch gibt sich mit dem Narren gar nicht ab“, erwiderte Watzmann. „Er hat's von jeher so gemacht — jetzt besinn' ich mich! . . . 's ist heute Thomasabend. Das Schloßgesinde gießt Blei und wirft den Pantoffel, um die Zukunft zu ergründen, und der Alte lärmt mit seinen verrückten Sprüchen in allen Gängen und vor allen Thüren seines vermeintlichen Erbes, das seinen Urgroßältern schon nicht mehr zu eigen gehörte, weil er glaubt, mit solchem Schnickschnack ließen sich alle Feinde, deren Zahl in seinem verfinsterten Kopfe Legion ist fern halten vom Sitze der verarmten, gänzlich heruntergekommenen Dub!“

Watzmann konnte recht haben. Dem fast blinden Ritter fuhren allerhand wirre Gedanken durch den müßigen Kopf, und da er eingebildet, stolz auf seine Herkunft und abergläubisch in hohem Grade war, so ließ sich durch die Zeit, in die man getreten, sein wunderliches Gebaren wol erklären.

Es blieb indeß seltsamerweise und zu nicht geringem Verdrusse Polzau's auch außerhalb des Schlosses ruhig. Joseph am Ort kam nicht, im Erkerzimmer, wo das Licht fort und fort brannte, hörte man weder Klagen, noch Bitten, noch Schreien, und die beiden

vergeblich Harrenden sahen sich zuletzt genöthigt, unverrichteter Dinge ihren Versteck verlassen zu müssen. Die Glocke auf dem Thürmchen der Spiegelfabrik schlug Mitternacht, als sie, in hohem Grade verstimmt, sich zum Rückzuge anschickten.

Achtes Kapitel.

Ritter von der Dub.

Joseph am Ort hatte den ganzen Abend geschrieben. Um Mitternacht noch saß er auf seinem Zimmer, beschäftigt, einen Brief zu beendigen, der ihn viele Zeit kostete, obwol er nicht umfangreich und sogar in lakonischen Ausdrücken abgefaßt war. Daß ihn das Schreiben dieses Briefs so ungewöhnlich lange beschäftigte, hatte einen eigenthümlichen Grund. Der vielgereiste, kenntnißreiche Factor schrieb mit verstellter Hand, und das fiel dem jungen Manne schwer, weil er in dieser Kunst keine Uebung besaß. Auch gab er sich große Mühe, in seinem Schreiben jeden einzelnen Satz so allgemein, ja dunkel zu halten, daß der Leser alles Mögliche aus diesen kurzen und geheimnißvollen Andeutungen herauslesen konnte.

Endlich, wenige Minuten nach 12 des Nachts,

war das schwierige Werk beendigt, Joseph am Ort überlas das Schreiben noch einmal sehr nachdenklich, jedes Wort, jeden Ausdruck vorsichtig abwägend. Er war befriedigt; das Glück aber mußte ihm den Rücken gekehrt haben, denn er seufzte und stöhnte, als habe er schwere Leiden zu erdulden. Nach einiger Zeit falzte er den Brief, siegelte ihn mit einer Oblate zu und schrieb, wiederum mit völlig verstellter Hand, die Adresse darauf. Diese lautete:

„An Seine Hochwohlgeboren, dem Herrn Stiftssyndikus Liebner zu **.“

Joseph am Ort hatte vor wenig Tagen in einem Zeitungsblatte, das ihm ganz zufällig in die Hände fiel, gelesen, der Förster Frei, den bis dahin jedermann für einen durch und durch ehrlichen Mann gehalten, sei infolge schwerer Indicien gefänglich eingezogen worden, weil das Gericht annehmen müsse, es habe derselbe Kunde von dem Tode des aus dem Gefängnisse des Stifts entflohenen Wilderers und Bleidiebes, genannt Kreuz-Matthes. Vor dieser Nachricht entsetzte sich der Factor. Sie erschütterte ihn dergestalt, daß er seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um sich aufrecht zu halten.

„Andreas Frei des Mordes verdächtig!“ rief er aus. „Darüber kann man den Verstand verlieren!“

Joseph am Ort ging nun mit sich zu Rathe, was zu thun sein möge, um diesen schrecklichen Verdacht von dem Unglücklichen abzulenken. Mittheilen konnte und durfte er seine Absicht niemand. War überhaupt etwas zu thun, so mußte dies ganz allein von ihm selbst ausgehen. Nur eine entschlossene Handlung ohne Mitwissen anderer konnte vielleicht, wenn es nicht schon zu spät war, die erwünschte Wirkung haben.

Der bestürzte junge Mann ging lange mit sich zu Rathe. Endlich schien ihm das sicherste Mittel zur Erreichung seines Zweckes die Abfassung eines anonymen Briefs an den mit der Untersuchung des betrübenden Falls betrauten Stiftssyndikus Liebner zu sein. Daß dieser Mann dem Förster verwandt sei, wußte Joseph am Ort nicht, wie ihm denn überhaupt die Familienbeziehungen desselben fast gänzlich unbekannt waren. Sein langes Verweilen im Auslande, und der Umstand, daß er selbst kein Eingeborener, nur ein Eingewanderter der Gegend war, erklärten diese Nichtkenntniß des Factors vollkommen.

Joseph am Ort hatte eben die Adresse geschrieben, als schlürfende Tritte sich vor seinem Zimmer hören ließen und eine Hand tastend die Thür berührte. Ehe er noch selbst öffnen und nachsehen konnte, wer so spät in der Nacht noch im Schlosse herumschleiche,

war dieser Unruhige schon eingetreten. Ritter von der Dub stand vor dem aufgeregten Factor.

„Es ist Schlafenszeit, Herr am Ort", sagte der gnomenhafte Schloßverwalter, „warum sind Sie noch wach?"

Die großen Augen des greisen Ritters blitzten ihn bei dieser Frage geisterhaft an.

„Weil ich zu thun hatte, Herr Ritter", versetzte Joseph am Ort. „Sie sind ja selbst auch noch nicht zur Ruhe gegangen, und könnten sich diese doch eher gönnen als ich, da Sie ihr eigener Herr sind."

Der Ritter schüttelte sein weiß umlocktes Haupt, indem er erwiderte: „Ich habe genug geschlafen während meines Lebens, und kann nun, wo ich bald für immer einnicken werde, mehr wachen als andere, jüngere Leute. Wenn Sie aber der Schlaf noch nicht übermannt, Herr am Ort, so können Sie mir Gesellschaft leisten. Wollen Sie?"

Der Factor verschloß den Brief und erklärte sich bereit, dem Ritter zu Willen zu sein. Der sonderbare alte Mann, den alle ohne Ausnahme für etwas schwachsinnig hielten, hatte ihn von jeher interessirt. Joseph wollte es nämlich vorkommen, als habe das wunderliche Wesen des Schloßverwalters einen Grund, den niemand kenne.

„Es ist eine heilige Nacht“, fuhr von der Dub fort, offenbar erfreut über die Bereitwilligkeit Joseph's ihm Gesellschaft zu leisten, „und in solchen Nächten bringt Wachen zuweilen Segen. Soll ich Ihnen eine Geschichte aus frühern Tagen erzählen?“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr Ritter, werde ich gern und mit Aufmerksamkeit zuhören.“

Joseph schob einen Sessel an den Tisch und bat den Greis darin Platz zu nehmen.

„Nein, Herr am Ort“, versetzte von der Dub, „hier ist nicht der rechte Platz für meine Geschichte. Nehmen Sie die Lampe und begleiten Sie mich. Ich will Sie herumführen in der Burg meiner Ahnen. Keiner auf Erden kennt diese Gemäuer so genau wie ich.“

Des Ritters Augen richteten sich wieder mit seltsam bleichem Glanze auf den Factor, sodaß diesem fast unheimlich in der Gesellschaft des Alten ward. Gleichzeitig wühlten die Finger desselben in dem Schlüsselbunde und lösten einen aus der Zahl der daran befestigten.

„Das ganze Schloßgesinde ist zur Ruhe gegangen“, sprach von der Dub weiter; „ich habe überall nachgesehen. Nur wir beiden sind noch wach, ein Beweis, daß wir unter gleichen Sternen geboren wurden. Kennen Sie Ihr Schicksal?“

Joseph am Ort verneinte.

„Es wird dem meinigen ähneln", fuhr der alte Ritter fort, „und ebendeshalb sollen Sie erfahren, was ich alles erlebt habe! Vor funfzig Jahren galt ich für einen schönen Mann."

Ein vergnügtes Lächeln flog über die eingefallenen erdfahlen Züge des Greises und verrieth dem Factor, daß auch jetzt, in so hohem Alter, die Eitelkeit im Herzen des Ritters noch nicht ganz erstorben sei. Während dieser Fragen und Antworten hatten die beiden Männer den bewohnten nach Westen gekehrten Flügel des Schlosses durchwandert. Der Ritter ergriff jetzt seinen Schlüssel und trat dicht an die Wand, die mit Spinnengeweben überdeckt war. Zur Verwunderung seines Begleiters stieß er den Schlüssel in ein sehr niedrig angebrachtes Schloß, eine kaum sichtbare Thür öffnete sich, und Joseph am Ort erkannte, als er auf des Ritters Wink diese überschritten hatte, sofort, daß er sich in dem gewundenen Corridor des östlichen, seit Jahren schon nicht mehr bewohnten Schloßflügels befand. Wäre Ritter von der Dub nicht beinahe blind gewesen, so würde ihn das Erbleichen des Factors und das Zittern, von dem er plötzlich befallen ward, beunruhigt haben. Zwei Wendeltreppen, eine rechts, die andere links, führten

von diesem Corridor aus in das erste Gestock des Schlosses. Der Ritter bedeutete seinem Begleiter, er möge die zur Linken befindliche Treppe erklimmen.

Joseph am Ort athmete leichter auf und erstieg ziemlich schnell die steinernen Stufen.

„Wir könnten auch über die Treppe zur Rechten nach dem Orte kommen, den ich Ihnen zeigen will", sprach der Ritter, „den Weg gehe ich aber nicht gern. Ich höre da immer seufzen."

„Seufzen?" wiederholte mit unverkennbarem Entsetzen der Factor.

„Seufzen, klagen, rufen", erwiderte Ritter von der Dub. „Ach, es gibt der Schmerzenstöne, die ein unglücklicher Mensch ausstößt, gar viele, junger Herr! Und wer solche Töne jahrelang hören mußte, dem sitzen sie zuletzt so fest im Ohr, daß sie nie mehr ganz verhallen."

„Gehen denn Geister um in der Burg Ihrer Ahnen?" fragte Joseph am Ort, um den Ritter gesprächig zu machen, denn er wußte, daß er es gern hörte, wenn man sich das Ansehen gab, als hielte man ihn für den rechtmäßigen Besitzer des Schlosses.

„Wo gingen sie nicht um!" erwiderte von der Dub. „Es kann sie jeder überall hören und ihre Spuren finden, wenn er nur Sinn dafür hat. Bitte,

Herr am Ort, steigen Sie noch diese acht Stufen hinan!"

„Ist das nicht die Pforte zu den sogenannten Gemächern der Ahnfrau?"

„Es ist ein Ort, den Sie kennen lernen müssen, weil Ihr Schicksal dem meinigen verwandt ist!"

Der alte Ritter klapperte wieder an seinem Schlüsselbunde, öffnete die Pforte und führte nun seinen Begleiter in ein sechseckiges Erkerzimmer, dessen Fenster nach Süd und West sahen. Der Fels mit seinen ausgehöhlten Gemächern lag gerade vor, obwol man ihn in der finstern Nacht nicht eigentlich erkennen konnte. Das Gemach war alterthümlich möblirt. In einem großen Kamin lagen noch Ueberreste verkohlten Holzes. Auf einem mit gestickter Decke überbreiteten Tische standen zwei Römer und eine Weinflasche, in der sich der Rest einer vertrockneten Flüssigkeit befand. Neben einem der beiden steiflehnigen, mit karmoisinrothem Sammt bezogenen Stühle gewahrte Joseph am Ort einen feingearbeiteten Frauenschuh mit hohem Absatz.

Ritter von der Dub, der alle diese Gegenstände nur errathen, nicht sehen konnte, blickte den Factor, in dessen Hand das Licht zitterte, lächelnd an und sagte:

„Wie gefällt es Ihnen hier?“

Joseph am Ort, auf den die ganze Einrichtung des an sich zwar sehr anmuthigen und wohnlichen Raumes doch einen unheimlichen Eindruck machte, mußte an sich halten, um sich nicht zu verrathen. Er sah es dem greisen Manne an, daß er eine heitere Antwort zu hören wünschte, und darum erwiderte der Factor, der sich des Ritters Vorhaben gar nicht zu deuten wußte:

„Am Tage muß man hier eine bezaubernde Aussicht auf die Gegend haben. Schade, daß dies Gemach nicht mehr bewohnt wird!“

„Es ist das schönste, das gemüthlichste Zimmer im ganzen Schloß!“ sprach Ritter von der Dub. „Seit mehr als vierzig Jahren hat es außer mir selbst niemand mehr betreten. Wissen Sie weshalb?“

Joseph mußte selbstverständlich diese Frage verneinen.

„Sie sollen es erfahren“, fuhr der Ritter mit jugendlicher Lebhaftigkeit fort. „Setzen wir uns! Aber geben Sie Acht, junger Freund, daß Sie nichts verrücken! Es muß hier alles bleiben, wie es ist. Das bin ich dem Andenken an die glückseligen Stunden schuldig, die ich dereinst hier verlebte. Waren Sie schon einmal in Polen?“

„Ich hatte bisher nur Gelegenheit den Süden Europas nicht den Norden zu besuchen, obwol ich unfern der polnischen Grenze geboren wurde."

„Das ist schade, Herr am Ort! Ich wünschte, daß Sie die polnischen Frauen kennten!"

„Ich weiß nicht, Herr Ritter, ob ich Ihnen für diesen Wunsch danken soll. Man will behaupten, die Anmuth und Schönheit der polnischen Frauen halte gleichen Schritt mit ihrer Gefährlichkeit. Sie gelten für feurig und leidenschaftlich; man rühmt ihren patriotischen Opfermuth, doch habe ich nicht gehört, daß sie die Tugenden, durch welche sich die deutschen Frauen meistentheils auszeichnen, in gleich hohem Grade besitzen."

Der alte Ritter nickte bedeutsam mit dem Kopfe.

„Es liegt Wahrheit in dem, was Sie sagen, Herr am Ort", erwiderte er, „bei alledem aber sind die Polinnen reizende Geschöpfe. Dieser Schuh hier unter dem Tische bekleidete den Fuß einer Polin, die mir sehr nahe stand. Ich hatte mich mit ihr verlobt und ich liebte sie leidenschaftlich. Dennoch ward sie nicht mein Weib."

Es schien Joseph am Ort, als ob in dem halberloschenen Auge des Greises eine Thräne zittere.

„Der Tod entriß Ihnen die Geliebte?“ fragte er zögernd.

„Sie ruht für mich längst im Grabe“, fuhr Ritter von der Dub fort, „aber sie lebt noch, obwol sie aufgehört hat meine Verlobte zu sein.“

Um keine beleidigende Frage zu thun, schwieg der Factor.

„Berenice von Ludomirsky, die ich in sehr jugendlichem Alter an einem damals berühmten und vielbesuchten Badeorte des südwestlichen Deutschland kennen lernte“, nahm der Ritter nach kurzem Schweigen wieder das Wort, „verlobte sich mir mit Beistimmung ihres Vormundes, eines Obersten in russischen Diensten. Ihre Aeltern waren früh gestorben, der Vater, ein begüterter Edelmann Volhyniens, auf dem Felde der Ehre, die Mutter vor Gram über den Fall ihres Vaterlandes. Ihres Vermögens infolge der politischen Vergangenheit des Starosten Ludomirsky beraubt, lebte sie der Gnade ihres Vormunds, eines weitläufigen Verwandten. Berenice mußte sich in jeder Hinsicht seinem Willen unbedingt fügen und ihm deshalb auch auf seinen Reisen begleiten. Oberst Stanislaus Wertschinsky war ein leidenschaftlicher Spieler und richtete deshalb sein Augenmerk besonders auf solche Orte, wo man der trügerischen Glücks-

göttin reiche Opfer darbringt. Im ganzen spielte er glücklich, obwol seine Mittel sich doch niemals mehrten. Aus Caprice vielleicht, wie er selbst jedoch behauptete um das Glück mehr an sich zu ketten, mußte Berenice stets neben ihm sitzen. Ihr feiner Wuchs, ihre sanfte, etwas melancholische Schönheit, die man bei Polinnen häufig findet, erregten Aufmerksamkeit, und es konnte nicht fehlen, daß sich bald eine auserlesene Schar junger und bejahrter Verehrer um Berenice Ludomirska scharten. Sie gab indeß niemand Veranlassung, die zu Hoffnungen verleiten konnten. Manche behandelte sie kühl, einige abstoßend. Völlig unliebenswürdig zeigte sich aber Berenice gegen einen Freund des Obersten, einem bedeutend jüngern Mann deutschen Stamms. Er war ebenfalls Militär gewesen, hatte aber seinen Abschied genommen. Ich hörte ihn oft Sandomir nennen, nach einem kleinen Gute, das er käuflich an sich gebracht hatte. Später erst erfuhr ich durch Zufall seinen wahren Namen, den er schon lange nicht mehr führte. Dieser Mann war keck, unternehmend und schreckte vor nichts zurück. Der Oberst achtete ihn gerade dieser Eigenschaft wegen und liebte deshalb seine Gesellschaft. Auch mir gefiel Sandomir, und deshalb schloß ich mich ihm gern an. Als es mir gelungen war, Be-

renice's Neigung zu gewinnen, und ihr Vormund mir die Hand seiner schönen Mündel zugesagt hatte, ging Sandomir selten mehr von meiner Seite. Zugleich begleitete er mich, da ich ihn gern dazu aufforderte, zugleich mit Berenice und dem Obersten Wertschinsky auf dieses Schloß. Letzterer reiste nach einigen Tagen wieder ab. Berenice bewohnte dies Zimmer nebst den anstoßenden Gemächern, Sandomir bezog die Zimmer auf dem andern Schloßflügel, die Ihnen jetzt eingeräumt sind. Wir lebten nun selige Tage und Wochen, in so köstlicher Eintracht, daß nie die geringste Disharmonie sich einschlich. Auch das Verhältniß Berenice's zu Sandomir gestaltete sich freundlicher, wiewol meine Braut den Freund ihres Vormundes stets mit einer gewissen kalten Vornehmheit behandelte.

„So vergingen drei volle Monde. Der Oberst ließ nichts mehr von sich hören, obwol er schon nach wenigen Wochen zu schreiben versprochen hatte. Berenice ward, je länger alle Antwort ausblieb, immer ängstlicher. Es schien, als leide sie unter den Beweisen meiner Zärtlichkeit. Endlich entschloß ich mich, damit ich diesem unerklärlichen Schweigen auf den Grund kommen möge, nach der Residenz zu reisen, um dort bei einem bekannten Bankierhause, mit wel-

chem der Oberst correspondirte, Erkundigungen einzuziehen. Sandomir erbot sich von selbst, mich zu begleiten. Berenice fügte sich, obwol ungern, weil sie einsah, daß etwas geschehen müsse, um unsere so lange verzögerte Verbindung zu beschleunigen. So reisten wir denn ab Mitte December. Ach, hätte ich doch nie, nie meine geliebte Berenice verlassen!"

Dem greisen Ritter traten abermals Thränen in die Augen, indeß fuhr er gleich wieder, sich fassend, in seiner Erzählung fort.

„Das Bankierhaus behauptete, nicht den Oberst, sondern dessen Bruder zu kennen, und wollte nur mit diesem in Verbindung gestanden haben. Mich beunruhigte diese Auskunft, denn, war sie begründet, so konnte ich möglicherweise arg getäuscht worden sein. Sandomir sah meine Bestürzung und erklärte, um mich zu beruhigen, er reise auf der Stelle nach Volhynien ab, um sich Gewißheit zu verschaffen. Seinem Freunde müsse ein Unfall zugestoßen sein, sonst würde er längst seine feierlichen Versprechungen gehalten haben. Mir empfahl er, ein paar Tage in der Residenz zu rasten, um Berenice nicht zu erschrecken und ihr schönes Glück zu stören, wenn ich so betrübt und niedergeschlagen vor sie hinträte! . . . Ich ließ mich bereden, Herr am Ort. Sandomir reiste mit Kurier-

pferden fort, ich blieb und suchte mich zu sammeln . . . Am Thomasabend spät sah ich die Giebel meines Ahnensitzes wieder. Von weitem schon gewahrte ich den Lichtschimmer in den Fenstern dieses Gemachs . . . Wie klopfte mein Herz vor Entzücken, daß ich die Geliebte wiedersehen, sie wieder an meine Brust drücken sollte! . . . Auf dem kürzesten Wege eilte ich hierher; es begegnete mir niemand außer dem alten Eckardt, der, wie immer, in seinem Zimmerchen saß und sein Lieblingsbuch, die Lebensbeschreibung des Freiherrn von der Trenck, wol zum hundertsten male las.

„«Alles in Ordnung?» fragte ich den treuen Diener.

„«Alles, Herr Ritter. Das gnädige Fräulein speist eben zu Nacht.»

„Ich fliege die Treppe hinan, hierher, und — trete in ein leeres Gemach! . . . Im Kamin glimmte noch das erlöschende Feuer, die Flasche war geleert bis auf diesen Rest, der die langen Jahre her freilich stark eingetrocknet ist. Von Berenice sah ich nichts mehr als diesen ihren reizenden Schuh. Er war feucht von Wein, den man daraus getrunken hatte!... Ich konnte nie ermitteln, wohin meine Verlobte gekommen sein mochte. Entflohen war sie nicht, denn sie liebte mich zu innig; ein falscher Freund

nur kann sie mir durch List oder mit Gewalt geraubt haben! . . . Ich war sehr unglücklich, Herr am Ort, und der Schmerz raubte mir die Besinnung . . . Als ich wieder zu mir kam, war es Morgen. Da kleidete ich mich um und schickte dann den alten Eckardt aus mit einigen zuverlässigen Leuten, um die Geraubte zu suchen und sie mir wieder zuzuführen. Ich schrieb an Sandomir, an den Oberst und dessen Bruder, aber meine Briefe müssen wol alle verloren gegangen sein, denn ich habe nie eine Antwort erhalten. Eckardt und seine Begleiter kehrten auch bald zurück, ohne eine Spur von meiner Berenice entdeckt zu haben, und ich, mein lieber Herr am Ort, ich habe sie bis heute noch nicht gefunden, obwol ich die treue, liebevolle Seele unabläßig in allen Theilen dieses Schlosses meiner Ahnen mit nie ermüdendem Eifer bis auf den heutigen Tag zu suchen nicht aufgab. Noch verzweifle ich nicht an dem Erfolg meines Bemühens, denn verloren kann mir Berenice nicht sein. Sie hat es mir hundertmal zugeschworen, daß sie in meinen Armen sterben will! Solch ein Schwur auf den Lippen einer Braut ist immer ein Evangelium, das sich erfüllen muß, und deshalb kommt auch noch der Tag oder die Nacht, wo ich sie dereinst hier wiederfinden

werde. Aber ich muß sehr vorsichtig sein, und deshalb habe ich alle Schlüssel an mich genommen. Ohne meinen Willen kann — Sie allein ausgenommen, Herr am Ort — niemand weder aus dem Schlosse noch in dasselbe. Ich bin der wachsamste Verwalter dieser mir so theuern Räumlichkeiten, und werde mir nie ein Versehen zu Schulden kommen lassen. Nur die Rückkehr meiner Braut in dieses Zimmer kann mich der schweren Verantwortlichkeit entheben, die ich mir selbst aufgelegt habe."

Mit einem gemischten Gefühl von Furcht und Mitleid hatte Joseph am Ort die Mittheilungen des alten Ritters vernommen. Er war sich nicht klar, ob er den ihm offenbar wohlwollenden Greis für kindisch oder für wahnsinnig halten sollte. Unter dem Volke galt er bald für das eine, bald für das andere. Es war vom Hörensagen vielen bekannt, daß der wunderliche alte Herr, den man nur aus Barmherzigkeit im Schlosse ließ, obwol er schon seit undenklichen Zeiten gar nichts darin zu sagen, am wenigsten aber die eigentliche Verwaltung desselben zu besorgen hatte, in frühen Jahren von einer schönen, jungen Dame dupirt worden sei. Ob dabei besondere Intriguen angezettelt worden sein mochten, und ob überhaupt die angebliche Verlobung des Ritters zu Beziehungen von

weitgreifenden Folgen Anlaß gegeben habe, war niemand bekannt. Den alten Ritter sah fast jeder wie einen Schloßkobold an, dem man seinen Willen lassen müsse. Im Wege war er keinem, der ihn nicht in seinem Thun hindern wollte. Kümmerte sich niemand um den Ritter, so vertrat er wirklich Koboldsdienste, denn es gab in der That keinen Raum im ganzen Schlosse mit alleiniger Ausnahme des Erkerzimmers, wo die beiden Arbeiter in der Spiegelfabrik des Nachts Licht bemerkt hatten, die Ritter von der Dub nicht betrat, durchstöberte, ja sogar mit eigener Hand fegte. Gewöhnlich brachte er dann auch, meistentheils wachend, ein paar Nächte in jedem derselben zu. Jenes erleuchtete Erkerzimmer aber vermied er absichtlich, weil seiner Behauptung nach gerade dieses die Ahnfrau des Hauses neuerdings zu ihrem Aufenthalt erkoren habe.

Der alte Ritter stand jetzt auf, tastete mit der Hand nach Flasche und Gläsern, überzeugte sich, daß der zurückgebliebene Schuh seiner Verlobten noch an derselben Stelle sich befinde, wo er ihn seit so langen Jahren belassen und kaum zu berühren gewagt hatte, und forderte dann den Factor auf, nunmehr mit ihm wieder auf die andere Seite des Schlosses zurückzukehren.

„Haben Sie wohl Acht, lieber Herr am Ort“, sprach er, die Thür des Erkerzimmers aufmerksam schließend, „daß es Ihnen eines Tags nicht ebenso traurig ergeht wie mir! Nichts greift einen Menschen von Gemüth mehr an als der Verlust einer geliebten Braut. Es ist nicht anders, als ob man sich schwer an Gott selber versündigt hätte, und dieser nun, um uns zu strafen, den Engel, der von Ewigkeit an jedem einzelnen für seine Wanderzeit auf Erden mitgegeben wird, abrufe. Solch ein engelloser Mensch muß dann immer allein durch die weite Lebenswüste wandern, und da geräth er leicht unter flammende Irrlichter, die ihn dergestalt blenden, daß er zuletzt selbst sich den tanzenden Flammen anschließt und als irrende Seele so lange herumläuft, bis der Tod sich seiner mitleidig annimmt und mit seiner Knochenhand das gaukelnde Lichtchen einfängt, um es mit einer Fürbitte dem Schöpfer wieder zu überliefern.“

„Eine tiefsinnige Verrücktheit!“ murmelte der Factor, als der alte, geschwätzige Ritter ihm endlich gute Nacht wünschte und ohne Licht den langen Corridor hinabschlürfte. „Der wundersame Mensch findet sich im Finstern zurecht, und ich sehe keinen Ausweg, keine Rettung für mich, und wenn ich tausend Kerzen anzünden wollte!“

Vor Tagesanbruch noch stieg Joseph am Ort zu Pferde, trabte nach der nächsten Poststation und übergab daselbst einem Bettelbuben den Brief an den Stiftssyndikus Liebner, damit er ihn auf der Posthalterei abliefere. Als er sich vergewissert hatte, daß dies geschehen sei, trabte er wieder zurück, ehe jemand seine nur kurze Zeit dauernde Abwesenheit erfuhr.

Neuntes Kapitel.

Bruder und Schwester.

In dem Augenblicke, als Kathrine Frei dem Boten des Domdechanten durch inquisitorisches Fragen das Geständniß von der heimlichen Flucht ihrer Nichte entrissen, hatte sie eine tiefinnerliche Befriedigung gefühlt. Zwar gerieth sie in Zorn, der sich durch lautes Schelten und höhnisches Auflachen Luft machte; ihre Menschenkenntniß aber feierte einen Triumph, der wol das über den Förster hereingebrochene Unglück vollkommen aufwog. Es war ja ganz so gekommen, wie sie vorausgesagt hatte. Eine so verkehrte Erziehung konnte gar kein anderes Resultat liefern. Sie mußte ein kaum der Schule entwachsenes Mädchen, dem Mutter und bewundernde Freundin den Kopf verdrehten, eingebildet auf das ihm beigebrachte leere Wissen machen, es zur Heuchelei und Lüge ver-

führen, und so auf geradem Wege dem Verderben in die Arme jagen!

Kathrine bedauerte nur, daß der Stiftssyndikus gerade mit ihrem Bruder zu sprechen hatte, sonst würde sie auf der Stelle ihrem übervollen Herzen eine wohlthuende Erleichterung verschafft haben. Es konnte freilich auch nichts schaden, wenn Liebner ebenfalls die ungeschminkte Wahrheit bei dieser Gelegenheit zu hören bekam, denn seiner Verwendung hatte man ja die Verschickung Hildegardens zu danken; allein dieser Herr ließ sich nicht auf ganz gleichem Fuße mit dem einfachen Förster behandeln. Kathrine war deshalb genöthigt, ihren Groll vorerst entweder still in sich zu verschließen oder ihn an andere Personen auszulassen. Aus Bedürfniß und Liebhaberei zog sie letzteres Auskunftsmittel vor. Die Hausmagd und der Jägerbursche, die ihr beide in den Weg kamen, mußten eine Flut kräftiger Redensarten von der Erzürnten über ihr unordentliches Wesen u. s. w. hören.

„Aber was nützt alles Predigen“, unterbrach sie sich selbst, „wie der Herr so 's Geschirr! Das ist noch all Lebtage so gewesen und wird so bleiben, solange die Heiligen Zehn Gebote, die mein liederlicher Herr Bruder und meine saubere, verlaufene — ha, ha, ha, ha — Nichte längst schon vergessen haben,

in der Welt Geltung behalten! . . . Statt daß der Hausherr seinen eigenen Leuten mit gutem Beispiele vorangehen soll, zeigt er ihnen lieber die Wege zur Sünde! . . . Keine Nacht mehr bleibt er im Hause . . . keinen Schlaf kann er sich schaffen, weil der Teufel und seine Großmutter ihn an beiden Ohren gepackt haben, als wären sie gelernte Saufänger und der Herr Förster — mit Respect zu vermelden — die gehetzte Sau! . . . Nun, nun, immerhin, mein verblendeter Herr, immerhin! . . . Ich wasche meine Hände in Unschuld, aber den Mund will ich mir nicht verbinden lassen! Ich wäre eine schlechte Schwester, wollte ich schweigen! Die innere Stimme gebietet mir zu sprechen und zu warnen! Wollen aber die Leute, die es angeht, nicht hören, nun gut, so müssen sie fühlen! . . . Das vornehm aufgetakelte Jüngferchen mit ihren verführerischen Augen wird auch noch erfahren, daß die alte Tante mit dem versitzten Gesicht ehrlicher war als eine andere Person in seidenen Kleidern und zehnerlei Schlappertuscheln auf ihren weißgeschminkten Schultern . . . O, wir kennen uns, und wir werden uns, will's Gott, noch besser kennen lernen! . . . Die von oben herab behandelte bürgerliche Mamsell Kathrin' tauscht noch immer nicht mit mancher gnädigen Frau! . . . Man hat auch noch seine

Reputation, und man läßt sich weder täuschen noch mit hochmüthigen Blicken abtrumpfen! . . . Und das soll die Welt noch einmal erfahren, oder es müßte keine Gerechtigkeit mehr geben und keine gesetzliche Obrigkeit!"

In diesem Tone, in so anzüglichen Worten und drohend eingekleideten Redensarten lärmte die erbitterte Kathrine eine ganze Stunde lang fort, ohne deshalb ihre Arbeiten zu vernachlässigen. Sie ging oder polterte dabei treppauf, treppab, sie rief der Magd Befehle zu und hielt den Jägerburschen durch immer neue Aufträge ununterbrochen im Gange. Ab und an richtete sie auch wol eine hastige, scharfe Frage an den Boten des Domdechanten, der in einem Winkel der Küche saß, um auf Antwort zu warten, und mit offenem Munde der Suada dieses kaum zu bändigenden Mannweibes zuhörte.

Erst über Tische kam eine mildere Stimmung über Kathrine. Sie erschrak über das Aussehen des Bruders. Daß das Davonlaufen eines unbesonnenen eingebildeten Mädchens, das ihrer Meinung nach früh genug aus eigenem Antriebe sich wieder einfinden werde, einen starken Mann so furchtbar angreifen könne, hatte sie doch nicht vermuthet. Im Grunde verdroß Kathrine auch diese Bestürzung des Bruders,

weil sie dieselbe für unmännlich hielt. Darum beschloß sie, Andreas einen Wink zu geben.

„Nur, damit er sich nicht vor andern Leuten blamirt!“ sagte sie zu sich selbst. „Wäre ich ein Mann und mir passirte das mit einem Kinde, na, ich wüßte was ich zu thun hätte, und bin gewiß, meine Cur würde anschlagen!“

Noch während des Mittagsessens, an welchem auch der Stiftsarzt und der Actuarius theilnahmen, führte Kathrine ihr Vorhaben aus, als sie den Nachtisch aufsetzte.

„So rappele dich doch auf und nimm dich zusammen!“ raunte sie dem Bruder zu. „Mir sieht's keiner an, daß ich vor Wuth nur so koche! Wenn das dumme Ding Hunger fühlt, klopft sie de- und wehmüthig von selber an deine Thür. Nur keine Furcht, Unkraut verliert sich nicht!“

Des Försters Blick lähmte die Zunge der Schwester. Er sagte aber nichts als: „Nach Tische wirst du anders urtheilen!“

Diese wenigen Worte veranlaßten Kathrine, einen Blick auf ihre Gäste, besonders auf den Stiftssyndikus zu werfen. Dieser stets heitere Mann trug zwar auch heute eine gewisse heitere Miene zur Schau, aber es war ihm doch anzumerken, daß er sich zwang

und eigentlich im hohen Grade verstimmt sein mußte. Sie erklärte sich aber auch diese Verstimmung auf ihre Weise.

„Schwachheit der Männer oder überflüssiges Wichtigthun!“ sagte sie still für sich. „Haben sie nichts zu thun, so vertreiben sie sich die Zeit am liebsten mit Spielen, Essen und Trinken oder, sind sie noch jung, mit Liebeleien, auf die sich denn auch die meisten unserer gefallsüchtigen jungen Gänschen einlassen, und kommt ihnen einmal was Apartes vor, da lassen sie entweder tiefsinnig die Köpfe hängen, damit die gewöhnlich bei allen Mannsleuten im Hinterkopfe oder gar im Nacken sitzende Weisheit mehr nach vorn schießt, oder sie tuscheln und muscheln, um ja eine verworrene Angelegenheit noch mehr zu verwirren. Das nennen sie dann gelehrt oder wissenschaftlich verfahren. Ich dürfte nicht Stiftssyndikus sein, ich pfiff immer aus dem ff. Was hat's denn viel auf sich, daß der Kreuz-Matthes um die Ecke gegangen ist? Hatte er's nicht längst verdient? Die Commune hat Nutzen davon, sie braucht jetzt den Nichtsnutz nicht weiter zu füttern!“

Der Stiftssyndikus gab das Zeichen zum Aufstehen. Dies Zeichen rief Kathrine wieder an die Tafel. Vom Vaterhause her hatte sowol sie selbst wie der

Förster die Gewohnheit beibehalten, vor und nach Tische ein stilles Gebet zu sprechen. Dies geschah auch heute. Nachher wünschte man sich gegenseitig, ebenfalls altem Brauche gemäß, gesegnete Mahlzeit, worauf Liebner die Worte an den Förster richtete:

„In einer Stunde denn, Cousin, wenn Sie bis dahin bereit sein können?"

Der Förster gab seine Zustimmung durch eine stumme Verbeugung zu erkennen, faßte den Arm seiner Schwester und trat mit ihr ins Nebenzimmer, dessen Thür er jedoch offen stehen ließ, sodaß man genau sehen konnte, was darin vorging.

„Ich werde dich auf unbestimmte Zeit verlassen, Schwester", sprach Andreas mit zitternder Stimme.

„Um deiner verlaufenen Tochter nachzuspüren?" unterbrach ihn Kathrine.

„Mein Kind wieder aufzusuchen, muß ich guten Menschen anheimstellen. Ich befehle ihr Schicksal Gott!"

„Wo gehst du denn hin und was nöthigt dich, in dieser Jahreszeit zu verreisen?"

„Ich verreise auch nicht, ich . . . bin meiner Freiheit beraubt."

„Andreas!" rief Kathrine und tiefes Entsetzen malte sich jetzt auch auf ihren Zügen. „Ist es wahr? . . . Du hast dich vergangen? . . ."

„Ich bin frei von Schuld, aber der Schein zeugt gegen mich. Und Todte können nicht mehr sprechen."

„Andreas!" wiederholte Kathrine. „Das ist mein Tod! . . . Den Kreuz-Matthes . . ."

„Hat eine mir zugehörige Kugel getödtet, das ist gewiß. Sie kam aber nicht aus dem Laufe meiner Büchse!"

Kathrine stand wie gelähmt. Sie heftete ihre Augen starr auf das Antlitz ihres Bruders, als könne sie aus dem Ausdruck seiner Züge seine Schuld oder Unschuld lesen. Andreas hielt ihren forschenden Blick zwar aus, obwol es ihm schwer fiel. Er war sich ganz anderer Schuld bewußt.

„Kannst du nicht Caution stellen?" sprach sie nach einer Weile so leise, daß die im Nebenzimmer befindlichen Personen ihre Worte unmöglich verstehen konnten. „Ich selbst besitze kein baares Geld, aber ich habe einigen Schmuck . . ."

Andreas drückte der Schwester die Hand. Eine Thräne füllte seine brennenden Augen.

„Du bist gut", sprach er bewegt, „aber es nützt nichts. Ohne den Beweis meiner Schuldlosigkeit muß ich für dieses Menschen Mörder gelten!"

„Cousin!" sagte der Stiftssyndikus, in die Thür

tretend. „Es dunkelt bereits stark, und der Weg nach dem Stift ist nicht der beste.“

„Bleibe stark“, rief Andreas der noch immer ganz bestürzten, ja fast vernichteten Schwester zu, „fasse Muth und halte gute Ordnung im Hause! Du sollst von Zeit zu Zeit Nachricht von mir erhalten. Sobald der Herr Vetter mir sicheres Logis angewiesen hat, wird er auch an mein verirrtes Kind denken.“

Er reichte Kathrine noch einmal die Hand. Diese war so zerstreut, daß sie nicht mehr wußte was sie that. Sie hielt den Bruder nicht; sie ließ ihn ohne Abschied von sich gehen. Auch dem Stiftssyndikus, der ein paar freundliche Worte an sie richtete, gab sie keine Antwort. Erst als sie das Gerassel des Wagens auf dem holperigen Pflaster des Hofs vernahm, kam sie wieder zu sich. Sie zuckte unter lautem Aufschrei zusammen, riß das Fenster auf und rief mehrmals wie eine Wahnsinnige dem im Trabe fortrollenden Wagen den Namen ihres Bruders nach, bis ihre Stimme durch lautes Schluchzen erstickt wurde.

Liebe und Zärtlichkeit waren in Kathrine Frei's Charakter nicht zu voller Entwickelung gekommen. Wie Nachtfröste im Lenz junge Blütenkeime tödten oder nur dürftig gedeihen lassen, so hatten die Lebensverhältnisse, unter welchen die Schwester Andreas'

aufwuchs, gerade die zartern Anlagen des Weibes nicht so gepflegt, daß sie sich in wohlthuender Weise entfalten konnten. Wahre Liebe hatte Kathrine wahrscheinlich nie empfunden. Jedes liebende Paar reizte ihre Spottlust, und zärtliche Eheleute verlachte sie hochmüthig. Unter glücklicher Ehe dachte sie sich ein verständiges, auf gegenseitiges Wohlwollen gestütztes Zusammenleben, behufs irdischer Zwecke. Ab und an, meinte sie, könnten dann so große Kinder, wenn der Raptus gerade über sie käme, wol auch miteinander tändeln und spielen.

Die Ehe ihres Bruders mit Cornelie Liebner hatte, wie wir wissen, nie Kathrine's Beifall gehabt, und seit sie die Wirthschaft im Forsthause führte, vermehrte sich noch ihre Abneigung gegen das Institut der Ehe im allgemeinen. Es konnte sie oft verdrießen, daß dieselbe als eine von Gott eingesetzte Einrichtung immer und immer so laut gepriesen wurde. Bei so vielen Seltsamkeiten, die in dem einseitigen Bildungsgange der alternden Jungfrau sich bis zur barockesten Caricatur verfestigen mußten, lag aber doch mancher Zug von Edelmuth in Kathrine verborgen. Was sie, allen unsichtbar, in dem verborgensten Winkel ihres Herzens von Liebe in sich trug, das concentrirte sich in der schützenden Fürsorge für ihren Bruder. Mochte

sie noch soviel schelten und schimpfen, mochte sie tyrannisch auftreten und sich in der abschreckenden Maske einer Xantippe zu ihrem eigenen Nachtheile zeigen: es war immer nur Liebe zu Andreas, die sie so handeln ließ.

Dieser liebevolle Zug der Schwester zu dem jetzt so furchtbar unglücklichen Bruder hielt Kathrine allein aufrecht. Es galt, Muth zu fassen, besonnen zu bleiben, entschlossen zu handeln, und Kathrine war dazu angethan, einen einmal gefaßten Entschluß auch mit all der Zähigkeit, die sie ihrem Charakter absichtlich gegeben hatte, durchzuführen.

Hildegarde kümmerte sie von dem Augenblicke an, wo Andreas, eines Mordes bezichtigt, verhaftet worden war, gar nicht mehr. Wie es dem leichtfertigen Mädchen erging, ob sie Mangel litt oder umkam; ob sie sich der Baronin in die Arme warf und von dieser in Schutz genommen ward, das alles hatte für Kathrine keine Bedeutung. Den Bruder nur wollte sie befreien, nicht mit Gewalt, nicht durch List oder Bestechung, sondern durch die Beweisführung, daß er schuldlos sei. Sie selbst zweifelte keine Secunde an der Unschuld des Mannes, den sie höher schätzte als jeden andern, und dem sie mit so inniger Schwesterliebe anhing, daß für eine dritte Person nichts mehr übrig blieb.

Entschlossen und auch besonnen in ihren Handlungen, wenn sie von deren Wichtigkeit überzeugt war, theilte sie noch an demselben Tage der Hausmagd und dem Jägerburschen das Geschehene mit, da es ohnehin nicht verborgen bleiben konnte. Sie kündigte aber beiden gleichzeitig an, daß sie das Forsthaus sofort verlassen müßten, wenn sie sich unterfingen, ein Wort fallen zu lassen, das dem Förster nachtheilig sein könne. Getrost sprach sie es aus, daß ihr Bruder völlig unschuldig sei, und daß sie den Beweis seiner Unschuld führen werde. Wie sie dies anfangen sollte, war der entschlossenen Schwester noch unklar, allein sie besaß Muth und dem Muthigen gelingt ja oft das Unglaublichste.

Kathrine ließ sich einige Tage Zeit. In ihren Betrachtungen und Planen störte sie nur die Ankunft eines sogenannten Heideläufers, den der Baron von Kaltenstein einstweilen als Stellvertreter in das Forsthaus sandte. Die Beglaubigung, welche der junge Mensch vorzeigte, ließ eine Abweisung desselben nicht zu. Kathrine nahm ihn deshalb nach ihrer Art freundlich auf und wies ihm das Zimmer ihres in Haft befindlichen Bruders zur Wohnung an.

„Der Baron hätte sich wol auch selber auf den

Weg machen können", dachte sie, sie sprach aber ihre Gedanken nicht aus, weil sie ja nicht wußte, ob der Heideläufer, der ein offenes Gesicht hatte, ihr nicht vielleicht zur Erreichung ihres Ziels behülflich sein könne.

„Sie kennen das Misgeschick meines armen Bruders?" fragte sie dessen Stellvertreter bei Tische, abermals sogleich mit Nachdruck die Unschuld desselben betheuernd. Dieser gab kurz eine bejahende Antwort.

„Haben Sie meinen Bruder schon einmal gesprochen?" fuhr sie fort.

Auch auf diese Frage lautete die Antwort bejahend.

„Der Herr Baron muß sich seiner annehmen", sagte Kathrine. „Wenn er will, so kann er es auch, und es ist seine Pflicht. Niemand als gerade dem Herrn Baron wird der Förster mehr fehlen."

„Ich hörte davon sprechen", meinte der junge Weidmann.

Kathrine griff diese Worte sogleich auf und beschloß Nutzen daraus zu ziehen.

„Hörten Sie wirklich?" sagte sie lebhaft. „Wie heißen Sie denn?"

„Edmund — Edmund Kohlrausch."

Kathrine's Stimme klang fast weich, als sie den

Mann bat, ihm mitzutheilen, was er von den Entschließungen des Barons vernommen habe.

„Geht alles, wie es gehen soll und muß, Edmund", sprach sie vertraulich, „so werde ich es gewiß nicht fehlen lassen, mich für Sie recht warm zu verwenden. Ich kann reden wenn ich will, und müssen die elenden Menschen, die schuld an dieser grausamen Verleumdung meines armen Bruders sind, diesem erst eine Ehrenerklärung geben, dann sollen sie die Wahrheit zu hören bekommen! Der Baron muß Ihnen die beste Stelle geben, darauf verlassen Sie sich, Edmund! Und nun erzählen Sie!"

Edmund Kohlrausch glaubte sich nichts zu vergeben, wenn er der Schwester eines Mannes, den er immer nur mit Achtung hatte nennen hören und der hoch stand in der Gunst des Barons, das, was er zufällig vernommen hatte, mittheilte. Er erzählte deshalb, daß der Stiftssyndikus in Begleitung des Domdechanten auf Kaltenstein gewesen sei, ein sehr langes Gespräch mit dem Baron gehabt und daß dieser beide hochgestellte Herren mit der Versicherung zu ihrem Wagen geleitet habe, er würde nicht ermangeln, seinen Sohn wegen der Kugeln zu fragen.

„Wegen der Kugeln?" wiederholte Kathrine. „Sonst haben Sie nichts gehört, Edmund?"

„Gar nichts.“

„Was glauben Sie, daß dies heißen soll?“

„Ich habe gar keine Meinung darüber.“

„Wegen der Kugeln!“ wiederholte Kathrine nochmals, indem sie der vielen Heimlichkeiten gedachte, mit denen ihr Bruder seit Jahr und Tag sich beschäftigte. Trotz ihres Unglaubens an die Wirkung übernatürlicher Kräfte überraschte sie doch plötzlich der Gedanke, daß die Tödtung des verrufenen Bleidiebes doch wol mit dem Kugelgießen am Schalkstein zusammenhängen könne. War dies wirklich der Fall, so erklärte sich daraus auch die Anwesenheit ihres Bruders in der Nähe des Kreuzwegs, wo man den Todten aufhob, und es ließen sich mit einiger Aussicht auf Erfolg die Wege des Försters in jener verhängnißvollen Nacht verfolgen.

„Der Baron von Kaltenstein hat gewiß von Freikugeln gesprochen“, sagte sie auf gut Glück. „Ich erinnere mich, daß mehrmals zwischen ihm und Andreas Frei die Rede davon war, und daß mein Bruder dem Baron das Versprechen gab, sich einige dieser Kugeln zu verschaffen. Kennen Sie Freikugeln?“

Edmund Kohlrausch verneinte diese Frage, und um das für ihn doch etwas peinliche Gespräch abzu-

brechen und die Gedanken der Mademoiselle Frei auf einen andern Gegenstand zu lenken, setzte er hinzu:

„Es soll — hieß es heute früh — gestern Abend ein anderer eingezogen worden sein."

„Wegen des Erschossenen?"

„Ich hörte davon."

„Nannte man seinen Namen?"

„Genannt hat man ihn, er ist mir aber entfallen. Es soll ein Mensch sein, der früher auch Jäger war, wegen Unrechtfertigkeiten aber abgesetzt ward. Seitdem rühmt man ihm nicht viel Gutes nach. Er ist einäugig."

Kathrine hatte früher von ihrem Bruder gehört, daß ein alter einäugiger Jäger, der lange Förster gewesen war, im Verein mit Kreuz-Matthes unerlaubte Wege gehe. Sie wußte ferner aus manchem nur beiläufig hingeworfenen Worte ihres Bruders, daß dieser den Einäugigen ebenfalls kannte, und sie besaß genug natürlichen Verstand und gesunde Combinationsgabe, um die Vermuthung aufzustellen, es könne zwischen diesem gewesenen Förster und dem erschossenen Wilderer eine der Welt bisher noch nicht bekannt gewordene Verbindung stattgefunden haben.

Aus Klugheit drang Kathrine nach diesem letzten erhaltenen Winke nicht weiter mit Fragen in Edmund

Kohlrausch. Sie wollte nicht neugierig erscheinen und noch weniger Mistrauen in der Seele des jungen Mannes erwecken. Ihre Absicht war, den neuen Hausbewohner als Spion zu benutzen, um dadurch ihrem Bruder nützen zu können.

Seit der Verhaftung des Försters hatte sie die Schwelle des Forsthauses noch mit keinem Fuße überschritten. Wie ein Drache saß sie in dem alten, unheimlichen Gebäude, und selten sah man sie ohne Hausschlüssel, weil sie die Thür desselben stets verschlossen hielt. Begehrte jemand Einlaß, so mußte man Kathrine rufen. Magd und Jägerbursche konnten ohne ihr Wissen das Haus weder verlassen noch es wieder betreten. Dieser strengen Hausordnung, die manche Unbequemlichkeit mit sich führte, mußte auch der Stellvertreter des verhafteten Försters sich unterwerfen . . . Kathrine kündigte ihm in ihrer entschlossenen Weise, die keinen Widerspruch gelten ließ, an, daß sie von diesem Gebrauche durchaus nicht abgehe. Ihr eigener Bruder, obwol alleiniger Herr im Hause, habe sich demselben ebenfalls unterworfen. —

Einige Tage später wühlte Kathrine stundenlang in dem großen Kleiderschranke, der nur ihr allein zugänglich war. Sehr früh schon hatte die Hausmagd unter Beaufsichtigung der ordnungliebenden Mademoi-

selle Frei einen großen Tisch von Lindenholz dreimal mit feinem Sande abscheuern müssen, damit er ja wirklich für gereinigt gelten könne. Jetzt mußte diese den so gereinigten Tisch neben den Kleiderschrank stellen, und nun begann Kathrine eine große Menge Kleider, manche von seltsamem Schnitt und aus Stoffen bestehend, die vor zehn und mehr Jahren modern gewesen sein mochten, höchst behutsam und sauber auszubreiten. Jede Falte derselben strich sie mit einer feinen Sammtbürste aus, legte sie dann wieder in die einmal vorhandenen Bruchfalten zusammen und verbarg sie abermals im Schranke. Endlich faßte sie, nicht ohne mehrfaches Besinnen, einen Entschluß. Sie wählte ein großgeblümtes Kleid von reichem Stoffe, das sie in zwölf Jahren wohl nur sechs- oder achtmal getragen hatte, und das mithin noch für neu gelten konnte, und bekleidete sich damit. Der Schnitt dieses Prachtgewandes war natürlich gänzlich veraltet, aber Kathrine sah ordentlich majestätisch darin aus, und ihr meistentheils sehr ernstes Auge strahlte von Zufriedenheit, als sie sich in ganzer Figur im großen Trumeau Corneliens erblickte, den sie heute das erste mal zu Rathe zog. Nach einigen scharfen Befehlen an die Hausmagd überreichte sie dieser unter starkem Herzklopfen den Hausschlüssel,

kündigte ihre Rückkunft noch vor Einbruch des Abends an und verließ das Forsthaus.

Die entschlossene Dame schritt rasch vorwärts. Zum Schutz gegen schlechtes Wetter — der Himmel drohte mit Regen oder Schnee — trug sie einen Schirm mit rothseidenem Ueberzuge in der Hand, den sie als Stock benutzte. Auch Handschuhe hatte Kathrine an. Diese gehörten ihr jedoch ursprünglich nicht zu, sondern waren von ihrer verstorbenen Mutter auf sie übergegangen. Sie waren von schwarzem, feinem Leder, mit Pelz gefüttert, bedeckten aber nur die halbe Hand. Eine Decke, welche von den Wurzeln der Finger bis zu deren Spitzen reichte, lag auf der Oberfläche der Finger mehr zur Zierde als zum Schutz, denn auf dieser Decke befand sich eine Rosenknospe, nicht besonders glücklich aus Seide gestickt. Wie alles, was Kathrine gefiel und was ihrer Ansicht nach Werth besaß, trug sie auch diese Handschuhe nur bei seltenen Gelegenheiten. Daß ihre ganze Tracht grenzenlos geschmacklos war und daß sie Klügern oder doch mit der Zeit und deren Ansprüchen mehr Fortgeschrittenen zur Zielscheibe argen Spottes deshalb dienen müsse, davon hat Kathrine Frei gar keine Ahnung. Sie glaubte höchst vornehm zu gehen

und ganz stattlich auszusehen, und diese Ueberzeugung erhöhte noch ihr Selbstvertrauen.

Da Kathrine eine ganz rüstige Fußgängerin war, so erreichte sie nach Verlauf einer Stunde Schloß Kaltenstein. Es kostete sie Ueberwindung, den Wohnort der Baronin, die sie mehr noch haßte als ihre Nichte, zu betreten; aber sie that es ohne Scheu. Nicht als Bittende, als Fordernde kam sie, und nicht Eitelkeit, sondern ein edler Zweck veranlaßte sie zu diesem Schritte.

Auf dem Schloßhofe schon begegnete ihr der Reitknecht des Barons. Da diesem die wunderlich aufgeputzte Dame mit ihrem schreckenerregenden Hute, der wie ein schiefgebauter Rauchfang über die Stirn weit in die Luft hineinragte, sogleich in die Augen fiel, und ihr blatternnarbiges, erdfahles Gesicht den Gedanken in ihm aufkeimen ließ, es möge sich ein wanderndes Zigeunerweib in ihr verstecken, vertrat er ihr den Weg.

Kathrine setzte ihren rechten Fuß trotzig vor, hob den Regenschirm auf und fuchtelte damit vor den Augen des Reitknechts herum, als sei sie nicht abgeneigt, ihm nöthigenfalls einen derben Stoß damit zu versetzen.

„Platz du grober Kerl!“ rief sie ihm determinirt

zu. „Ich hab' Eile und muß den Baron sprechen. Ist er zu Hause?"

Der Reitknecht pflanzte sich fest vor Kathrine hin, stemmte beide Hände in die Seiten und erwiderte lachend:

„Für Leute in solchem Anzuge nicht!"

Kathrine senkte den erhobenen Schirm und schlenderte dem Reitknechte vernichtende Blicke zu. Dann trat sie mit einer kecken Wendung gegen ihn heran, versetzte ihm einen derben Stoß, daß er seitwärts taumelte, und ging aufgerichtet der Schloßpforte zu.

„Wenn Kathrine Frei mit dem Baron von Kaltenstein zu sprechen hat", sagte sie, „dann treten die Knechte beiseite oder man stößt sie ohne Federlesen dahin. Versuch' es nicht zum zweiten male, mir grob zu kommen, Bengel! Ich bin schon mit größern Flegeln fertig geworden!"

Der Reitknecht schwieg, da er doch nicht wissen konnte, ob sein Herr den Besuch dieser resoluten Dame, von deren Eigenthümlichkeiten oft schon die Rede gewesen war, erwartete. Kathrine aber, die eine bedeutende Routine besaß, mit ungeschliffenen Menschen umzugehen, ohne sich dabei zu ärgern, drang unaufhaltsam vor, bis ihr ein Bedienter begegnete. Diesem nannte sie sich ohne Umstände und verlangte

kategorisch auf der Stelle zu dem Baron geführt zu werden.

„Ich werde mir die Ehre geben, Sie zu melden", sagte der Bediente, eine spöttische Miene annehmend, die ebenso gut Kathrine selbst wie ihrer auffallenden Tracht gelten konnte.

„Aus Seiner Ehre mache ich mir nicht so viel", erwiderte die entschlossene Dame, ein Schnippchen schlagend. „Ueberhaupt bin ich nicht aufgelegt zu Complimenten, und darum troll' Er sich! Ich folge Ihm auf dem Fuße."

Während dieser kurzen Unterhaltung war Kathrine, dem zögernd zurückweichenden Bedienten unverdrossen folgend, bis in das Vorzimmer des Barons gelangt. Sie sprach sehr laut, sodaß ihre Stimme weithin zu hören war. Dem Baron fiel dies ungewöhnlich laute Sprechen auf, was ihn veranlaßte, selbst die Thür zu öffnen.

„Da wäre ich ja schon, wo ich sein will", sagte Kathrine, ihren Regenschirm neuerdings wie einen Speer vor sich hinhaltend, um den Bedienten durch dieses Manöver zur Seite zu drängen. „Mach Er sich jetzt fein aus dem Staube, Er sieht, daß Er hier unnütz ist! — Guten Morgen, Herr Baron!"

„Mademoiselle Frei?" sprach Baron von Kalten-

stein, über den Besuch dieser Dame höchlichst verwundert. „Was verschafft mir die Ehre?"

„Papperlapap, Baron!" unterbrach Kathrine den Edelmann. „Lassen Sie die Faxen, ich geb' nichts drauf!"

Dabei glitten ihre Augen von einer Ecke des Zimmers zur andern, und mit geübtem Scharfblick entdeckte sie eine Menge Ordnungsfehler in dem an sich sehr wohnlich eingerichteten Raume.

„Da fehlt's, merk' ich, auch am Besten", fuhr sie fort, „und wenn ich hier zu befehlen hätte, müßte das anders werden, ehe die Welt einen Tag älter geworden wäre. Aber darum handelt sich's gegenwärtig nicht. Mir liegt Wichtigeres auf dem Herzen, als die Beseitigung bestäubter Spinngewebe in dem Hause eines Fremden."

Ohne die ärgerliche Miene des von ihr überrumpelten Barons zu beachten, zog sie sich einen Lehnsessel heran und plumpte schwer hinein, indem sie ihren Schirm mit beiden Händen faßte und ihn derb auf die gebohnte Diele stampfte.

„Wissen Sie, weshalb ich Sie so zeitig überfalle, Herr Baron?" fuhr sie fort. „Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, denn ich gehöre nicht zu den Feinen. Also gerade heraus: Warum haben Sie es

zugegeben, daß mein Bruder Andreas ins Gefängniß gesteckt worden ist?"

„Aber beste Mademoiselle Frei —"

„Nicht beste, Baron, böseste mögen Sie sagen, da lügen Sie wenigstens nicht", fiel Kathrine abermals dem Edelmann in die Rede. „Ich komme pur hierher, um eine klare, kurze Antwort von Ihnen zu holen. Haben Sie mir diese Antwort gegeben, dann sollen Sie eine Rede von mir hören. Nur unterhalten Sie mich nicht mit blumigen Redensarten, denn die lieb' ich nicht. Ich bin noch aus der guten, alten Zeit, wo die Menschen auf ein gerades Wort mehr Werth legten als auf die geschnörkelten und gedrechselten Sätze, die seit der verrückten Franzosenzeit aufgekommen sind. Also flink heraus mit der Sprache! Meine Frage war, denk' ich, verständlich!"

Der Baron gerieth in die peinlichste Verlegenheit.

„Wenn Sie, Mademoiselle Frei, den Grund der Verhaftung Ihres Bruders kennen", versetzte er, seinen Unwillen bemeisternd, der durch das derb komische Auftreten Kathrine's einigermaßen gemildert wurde, „so können Sie die soeben an mich gerichtete Frage sich selbst beantworten. Ein Mann, der, mag er eine Stellung innehaben, welche er will, eines

Verbrechens angeklagt oder nur verdächtig ist, darf nicht auf freien Füßen bleiben."

„Wirklich!" sagte Kathrine, mit ihren kalten, stechenden Augen unter dem gewaltigen Schirme scharfe Blicke wie aus einem Schachte dem Edelmanne zuwerfend. „Mein Bruder ist aber kein Verbrecher!"

„Es freut mich, daß Sie eine so gute Meinung von ihm haben", erwiderte Baron von Kaltenstein. „Unsere Ansichten begegnen sich in dieser Beziehung ..."

„Und Sie lassen es doch geschehen, daß man einen unschuldigen Menschen, der ohnehin nicht glücklich ist, so schmachvoll vor aller Welt blamirt? Nehmen Sie mir's nicht übel, Baron, das ist schlecht, grundschlecht!"

„Sie scheinen sehr aufgeregt zu sein, Mademoiselle Frei!"

„Gottlob! eine Schlafmütze war ich nie! Oder soll ich etwa lachen und jubiliren, wenn sich mein einziger Bruder über die Schlechtigkeit der Menschen zu Tode grämen muß?"

„Es wird ihm hoffentlich gelingen, seine Unschuld zu beweisen."

Kathrine stand auf, pochte mit dem Regenschirm auf den Boden und rief: „Das muß ihm gelingen oder ich begehe etwas, damit ich ihm Gesellschaft

leisten kann! . . . Was soll er denn anfangen ohne mich? . . . Wer hat ihn gehegt, wer für ihn gesorgt? Verkommen und verdorben wär' er schon längst, hätte Gott nicht Einsehen gehabt und mich ihm zur Schwester gegeben."

Der Baron wußte auf diese Bemerkung nichts zu erwidern und Kathrine plumpte wieder zurück in den weichen Polsterstuhl.

„Beantworten Sie mir noch ein paar Fragen", fuhr sie mehr fordernd als bittend fort. „Mein Bruder soll den Kreuz-Matthes erschossen haben, nicht wahr?"

„Der Verdacht dieser unseligen That lastet auf ihm."

„Mit einer Kugel, nicht?"

„Mit einer sogenannten Freikugel, Mademoiselle."

„Aha, da guckt der Fuchs schon aus dem Loche! Wissen Sie, Baron, von wem mein Bruder die Freikugeln hatte?"

„Er hatte sie selbst gegossen."

„Mag sein, Baron! Allein gab er sich aber mit solchen Dingen, von denen er freilich erstaunlich viel hielt, nicht ab. Er hatte Gefährten, die ihm halfen, noch mehr, die ihn diese Narrenspossen lehrten. Wissen Sie davon gar nichts, Baron?"

„Ich hörte einmal davon sprechen, Mademoiselle Frei.“

„Hörten Sie auch die Namen der Männer nennen, die meinen armen Bruder zu solchen Thorheiten verleiteten? Nicht?“

„Jedenfalls habe ich kein Recht, des Weitern davon zu sprechen.“

„Nun sehen Sie, Baron, so ängstlich bin ich nicht, die Wahrheit zu sagen, obwol ich nur ein schwaches Weib bin! Der Kreuz-Matthes und noch einer, ein Einäugiger, haben meinen unglücklichen Bruder diese nichtsnutzige Kunst gelehrt. Der eine ist todt, und der andere? Wissen Sie nicht, was aus dem andern geworden sein mag?“

„Man soll ihn vor einigen Tagen eingezogen haben.“

„Recht schön, Baron, aber warum? Doch wol nicht um nichts und wieder nichts, oder, weil er nur mit einem Auge noch sehen kann?“

„Da Sie allem Anscheine nach unterrichtet sind, Mademoiselle Frei“, erwiderte Baron von Kaltenstein ausweichend, „so halte ich es für unnöthig, Ihre Frage zu beantworten. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ich noch immer nicht einzusehen vermag, mit welchem Rechte Sie das Interesse für Ihren bedauerns-

werthen Bruder so weit treiben, mich — entschuldigen Sie, Mademoiselle — mich in so auffallender Weise — zur Rede zu stellen."

„Eine freundschaftliche Unterhaltung, Herr Baron, ist kein Verhör und kein Zurredesetzen", sagte Kathrine. „Der Einäugige war im Besitze von solchen Freikugeln, wie man eine vorn in der Brust des Kreuz-Matthes fand. Mein Bruder besaß keine solchen Kugeln, seit der Stiftssyndikus ihm die vorhandenen wegnahm. Von Cousin Stiftssyndikus gelangten die dummen Kugeln in anderer Leute Hände, und wen diese Hände wieder damit beglückten, das macht vielleicht das Gericht ausfindig. Ich wollte nur es wäre schon so weit! Sie nicht auch, Baron?"

„Wenn diese Voraussetzungen sich alle bestätigen", erwiderte der Edelmann, „dann sind ja Aussichten vorhanden, daß Ihr Bruder Ihnen bald wiedergegeben wird."

„Ich hoffe und erwarte das, aber ich bin nicht geneigt, lange zu warten. Eine gewichtige Aussage genügt, um meinem Bruder die Freiheit sofort wiederzugeben."

„Eine einzige Aussage?"

„Die Aussage zweier Menschen!"

„Das wissen Sie bestimmt?"

„Ganz bestimmt! Soll ich Ihnen die Namen dieser beiden nennen?"

„Unter vier Augen hat das wol nicht viel auf sich."

„Der Stiftssyndikus überließ die meinem Bruder weggenommenen Freikugeln Ihnen, Herr Baron, und Ihrem Herrn Sohne."

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Wenn es nöthig sein sollte, den Mann zu nennen, so werde ich gewiß nicht schweigen!"

„Und was soll das alles, Mademoiselle Frei?"

Kathrine erhob sich wieder von ihrem Sitze und stieß hart mit dem Regenschirme auf die Diele.

„Nichts weiter als die Freigebung meines Bruders beschleunigen", sprach sie entschlossen. „Sie beschwören, daß die Freikugeln meines Bruders in Ihre Hände gelangt sind, daß Sie dieselben weggeworfen oder verschenkt haben — was weiß ich — daß mithin Andreas in jener Nacht, wo der Kreuz-Matthes von einer dieser Kugeln durchbohrt ward, nicht mehr im Besitz auch nur einer einzigen derselben gewesen sein kann."

„Auf wen meinen Sie durch ein solches Manöver den Verdacht der gehässigen That zu lenken, Mademoiselle?"



„Danach frage ich nicht, Baron!"

„Desto schneller würde das Gericht diese Frage aufwerfen."

„Quält mich nicht! Jeder ist sich selbst der Nächste!"

„Ebendeshalb, Mademoiselle! Ein solcher Eid will, seiner Folgen wegen, bedacht sein!"

„Jeder unschuldige Mann kann ihn schwören, Baron!"

„Vielleicht! Gern und ohne sehr gedrängt zu werden, thut es gewiß keiner!"

„Dann wird man ihn drängen."

„Sie, Mademoiselle?"

„Ich, Baron, der Cousin Stiftssyndikus, der Domdechant, der Stellvertreter meines Bruders."

„Edmund Kohlrausch?"

„Er ist Andreas in jener Nacht begegnet!"

Der Baron senkte den Blick nachdenklich zu Boden. Er überschlug offenbar die Folgen einer Untersuchung, welche diese Richtung nahm.

„Mademoiselle Frei", sprach er dann, „lassen Sie uns keinen zu raschen Schritt thun! Ich theile ganz Ihre Ansicht in Bezug auf Ihren Bruder, aber ich kann die Wege, welche Sie in Ihrer Rücksichtslosigkeit gehen wollen, aus mehr als einem Grunde nicht billigen. Warten wir die Aussagen des Ein-

äugigen ab. Sie allein können uns ein Fingerzeig sein zur Darlegung der Unschuld Ihres Bruders!"

„Herr Baron", erwiderte Kathrine und faßte krampfhaft den Griff ihres Regenschirms, „eine kurze Zeit will ich mich noch gedulden. Geschieht nichts in dieser Frist, so schrei' ich die Geschichte mit den Freikugeln auf allen Gassen aus! Ich will den Bruder, der kein Schelm und kein Mörder ist, wieder haben oder zu ihm ins Gefängniß gebracht werden! Sie, Baron, müssen mir dazu die Hand reichen, denn Sie, Sie und Ihr Haus sind doch an dem ganzen fürchterlichen Unglück schuld!"

„Mademoiselle Frei, Sie werden beleidigend!" sagte der Baron drohend.

„Beleidigend oder nicht, die Wahrheit werde ich niemals verheimlichen!" fuhr Kathrine fort. „Ohne die Frau Baronin wäre meine verstorbene Schwägerin dem Herzen ihres Mannes nicht entfremdet und meine Nichte nicht zu lauter vornehmen Schlechtigkeiten erzogen worden. Die Frau Baronin hat meinen unglücklichen Bruder aus dem Hause gejagt, zu den Wilderern getrieben, zu Heimlichkeiten, die des Teufels Spielzeug sind, verführt. Die Frau Baronin hat meine verwilderte Nichte auf der Seele, und das

Unrecht, das man jetzt Andreas anthut, schreit laut um Rache zum Himmel!"

In heftiger Aufregung erhob jetzt Kathrine Frei den Schirm und hielt ihn mit drohender Geberde dem Baron entgegen.

„Ja, um Rache!" wiederholte sie in furienhafter Wildheit. „Und Rache will ich nehmen an dem Geschlecht der Kaltenstein, so wahr ein Gott im Himmel lebt! — Rache will ich nehmen für all den namenlosen Schmerz, der meines Bruders irdisches Glück untergraben und seine Kraft vor der Zeit gebrochen hat! Rache will ich nehmen für die Verwahrlosung der Tochter meines Bruders, die mich haßt, anstatt mich zu lieben, und die ich lieber mit kaltem Herzen verderben sehen will als Arm in Arm wandeln mit — mit — der gnädigen Frau Baronin von Kaltenstein!"

Kathrine machte, ihre stechenden, haßerfüllten Augen durchbohrend auf den Edelmann richtend, eine tiefe, steife, ceremoniöse Verbeugung vor diesem, und zog sich dann, immer rückwärts gehend, als habe sie Furcht vor dem so schonungslos von ihr Gereizten, ruhig aus dem Zimmer zurück.

Als sich Baron von Kaltenstein wieder allein sah,

schlug er sich mit geballter Faust vor die Stirn und murmelte düster vor sich hin:

„Sie bringt mich doch noch ins Unglück! . . . Sandomir, Sandomir, das alles habe ich dir gutzuschreiben!“

Zehntes Kapitel.

Die Ereignisse in der Allerheiligennacht.

Der Heilige Abend war still und hell. Es hatte stark gefroren, Schnee aber war nur so viel gefallen, daß er wie ein durchsichtiger, weißer Schleier die Fluren bedeckte.

Von hundert Glocken wurde die Christnacht eingeläutet; ihre metallenen Stimmen hörte man allerwärts aus Thälern und von Berghöhen herab die Freudenbotschaft von der Geburt des Herrn verkündigen. Die Gläubigen wallfahrteten oft Stunden Wegs nach den Kirchen, um der Christmette beizuwohnen, und der Anblick des Landes mit den vielen hellerleuchteten Kirchen, den zahllosen wandelnden Lichtern, die man über Ebenen schweben, aus Waldesdickicht hervorblitzen, von Hügeln und Bergen herabsteigen sah, hatte etwas eigenthümlich Bezauberndes.

In der Felsenkapelle des Bürgstein ward ebenfalls die Christnacht kirchlich gefeiert. Der enge Raum war mit Menschen überfüllt, der Duft des Weihrauchs, der auf dem Rauchfaß verbrannte, durchzog als bläuliche Rauchwolke das hohe Felsengemäuer.

Joseph am Ort wie fast alle in der großen Spiegelfabrik Beschäftigten wohnte ebenfalls der feierlichen Christmette in der Felsenkirche bei. Die sehr frommen Besitzer des Etablissements, zugleich Eigenthümer des Grund und Bodens, wünschten dies und sahen es ungern, wenn die von ihnen Beschäftigten Gleichgültigkeit gegen die Kirche an den Tag legten.

Am Schlusse der Ceremonie, die nicht viel über eine Stunde dauerte, fühlte sich Joseph am Ort beim Herausgehen aus der Kapelle wiederholt von einer Hand berührt. Es war Doctor Armhalter, der neben ihm stand.

„Ich habe Ihnen eine gute Botschaft zu bringen, Herr Factor“, sprach der Doctor, als Joseph am Ort ihn gewahrte. „Sie werden heute erwartet und Sie dürfen endlich auch Hoffnung schöpfen.“

„In der That, Doctor?“ erwiderte der Factor. „Wenn Sie diesmal recht hätten, wenn nicht abermals ein Rückfall meine Wünsche kreuzt, ach, Sie glauben gar nicht, wie glücklich Sie mich da machten!“

„Verlassen Sie sich auf mein Wort", erwiderte der Arzt. „Die junge Dame brachte bei meinem heutigen Besuche aus freiem Antriebe das Gespräch auf die Entstehung ihrer schweren Krankheit und hat theilnehmend nach Ihnen gefragt."

„Sie haßt mich also nicht?"

„Bester Herr am Ort, wie mögen Sie nur so hartnäckig sich festklammern an diesen Gedanken! Wenn Sie sich desselben nicht bald entschlagen, bin ich ja genöthigt, Sie selbst in Behandlung zu nehmen, und zwar einer fixen Idee wegen. Das unglückliche Geschöpf — denn dafür muß ich die Dame noch immer halten — lag ja fast ununterbrochen im Fieber. Sie phantasirte, und wenn aus ihren Phantasien hervorging, daß ihr viel Trübes begegnet sein müsse, und daß namentlich zwei männliche Individuen ihr Schrecken, wo nicht Entsetzen einflößten; so hingen, das läßt sich wenigstens mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, diese Phantasien mit Vorgängen zusammen, welche Ursache zu ihrem Unglück gewesen zu sein scheinen. Ich halte die Zeit noch nicht gekommen, um sie mit directen Fragen zu beunruhigen. Später findet sich wol eher Gelegenheit dazu. Vielleicht wird sie auch selbst vertrauensvoller und fühlt das Bedürfniß, sich auszusprechen."

„Sie begleiten mich doch eine Strecke Wegs", sagte der Factor.

„Bis zur Fabrik", versetzte Doctor Armhalter.

„Könnten Sie später mein Gast im Schlosse sein? Der alte Ritter wird uns gern Gesellschaft leisten."

„Es thut mir leid, daß ich Ihre freundliche Einladung nicht annehmen kann. Die Pflicht ruft mich noch in den Wald. Der Bote, der mich führen soll, wartet in meiner Wohnung."

„Ich befinde mich in einer höchst seltsamen, ja ich möchte fast sagen, in einer ganz verzweifelten Lage", sprach Joseph am Ort, einen wenig betretenen Seitenpfad einschlagend, der zwischen zerstreut liegenden Häusern des Ortes in gerader Richtung nach der Fabrik führte. „Der Zufall hat mich in Verhältnisse verstrickt, die sich wie ein unzerreißbares Netz um mich legen, meinen Willen und meine ganze Thatkraft lähmen."

„Sie haben diese Aeußerung schon so oft gethan, Herr am Ort, daß ich Ihnen glauben muß", versetzte Doctor Armhalter, „nur sehe ich nicht ein, weshalb Sie gegen mich dann fortwährend so zurückhaltend sind? Ein Arzt, das wissen Sie ja doch, muß schweigen können wie ein Priester!"

„Ich weiß es, bester Doctor, und ich habe auch volles Vertrauen zu Ihnen", antwortete der Factor, „dennoch kann ich mich doch auf nichts Weiteres einlassen. Sie können den Kummer, der mich drückt, nicht ahnen, und wüßten Sie ihn, so würden Sie höchstens der Theilnehmer eines Geheimnisses, das sofort auch Ihnen nur ruhelose Nächte machen würde."

„Sie sprechen fortwährend in Räthseln!"

„Nur die einzige Hoffnung hält mich aufrecht", fuhr der Factor fort, „daß diese schreckliche Ungewißheit nicht mehr lange dauern kann. Eine einzige Nachricht, ein paar Worte, die ich in der Zeitung finde, kann mich aller Sorge mit einem mal entledigen. Dann darf ich auch sprechen, und Sie, bester Doctor, sind gewiß der erste, dem ich in diesem glücklichen Falle mein Herz ausschütte."

„Ich wünsche aufrichtig, daß Sie recht bald dazu Gelegenheit finden", sagte Doctor Armhalter. „Hier scheiden sich unsere Wege. Leben Sie wohl und verleben Sie die Festtage so glücklich und heiter wie Sie können! Erst nach dem Feste besuche ich die Kranke wieder, der Sie sich so ritterlich angenommen haben."

Der Factor erwiderte den Wunsch des Arztes und ging nach dem alten Schlosse. Die Fenster im östlichen Erker waren wieder matt erleuchtet. Joseph

am Ort überschritt die schadhafte Zugbrücke, obwol es noch nicht spät war, öffnete die schmale Pforte, aus der wir den gnomenartigen alten Ritter treten sahen, verschloß sie wieder hinter sich, und erstieg die vom Corridor aufsteigende Wendeltreppe zur Rechten. Er mußte durch lange, finstere Gänge wandern, bald einige Stufen hinab- bald andere wieder hinaufsteigen. Endlich kam er in einen größern Raum, auf den sich zwei aus gewaltigen Eichenbohlen zusammengefügte, mit vielem schönen Schnitzwerk verzierte Thüren öffneten. An eine dieser Thüren klopfte der Factor. Bald erschien eine sehr einfach gekleidete Frau von wohlwollendem Aussehen. Sie begrüßte den jungen Mann freundlich und reichte ihm theilnehmend die Hand.

„Heute weise ich Sie nicht ab, Herr am Ort", sagte Ursula, „meine Pflegebefohlene erwartet Sie mit einiger Ungeduld. Sie werden aber schon erlauben müssen, daß ich Ihrer Unterredung mit dem Fräulein beiwohne. Denn der Herr Doctor hat mir scharfen Befehl gegeben, die nunmehr schnell Genesende vor jeder heftigen Aufregung zu hüten."

Der Factor nahm sich keine Zeit zu einer Erwiderung. Er begnügte sich, seine Beistimmung stillschweigend zu geben, und folgte der voranschreitenden

Wärterin. Ein Wohnraum, ganz so eingerichtet wie das Zimmer, in welches Ritter von der Dub den Factor geführt hatte, mit großem Kamin, in dem ein stilles Kohlenfeuer glühte, einem weiten Himmelbette und einem modern geformten Sofa nahm den jungen Mann auf. Dies Zimmer war von einer Lampe, deren Licht durch doppelte Schirme gemildert ward, nur unvollkommen erleuchtet, hinderte aber nicht, ihn ein junges Mädchen von schönen, durch große Blässe noch interessanter gewordenen Zügen auf dem Sofa sitzend erkennen zu lassen. Das Mädchen war ganz schwarz gekleidet, ihr schönes, reiches, dunkelbraunes Haar leicht gescheitelt, nicht aber in Flechten geordnet. Es hing lockig um das feine leidende Gesicht, und war nur am Hinterkopfe in einen starken Knoten lose zusammengenommen.

Wir erkennen in der Bewohnerin dieses Zimmers auf den ersten Blick Hildegarde Frei.

„Herr Joseph am Ort, Fräulein", sagte Ursula, den ihr auf dem Fuße folgenden jungen Mann ihrer Pflegebefohlenen anmeldend.

Hildegarde's Blicke ruhten fest auf dem Factor, der ihr mit einiger Befangenheit entgegentrat. Ein fast spöttisches Lächeln spielte um ihren Mund, indem

sie ohne alle Schüchternheit die Worte an den jungen Mann richtete:

„Diese gute Frau, die ich nach schweren und finstern Träumen, wie es mir schien, zuerst erblickte, hat mir so viel von den Verdiensten vorerzählt, die Sie sich, Herr am Ort, um mich erworben haben sollen, daß es Pflicht für mich ist, jetzt, wo der Doctor mir Erlaubniß dazu ertheilt, Ihnen für solche Aufopferung persönlich Dank zu sagen. Ich bin Ihnen gewiß recht beschwerlich gefallen, Herr am Ort?"

Der Factor hatte einen andern Empfang erwartet, obwol er zu etwas mehr gar nicht berechtigt war. Hildegarde Frei sah ihn heute zum ersten mal, wenigstens mußte er dies annehmen, denn daß sie in ihren Fieberanfällen, wo sie allerdings sehr viel sprach, nur meistentheils tolles, völlig unverständliches Zeug, auch die Namen von Männern genannt hatte und einige derselben um sich zu haben glaubte, gab ihm doch kein Recht, sich selbst mit einem derselben zu identificiren. Dennoch wünschte, was man ihm zugute halten muß, Joseph am Ort den Empfang von seiten Hildegardens doch etwas wärmer.

„Ich werde mich glücklich fühlen, Fräulein Frei", versetzte er, „wenn es mir gelingen sollte, Ihnen auf irgendeine Weise auch jetzt, wo Sie, gottlob!

von schwerer Krankheit genesen sind, bessere Dienste als bisher leisten zu können."

Hildegarde erröthete und ihr sehr lebhaftes Auge flammte unruhig auf.

„Kennen Sie mich denn?" fragte sie, offenbar erschrocken.

„Ich muß annehmen, Fräulein, daß ein Förster, Namens Frei, Ihr Vater ist", versetzte Joseph am Ort. „Sie haben während Ihrer Krankheit diesen Namen oft genannt und ihn immer mit Ihrem Vater in Verbindung gebracht."

Hildegarde seufzte und legte sinnend ihre kleine, etwas abgemagerte Hand an die Stirn.

„Es thut nichts", sagte sie dann, schnell entschlossen. „Haben Sie weitere Erkundigungen eingezogen? Ich kann mir denken — setzte sie erzwungen lächelnd hinzu — daß ich nicht den besten Eindruck auf Sie gemacht habe, vorausgesetzt, daß ich Sie für jenen ritterlichen Mann halten muß — hier verbeugte sich Hildegarde —, den mir der sehr aufmerksame Doctor so oft als meinen Erretter genannt hat. Ein Priester, der sich im Walde verirrt und den zuletzt die Schrecken der Nacht um sein Bewußtsein bringen, darf kaum eine rücksichtsvolle Beurtheilung beanspruchen, wenn sich ergibt, daß das hei-

lige Gewand nur einer Unheiligen Schutz verleihen sollte."

„Das Unglück hat stets Anspruch auf unsere Achtung", versetzte Joseph am Ort.

„Lassen wir das, ritterlicher Herr", fiel Hildegarde wieder ein. „Es kommt wol eine Zeit, wo ich mich werde rechtfertigen können. Vorerst möchte ich nur wissen, ob mein Vater, der Förster Frei, unterrichtet ist."

„Wünschten Sie es, mein Fräulein?"

„Als ich jenes Gewand anlegte, in dem ich mich vor jedem Unfall gesichert glaubte, hatte ich die Absicht, den Weg, welchen ich einschlagen wollte, vorläufig allen meinen Verwandten völlig geheim zu halten. Ich wollte sie nicht fliehen, mein Herr", fuhr sie lebhafter fort, „ich wollte mich nur sichern. Es gab Menschen, die mich verfolgten, und zu diesen gehörte —"

„Doch gewiß nicht Ihr Vater?" warf Joseph am Ort ein.

„Mein Vater?" wiederholte Hildegarde und strich sich langsam über die eigensinnig gewölbte Stirn. „Gott im Himmel . . . mein Vater!"

Ursula flüsterte Hildegarde einige Worte leise zu.

„Ich habe strengste Ordre", sagte sie dann laut.

„Heftigen Erschütterungen sind Sie noch nicht gewachsen.“

Hildegarde ermannte sich. Ihr Antlitz war mild und ein Lächeln spielte um den feingeschnittenen Mund.

„Es ist thöricht, an wüste Fieberträume sich zu erinnern“, sprach sie. „Ich will mir Mühe geben, sie alle zu vergessen und sie für das zu halten, was sie eigentlich sind, für körperlose Dünste, die über dem Chaos krankhafter Gedanken gespenstisch hin und wieder schweben. Wenn der Arzt es erlaubt, werde ich an meinen Vater schreiben.“

„Das erlaubt Doctor Armhalter gewiß nicht“, fiel der Factor eifrig ein. „Er weiß nicht einmal, daß Förster Frei Ihr Vater ist!“

„Thut dies etwas zur Sache?“

„Nicht doch, Fräulein ... indeß ... Doctor Armhalter ist wirklich nicht unterrichtet.“

„Ursula hat mir doch gesagt, daß der Arzt Ihr Freund sei. Daß Sie ihn gerufen, daß ich ihm diese ungestörte Wohnung zu verdanken habe.“

„Ursula hat Ihnen die Wahrheit gesagt, dennoch kennt Doctor Armhalter nicht mehr als Ihren Namen.“

„Aber wie kommt das, mein ritterlicher Freund?“

„Der Zufall hat dies so gefügt.“

„Das läßt sich freilich hören. Verdanke ich doch auch nur dem Zufall mein Hiersein."

An den funkelnden Blicken Hildegardens erkannte Joseph am Ort, daß in der Seele des jungen Mädchens abermals gedankenschwangere Wetterwolken aufstiegen.

„Bisweilen", setzte sie nach kurzem Schweigen hinzu, „bisweilen nimmt der Zufall furchtbare Gestalten an! ... Wenn ich doch sprechen dürfte! ... Aber ich weiß ja nicht, wo die Wirklichkeit aufhört und der Traum, der Wahn, der Wahnwitz des Fiebers beginnt ... Ich sah ja meinen Vater ... wie jener Schuß fiel ... Wissen Sie gar nichts, Herr am Ort?"

Hildegardens Auge war klar und fest. Es drückte nur Nachdenken, keine krankhafte Gereiztheit, am wenigsten Ueberreizung aus. Es dünkte dem Factor, die nur noch in körperlicher Schwäche bestehende Nachwirkung des Nervenfiebers, an welchem Hildegarde gelitten hatte, könne sich durch besonnene Enthüllung unklar ihrem Gedächtniß vorschwebender Begebenheiten eher verlieren als vermehren. Er faßte deshalb den Entschluß, die verloren gegangenen Gedankenspuren des jungen Mädchens mit aufsuchen zu helfen.

„Sprechen Sie von der stürmischen Nacht des Aller-

heiligentages?" fragte der Factor, seinen Blick fest auf Hildegarde richtend.

Sie konnte ein leises Zittern nicht verbergen.

„Ganz recht", sprach sie, „am Allerheiligentage trug sich das Gräßliche zu!"

Sie faltete die Hände und ihre Blicke wendeten sich fragend himmelwärts.

„Der Widerhall eines Schusses ließ mich Ihnen zu Hülfe kommen, mein Fräulein", sagte Joseph am Ort. „Es war ein verbrecherischer Schuß, den man in jener Nacht abfeuerte."

„Ein verbrecherischer Schuß!" rief Hildegarde. „O, ich glaub's, ich glaub's! Und wem, wem mochte er gelten! ... Ob jemand durch ihn verwundet worden sein mag?"

„Man fand am andern Morgen einen Todten im Grenzwalde."

Hildegarde stand ungeachtet der ihr noch innewohnenden Schwäche auf und ergriff den Arm des Factors.

„Verhehlen Sie mir nichts, Herr am Ort", sprach sie mit großer Lebhaftigkeit und mit unheimlich blitzenden Augen. „Sie nennen sich meinen Retter und ich will Sie dafür anerkennen; Sie geben mir aber den Tod oder stürzen mich zurück in die Qualen des

Fieberwahnsinns, wenn Sie mir die Wahrheit verheimlichen! ... Jener Todte ... es war ... mein Vater?"

Hildegarde faßte den Factor mit beiden Händen, und Mund und Auge schienen jeden seinen Lippen entgleitenden Laut verschlingen zu wollen.

„Ihr Vater lebt", sagte Joseph am Ort, „in dem Todten erkannte man einen berüchtigten Wilderer, mit dem Beinamen Kreuz-Matthes. Sie haben gewiß schon früher von diesem Menschen gehört."

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!" rief Hildegarde inbrünstig und sank tief aufathmend zurück in das Sofa. „Dann bin ich doch nicht mit der Schuld des Vatermordes belastet!"

Obwol Joseph am Ort nicht begreifen konnte, wie es kam, daß das junge Mädchen einer so entsetzlichen Einbildung sich hingeben mochte, ward ihm durch diese Aeußerung doch manches in den Phantasien klar, die sie während ihrer Krankheit ängstigten und die oft auch den sorgsamen Arzt beunruhigten, der vergebens der wahren Ursache dieser leidenschaftlichen Ausbrüche eines in so jungen Jahren schon schwerbeladenen Herzens nachspürte. Oberflächlich bekannt mit dem noch unentschiedenen Schicksale des Försters Frei, den der Tod des Wilderers hinter die Mauern des Criminalgefängnisses gebracht hatte, konnte Joseph am Ort

einen Zusammenhang zwischen der Tödtung des Kreuz-Matthes und der Annahme Hildegardens, der mörderische Schuß habe ihrem Vater gegolten, nicht entdecken. Die einmal hingeworfene Aeußerung des jungen Mädchens erschien ihm aber so wichtig, daß er im eigenen Interesse der Familie desselben das Gespräch unmöglich jetzt abbrechen mochte. Selbst auf die Gefahr hin, eine Fortsetzung desselben könne vielleicht nachtheilige Folgen für die Reconvalescentin nach sich ziehen, beschloß er, den zufällig betretenen Weg vorsichtigen Forschens weiter zu verfolgen. War er doch selbst seit einigen Tagen mit an der Sache betheiligt.

„Sie werden alsbald die Freude genießen, Ihren Vater wiederzusehen, mein Fräulein", sagte der Factor, als Hildegarde ruhiger geworden war, „und nach diesem Wiedersehen werden sich die Mishelligkeiten, auf die Sie anspielten, gewiß ebenfalls sehr bald beseitigen lassen. Ich fühle mich beglückt, Sie durch ein paar Worte beruhigt zu haben über ein Ereigniß, das wol vorzugsweise Schuld an Ihrer schweren Erkrankung trägt. Die Annahme, einen geliebten Vater durch Meuchelmord zu verlieren, kann — ich fühle es — unsere Gedanken bis zum Wahnsinn verwirren! Das Entsetzen raubte Ihnen die Besinnung! . . . Sie sanken

bewußtlos zu Boden ... die durchkältende Luft, der eisige Regen, Angst, Aufregung, geistige und körperliche Ueberanstrengung ... welche Natur möchte der Macht so gewaltsamer Stürme widerstehen!"

Hildegarde winkte die Wärterin heran. An dem Glanz ihrer Augen gewahrte Joseph am Ort, daß sie einen unabänderlichen Entschluß gefaßt haben müsse.

„Ursula", sprach sie so bestimmt, daß die gutherzige Person über den Klang dieser Stimme schon erschrak, „den Befehl des Arztes beobachte ich von diesem Augenblicke an nicht mehr. Für die Folgen stehe ich ein, du bist frei von aller Schuld. Herr am Ort ist mein Zeuge. Zu gebieterisch verlangen es die Umstände, daß ich mich ohne die geringste noch längere Verzögerung jetzt offen ausspreche gegen den Mann, der als mein Lebensretter vor andern Anspruch auf solche Offenheit hat. Findest du es unverträglich mit deiner Gewissenhaftigkeit, mich sprechen zu hören, so ziehe dich zurück ins Nebenzimmer. Geh' aber sogleich oder verhalte dich still, ganz still!"

Die Wärterin versuchte noch einmal durch einen bittenden Blick die ihrer Pflege Anbefohlene von diesem gewagten Vorhaben abzubringen, Hildegarde jedoch achtete nicht weiter auf Ursula. Sie wandte sich mit

Lebhaftigkeit dem jungen Manne zu und richtete die auffällig scheinende Frage an ihn:

„Sind Sie Katholik, Herr am Ort?"

„Meinem religiösen Bekenntnisse nach gehöre ich der alleinseligmachenden Kirche an", versetzte dieser.

Hildegarde senkte die Augen, als sie weiter fragte:

„Ich glaube Sie schon früher einmal gesehen zu haben. Sie wohnten der kirchlichen Feier in Mariendorf am Allerheiligentag bei."

„Es war Zufall, mein Fräulein, der mich an jenem Tage nach Mariendorf führte."

„Ein Freund begleitete Sie."

„Ein sehr oberflächlicher Bekannter. Wir hatten uns erst unterwegs kennen gelernt und trennten uns auch, wahrscheinlich, um uns nie wiederzusehen, unmittelbar nach der Feier des Hochamtes. Geschäfte hielten mich fest bis an den späten Abend. Unter Sturm und Regen brach ich auf mit meinem Fuhrwerk, um einen Richtweg durch den Wald einzuschlagen, der mir seiner bedeutenden Kürze wegen empfohlen worden war. Ich verließ mich auf mein Glück und den Instinct meines klugen, zuverlässigen Pferdes. Dennoch verfehlte ich in der undurchdringlichen Finsterniß den rechten Weg, gerieth immer tiefer in das Dickicht der Tannenwaldung und kam bald so in die Irre,

daß ich mich durchaus nicht mehr orientiren konnte. Da begegnete ich einem einsamen Manne. Er saß auf einem in die Erde halb eingesunkenen Kreuze, hinter ihm, von dunkelm Tannengeäst halb verdeckt, ragte auf hohem Bildstock ein aus Blech geformtes Christusbild in die Luft. Der im Feuer vergoldete Reif, welcher den Heiligenschein um das Haupt des Weltheilandes bedeuten soll, ließ es mich erkennen. Der Mann blickte auf, als ich meinen Wagen anhielt. Jetzt erst sah ich, daß er ein Gewehr trug und einen Jägerhut. Er sprang vor mit wildem Satz, daß mein Pferd bäumte, und ich fürchtete schon, einem Räuber in die Hände gefallen zu sein. Schnell jedoch trat er, als habe er sich plötzlich anders besonnen, wieder beiseite und ging zurück nach seinem Standorte. Jetzt rief ich den unbekannten Menschen und erkundigte mich nach dem Wege. Er gab mürrisch Antwort und ich bog rechts ab in den Wald, um seiner Anweisung nach bis zur nächsten Lichtung zu fahren. Da kreuzen sich die Wege, meinte er, und der, welcher dem Winde entgegenläuft, ist für Sie der rechte."

„Es war mein Vater!" sagte Hildegarde.

„Förster Frei war es nicht", fuhr Joseph am Ort fort, „wer es aber gewesen sein mag, weiß ich nicht. Ich überließ meinem Pferde die Zügel, und nach etwa

einer Viertelstunde ward der Wald lichter. Da schien es mir, als eile in großer Schnelligkeit eine dunkle Gestalt zwischen den Bäumen fort. Gleichzeitig vernahm ich lautes Gezänk eifernder Männer, ohne die Worte verstehen zu können. Ich lauschte und faßte die Zügel meines Pferdes, das sich schnaubend bäumte, kürzer. Da krachte ein Schuß und beim Aufblitzen des Pulvers sah ich drei Männer, gewahrte ich auf dem links abbiegenden Wege in raschem Trabe einen Planwagen aus dem Walde fahren, vernahm rechts von mir den jammernden Klageruf einer entsetzten Frauenstimme und das Brechen von Aesten. Dann hörte ich nichts mehr als das Sausen des Weststurmes in den hohen Wipfeln der Tannen."

Hildegarde hatte mit angehaltenem Athem dem Factor zugehört.

„Es war kein Traum", sagte sie jetzt fröstelnd zusammenschaudernd. „Den Vater sah ich über den Kreuzweg schreiten und das verzerrte Gesicht des bösen Wilderers neben ihm ... Die Furcht vor Räubern trieb mich sinnlos immer vorwärts, denn ich glaubte mich verfolgt ... Schon lange hörte ich sprechen und die Angst ließ mich unter den Streitenden die Stimme meines Vaters erkennen! ... O, ich war grenzenlos unglücklich in jenen Augenblicken und be-

reute tief mein unüberlegtes Handeln. Aber lieber wollte ich umkommen oder schlechten Menschen in die Hände fallen, als dem Vater allein ... in Priesterkleidung ... im Walde begegnen! ... Und was hielt den Vater solange fest im Grenzforste? Ich hatte ihn sehnsuchtsvoll erwartet den ganzen Tag, mit lieben Freunden erwartet! ... Er kam nicht, auch die Freunde blieben aus, ich hielt mich vom eigenen Vater verlassen! ... Da ward ich das Opfer einer unseligen Verblendung! ..."

„Sie vernahmen den Schuß, Fräulein Frei?" warf der Factor ein.

„Ich sah den Vater mit erhobener Büchse in das Tannicht springen", stammelte Hildegarde.

„Der Schreck warf Sie zu Boden?"

„Das Entsetzen über das Aussehen meines Vaters!"

„Erkannten Sie den andern Mann mit der Büchse, aus dessen Rohr die verhängnißvolle Kugel flog?"

„Er kehrte mir den Rücken zu."

„Es war der Jäger am Kreuz!"

„Von ihm ward der Schuß abgefeuert?"

„Vor Gott und Menschen möcht' ich es beschwören!"

Hildegarde saß mit gefalteten Händen im Sofa.

„Nach jenem Schusse und nachdem ich die Gestalt meines Vaters, dessen Antlitz entstellt war und mehr dem Antlitz eines bösen Geistes als eines harmlosen Menschen glich, wie von Furien gepeitscht in das Dickicht stürzen sah, sank ich bewußtlos zu Boden", sagte Hildegarde. „Was später mit mir vorgegangen ist, ich weiß es nicht. Als ich aus qualvollen Träumen endlich wieder erwachte, sah ich Ursula über mich gebeugt. Obwol ich die Person früher nie gesehen hatte, faßte ich doch Vertrauen zu ihrem wohlwollenden Gesicht. Ich glaubte auf Schloß Kaltenstein zu sein und verlangte die Freundin meiner Mutter, die Baronin Clotilde von Kaltenstein zu sprechen. Ursula aber gebot mir Ruhe, sagte mir, daß ich sehr krank und schon volle acht Tage ohne Bewußtsein, aber unabläßig phantasirend ihrer Pflege anvertraut sei. Zugleich versprach sie mir, die Baronin von meinem Befinden in Kenntniß zu setzen. Ich ließ mich hinhalten, bis der Doctor mir den Ort nannte, in dem ich lebte, und den Namen des edeldenkenden Mannes, dem ich meine Rettung zu danken habe. Durch Ihren Edelmuth, Herr am Ort, bin ich Ihre Schuldnerin geworden."

Hildegarde reichte dem Factor die Hand, welche dieser unter sanftem Druck an seine Lippen führte.

„Ich werde es immer für eine glückliche Fügung

des Himmels halten", sprach Joseph am Ort, „daß ich bestimmt war, Ihnen in jener traurigen Nacht beizustehen. Ihr verzweifelnder Schmerzensruf ließ mich ein Unglück vermuthen. Was jener Schuß, was der Streit und die Flucht der Männer, von denen mir nur Ihr Vater bekannt war, zu bedeuten haben mochte, war mir in jenen Augenblicken gleichgültig. Auch will ich nicht leugnen, daß zum Theil mein Handeln aus selbstsüchtigen Zwecken entsprang. Ich war des Umherirrens müde, durchkältet von Wind und Regen, und mußte mich ernsthaften Vorwürfen aussetzen, wenn ich am nächsten Morgen nicht in die Stellung wieder eintrat, zu der mich das Vertrauen der Compagnie, in deren Dienst ich seit Jahren wirke, berufen hatte. Der rechte Weg lag jetzt vor mir und so trieb ich denn mein Pferd von neuem an. Die scharfen Augen des treuen Thieres unterstützten mein eigenes Forschen. Niedergesunken neben einem großen Tannenbaume gewahrte ich Sie. Es gelang mir, Sie in den Wagen zu heben. Das priesterliche Gewand konnte mich nicht täuschen. Aber mir blieb keine Zeit zu langem Nachdenken. Nur darauf bedacht, sobald wie möglich Bürgstein zu erreichen, trieb ich mein Pferd zu raschem Laufe an. Ihr Zustand beunruhigte mich, denn Sie sprachen offenbar im Fieber. Schon wäh-

rend dieser qualvollen Fahrt verriethen Sie mir Ihren Namen, und eine dunkle Erinnerung tauchte in mir auf. Ich ward nämlich eines Tages beauftragt, einen kostbaren Trumeau auf dem Forsthause zu Kaltenstein abzuliefern. Damals unterhielt ich mich längere Zeit mit Ihrem Vater, während meine Leute mit Aufstellung des Spiegels beschäftigt waren. Flüchtig sah ich Sie in Gesellschaft einer schwarzgekleideten Dame, die ich für Ihre Mutter hielt, über den Hofraum in den Garten gehen. Ihr Bild, Fräulein Frei, prägte sich meinem Gedächtniß tief ein, und als ich Sie inmitten der festlich gekleideten jungen Mädchen während des Hochamtes wiedererblickte, gedachte ich mit Vergnügen jener ersten Begegnung. — Während Sie, gegen Wind und Wetter geschützt, im Fond meines Reisewagens ruhten, ging ich mit mir zu Rathe, auf welche Weise ich Ihnen nützlich werden könne. Vorsicht war nöthig, das sah ich ein, und darum mußte Ihre Ankunft, die ja leicht falsch hätte gedeutet werden können, verheimlicht werden. In dieser Verlegenheit dachte ich an Doctor Armhalter, auf dessen Verschwiegenheit ich rechnen konnte. Noch war es Nacht, als ich vor dem Hause des mir befreundeten Arztes hielt. Offen theilte ich diesem das mir selbst noch nicht verständliche Erlebniß mit. Doctor Armhalter,

der auf der Stelle die Gefahr der Krankheit erkannte, von welcher Sie befallen worden waren, und dessen humane Gesinnung in jedem Leidenden einen der Hülfe Bedürftigen erblickt, traf sofort Anstalten, um Ihnen in dem alten Schlosse der Dub ein Unterkommen zu verschaffen. Dies geschah mit Bewilligung des Bevollmächtigten der Compagnie, welcher persönlich zugegen war, als Sie hier der Pflege treuer Hände übergeben wurden. Oft, mein Fräulein, habe ich in der letzten Woche, bald nur in Ursula's Gegenwart, bald von Doctor Armhalter begleitet, an Ihrem Lager gesessen, ohne daß Sie unsere Anwesenheit ahnten. Ich mußte, um nicht Späheraugen auf mich zu ziehen, vorsichtig sein, und erkundigte mich deshalb meistentheils nur des Nachts nach Ihrem Befinden. Bisweilen weilte ich halbe Nächte im Vorzimmer, um mich auch zu vergewissern, daß die Krankheit gebrochen, die Gefahr, die Ihnen drohte, beseitigt sei. So genasen Sie langsam, und nun gebe ich mich der Hoffnung hin, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo Sie mir erlauben werden unter glücklichern Aussichten Sie Ihrer Familie wieder zuzuführen."

Hildegarde hatte während dieser in ruhigem Tone vorgetragenen Erzählung des jungen Factors keine Spur von Aufregung gezeigt. Konnte sie auch nicht

wissen, ob er die ganze Wahrheit sagte, ob er nichts verschwieg, so hatte sie doch noch weniger Veranlassung, geradezu Mistrauen in ihn zu setzen. Joseph am Ort schien jener großen Menge von Männern anzugehören, die sich von den Verhältnissen beherrschen lassen, mögen sich diese nun gut oder schlecht gestalten. Einmal in Abenteuer verstrickt, von Gefahren umringt, halten derartige passive Naturen mit einer gewissen tapfern Zähigkeit darin aus, ohne leidenschaftlich zu werden. Hildegarde hielt daher den Factor für einen in ganz gewöhnlichem Sinne des Wortes wackern und ehrenhaften Mann, mit dem sich, wenn es eben sein müsse, ein ganzes Leben in reizloser Eintönigkeit, aber doch leidlich zufrieden verbringen lasse.

Wäre Hildegarde Herrin ihres Willens und schon wieder im Vollbesitz ihrer Jugendkraft gewesen, so würde sie schwerlich Anstand genommen haben, den guten Factor durch spitzige Bemerkungen zu reizen und ihn unbarmherzig aufzuziehen. Sie wußte längst, daß Joseph am Ort sie verehrte. Das aber kam ihr selbst jetzt, wo doch ein Schwarm von Sorgen wie trübes Nachtgevögel ihr Haupt umkreiste, geradezu komisch vor, und es fiel ihr gar nicht ein, seine vielleicht wahre und tiefe Neigung auch nur durch ein Wort oder einen freundlichen Blick zu erwidern. Die

angeborene Klugheit aber sagte ihr, daß es ihr Vortheil bringen könne, wenn sie den Factor sich zum Freunde mache. Das durfte sie nicht allein, es war sogar nach den gemeinen Regeln der Höflichkeit für sie Pflicht, dem jungen Manne freundlich zu begegnen. Zuvor jedoch schien es Hildegarde, in deren Kopfe schon eine Menge kecker, abenteuerlicher Plane sich ganz von selbst aufzubauen begann, nothwendig, über die Stellung ins Klare zu kommen, welche Joseph am Ort zu ihrem Vater, vielleicht auch zu dem Domdechanten Warnkauf einnehme. Waren diese von ihrem Verbleiben unterrichtet, so konnte sie sich einer Rückkehr in das Haus ihres Vaters oder in die Dechanei vorläufig nicht widersetzen, und was sie, geschah dies, an beiden Orten zu gewärtigen habe, darüber machte sie sich keine Illusionen.

„Ist mein Vater unterrichtet?" fragte sie mit verschämter Schüchternheit.

„Noch konnte dies zu meinem größten Leidwesen nicht geschehen", versetzte der Factor nicht weniger schüchtern. Hildegarde belebte diese Antwort, weil sie jetzt annehmen durfte, daß auch mit dem Domdechanten bisjetzt ihretwegen noch keine Verbindungen angeknüpft worden seien.

„Ich habe meinem Vater großen Kummer gemacht",

fuhr sie betrübt und mit Thränen in den Augen fort. „Sein gerechter Zorn über mein unverantwortlich thörichtes Handeln wird mich zu Boden schmettern!"

„Es leben Ihnen Freunde, Fräulein Frei", versetzte Joseph am Ort, „die sich gern für Sie verwenden und den Sturm beschwichtigen werden, noch ehe er zum Ausbruche kommt."

„Die Frau Baronin von Kaltenstein ist Ihnen wol nicht persönlich bekannt?" fragte Hildegarde, einen berechnenden, fast zärtlichen Blick an den Factor verschwendend.

„Im Fall diese Dame ein Fürwort für Sie einlegen kann, wird Doctor Armhalter Ihnen von morgen an wahrscheinlich das Schreiben erlauben."

Hildegarde senkte sinnend ihre durchsichtigen, schönbewimperten Augenlider, sodaß sie das Aussehen einer sanft Träumenden erhielt, und baute behend an einem der vielen in ihrem schöpferischen Gehirn immer gleich halb fertig bereit liegenden Plane.

„Wenn ich mich brieflich zugleich an die Baronin und meinen Vater wende, dann, glaub' ich, erreiche ich schneller das gewünschte Ziel", sagte sie zuversichtlich. „Es wäre dabei nur eine Bedingung."

„Zum Beispiel?" sagte Joseph am Ort.

„Beide Briefe müßten durch einen zuverlässigen,

mir durchaus ergebenen und namentlich meinem Vater völlig fern stehenden Mann überbracht werden."

Der Factor lächelte.

„Meinen Sie, daß eine solche Persönlichkeit hier schwer zu finden sein wird?"

Hildegarde zuckte die Achseln.

„Ich bin den Bewohnern des Orts, wo ich seit Wochen lebe und den ich mit Augen noch nicht erblickt habe, wie Sie ja selbst zugeben, ein lebendiges Geheimniß. Ich muß es auch bleiben, das seh' ich ein, sonst knüpft sich an meinen verborgenen Aufenthalt in diesem Schlosse wieder ein thörichtes Geschwätz, das Ihnen vielleicht mehr schaden könnte als mir. Die Aussichten für meine heißesten Wünsche sind demnach nicht vielversprechend."

„In der Feiertagswoche, Fräulein Frei", erwiderte Joseph am Ort, „arbeitet die Fabrik nicht. Alle in derselben Beschäftigten sind dann weder an Zeit noch Ort gebunden. Könnten Sie also Vertrauen zu mir haben, so dürfen Sie über mich verfügen. Die Einwilligung des Doctors will ich, auch wenn er Schwierigkeiten machen sollte, schon erwirken."

„Sie sind unendlich gütig, Herr am Ort", sagte Hildegarde mit schmeichelnder Stimme, in der ein Anklang von Rührung nachzitterte, indem sie einen

zweiten Zauberblick auf den jungen Mann heftete und ihm gutmüthig ihre Hand zu abermaligem Drucke überließ, den sie sogar ganz leise erwiderte. „Ein solcher Freundschaftsdienst würde mich Ihnen zu ewiger Dankbarkeit verpflichten und ihrem uneigennützigen Samariterwerke erst die Krone aufsetzen. Die gute Baronin! ... Was mag sie um mich gelitten haben! ... Und mein Vater! ... Wie glücklich würde ich sein, wenn er mir nur gestatten wollte, als Büßende seine Knie zu umfassen und in tausend Thränen den Kummer zu ertödten, den ich in sträflichem Leichtsinn über ihn gebracht habe!"

„Ein liebevoller Vater nimmt ein reumüthiges Kind frohlockend an seine Brust", sagte der Factor zuversichtlich. „Morgen schon, theueres Fräulein, erhalten Sie Schreibmaterialien, und am Tage nach den Feiertagen breche ich auf, wenn Sie Ihren Entschluß nicht abändern sollten."

„Ich bin wol zuweilen leichtsinnig", versetzte Hildegarde, „nicht aber wankelmüthig, und deshalb pflege ich auch einmal gefaßte Entschlüsse nicht wieder aufzugeben. Ist also Herr Doctor Armhalter ebenso nachsichtig wie mein verehrter edler ritterlicher Freund, so werde ich Ihnen nach drei oder vier Tagen zwei Briefe einer tiefgebeugten Büßerin über-

reichen. Den an die gnädige Frau Baronin von Kaltenstein gerichteten besorgen Sie aus Rücksicht für meinen armen Vater wol zuerst. Es wäre mir sogar lieb und verriethe, glaube ich, mehr Zartheit und Schonung, wenn mein Vater erst in dem Augenblicke mein Schreiben empfängt, wo er durch die Vermittelung der Frau Baronin die Kunde erhalten hat, daß sein verirrtes Kind Verzeihung von ihm zu erflehen bereit ist. Eine solche Vermittelung vorsichtig und wirksam anzubahnen, versteht niemand besser als die edle Freundin meiner verstorbenen Mutter."

„Ich werde nichts versäumen, mein theueres Fräulein", sagte Joseph am Ort mit Feuer, „und wenn ich das Glück haben sollte, woran ich kaum noch zweifle, als Vermittler Ihnen dienen zu können, so würde ich selbst die Unthat segnen, die mich Sie, mein Fräulein, kennen lehrte."

Ursula war längst wieder bei ihrer Pflegebefohlenen. Sie trieb jetzt ernstlich zum Aufbruche Joseph's am Ort, denn die Unterredung hatte weit über die Zeit gedauert, welche Doctor Armhalter ursprünglich für ein erstes Zusammentreffen mit der schönen Reconvalescentin festzusetzen für nöthig erachtete.

Am nächsten Tage schon nach einer längern Besprechung Hildegardens mit dem Arzte gab dieser

Erlaubniß zur Abfassung der beiden entscheidenden Briefe, und am Tage nach dem Feste bestieg der Factor in freudiger Stimmung seinen Wagen, um Hildegardens Aufträge nach bestem Wissen und Gewissen zu besorgen.

„Im Walde habe ich neulich auch eine wichtige Entdeckung gemacht“, sprach Doctor Armhalter, als er dem befreundeten Factor die Hand zum Abschiede reichte. „Sie werden davon hören, wenn Sie den Vater unserer liebenswürdigen Genesenden sprechen. Mit Ihnen zugleich hält hoffentlich die Freude einen jubelnden Einzug in das Forsthaus.“

Elftes Kapitel.

Die Unterredung Liebner's mit dem Förster.

So schwere und arbeitsvolle Tage wie in den letzten Wochen hatte der Stiftssyndikus seit langen Jahren nicht erlebt. Es fiel ihm schwer, sich in diese höchst unbequem werdende Veränderung seiner Lage zu schicken, denn das Syndikat des Stifts galt für eine Sinecure, in deren Vollgenuß ein schon gealterter Geschäftsmann ausruhen, und sich für den noch übrigen Rest seiner Tage erholen und pflegen konnte. Nun aber stürmte alles auf Liebner ein, sodaß er kaum zu Athem kam und die Arbeit sich berghoch aufthürmte.

Am widerwärtigsten war ihm die Untersuchung in Sachen des Kreuz-Matthes. Die Acten über diesen Fall, der sich immer verwickelter gestaltete, schwollen mit jedem neuen Tage mehr an. Liebner er-

schrak jedesmal, wenn jemand an seine Thür klopfte, denn er vermuthete immer, man wolle ihm neue Mittheilungen machen. Auch war er sehr ärgerlich, daß seine Verwandten dabei so stark betheiligt waren. Zu all diesen Sorgen kam endlich noch der Kummer um Hildegarde, über deren Verbleiben trotz aller Nachforschungen bisher doch gar nichts hatte ermittelt werden können.

Am Weihnachtsabend, als Liebner sich eben anschickte, die ihm lästig werdenden Actenbündel, mit denen er sich stundenlang herumgequält hatte, wegzuschließen, ward ihm von seinem alten Diener ein Brief überbracht. Die Handschrift war dem Stiftssyndikus unbekannt, der Poststempel verwischt.

„Was mag das wieder sein?“ murmelte er, die Lampe näher heranziehend und das Siegel lösend. Der Brief war kurz in leserlichen Schriftzügen geschrieben, die nur durch ihre Steifheit auffielen. Die Namensunterschrift des Briefstellers fehlte, ebenso Datum, Wohn- und Aufenthaltsort des Schreibenden. Wunderte dies schon den alten Juristen, so mußte ihn der Inhalt des Schreibens noch mehr in Erstaunen setzen, denn hier ward mit klaren Worten gesagt, daß der Förster Andreas Frei von Kaltenstein an dem Tode des Kreuz-Matthes völlig unschuldig

sei. Schreiber des Gegenwärtigen könne dies beweisen, weil er wider Willen Zeuge des traurigen Vorgangs gewesen. Zugleich aber könne er dem Gericht auch die Versicherung geben, daß der Kreuz-Matthes gar nicht ermordet, sondern nur ganz zufällig erschossen worden sei. Die Wahrheit dieser Angaben werde durch die Aussagen des schuldlos Gefangenen bestätigt werden, wenn man sich bei diesem nach den Geschäftsgängen erkundigen wolle, welche Förster Frei in der Nacht vom 1. zum 2. November zwischen abends 9 und nachts 1 Uhr zurückgelegt habe. Gesetzt, der Förster weigere sich, auf dahin zielende Fragen Antwort zu geben, was sehr wahrscheinlich sei, so könne das Gericht Näheres erfahren von dem frühern Förster Zacharias im Winkel.

„Der Teufel selber hat sich gegen mich verschworen“, rief der Stiftssyndikus verdrießlich aus. „Alle Welt zündet den Christbaum an, um sich der heiligen Zeit, die uns wiedergekehrt ist, zu freuen und alles Leid der Erde zu vergessen; groß und klein hat sich schon ein paar Tage lang den Leibgurt fester geschnürt, um sich auch körperlich und leiblich würdig vorzubereiten auf die geweihten zwölf Nächte, damit weder das Christbrot altbacken und schimmelig wird, noch der Braten verdirbt, an denen sich jeder gute Christ

erlaben soll. Mich selber hat die Menschheit, so schlecht sie im Grunde auch ist, doch lieb gehabt, denn ich bin für alle zwölf Tage und Nächte eingeladen und würde mich köstlich unterhalten haben; aber nein, das wird von dem pferdehufigen Gesellen, der niemand eine Freude gönnt, nicht gestattet! Unsereiner ist immer nur da, um den Auswurf der Menschheit zu studiren. Statt mich auszuruhen und menschlich zu genießen, kann ich mich wieder an den Arbeitstisch setzen oder mein ewiges Frage- und Antwortspiel, das ich hasse wie die Sünde, von neuem beginnen."

Trotz seines Aergers hatte indeß die erhaltene Mittheilung die Neugierde des alten Juristen doch so erregt, daß er den anonymen Brief noch einmal überlas.

„Sieh, sieh!" sprach er dann. „Einen Versuch wäre die Geschichte wol werth. Zacharias? . . . Den Burschen hätten wir ja schon, und der beste Bruder scheint dieser Einäugige nicht zu sein . . . Heute Abend aber will ich mir die Mohnmilch schmecken lassen beim guten Warnkauf. Sabine hat mich so freundlich zu dieser Weihnachtsdelicatesse eingeladen, daß es sündhaft wäre, nicht zu erscheinen... Nachher, wenn ich mit Warnkauf allein bin und er mir ein Gläschen von seinem Est! Est! vorsetzt, den

ihm der hochwürdige Bischof verehrt hat, bringe ich die Geschichte zur Sprache, um, ehe ich handle, die Ansicht des besonnenen, vorurtheilsfreien geistlichen Herrn zu hören."

Liebner hielt sich selbst Wort. Er nahm den anonymen Brief, dessen Verfasser ermittelt werden mußte, zu sich und fuhr nach Mariendorf. Hier verlebte er glückliche Stunden, vergaß während der ihm bereiteten Genüsse alle Sorgen und Qualen seines Amtes, vergoß wiederholt Thränen, erst über die wahrhaft bewundernswürdige Kochkunst Sabine's, dann über den göttlichen Wein des Domdechanten und zuletzt infolge des reichen Zuspruchs, wodurch er die Güte desselben anerkannte. Ganz zuletzt erst und tief in der Nacht fiel dem Stiftssyndikus der anonyme Brief wieder ein. Er versuchte, den Prälaten zu unterrichten, konnte sich aber nicht so deutlich ausdrücken, daß Warnkauf seinen Vortrag ganz verständlich fand, und deshalb resolvirte er sich kurz, gar nicht mehr davon zu sprechen.

„Eklich ist die Geschichte ja doch, eklich zum Aergerlichwerden", sagte er abbrechend. „Der Cousin steckt im Loche und die Feiertage muß er auch noch darin bleiben . . . die gute, unvorsichtige Seele! . . . Ich kann's nicht ändern! Leben wir also wie Men-

schen, lieber Bruder! . . . Da ist der vertrackte Papierfetzen! . . . Studiren Sie ihn, morgen früh . . . vor der Messe! . . . Es muß ein kluger Kopf sein, der ihn geschrieben hat . . . Aber wir packen ihn doch, wir; denn uns hat das Leben und die goldene Praxis erleuchtet!"

Der Domdechant nahm den Brief und legte ihn unter den Fuß des Crucifixes, das auf seinem Schreibtische stand, dann erwiderte er die schon mehrmals wiederholten Segenswünsche des Stiftssyndikus in freundlichster Weise, reichte dem sehr gerührten alten Herrn dreimal die Wange zum Kusse und empfahl, als er ihn endlich glücklich in den Wagen gepackt hatte, dem Kutscher Vorsicht, damit ja auf der Heimfahrt kein Unglück geschehe.

Während der Feiertage gedachte Liebner wiederholt des erhaltenen Schreibens, und obwol er von Anfang an entschlossen gewesen war, sich gar nicht mit der Untersuchung in der heiligen Zeit zu beschäftigen, ließ ihm sein juristisches Gewissen doch keine Ruhe. Verdrießlich, aber von dem Wunsche beseelt, dem Cousin die Freiheit möglichst bald wiederzugeben, blätterte er die Acten noch einmal durch und notirte sich einzelne, besonders wichtige Punkte in der Untersuchung. Freilich gab es da noch sehr viel zu enträthseln. Es

war nöthig, Personen zu vernehmen, die der Stiftssyndikus lieber ganz aus dem Spiele gelassen hätte. Dies war aber völlig unmöglich, wenn der Förster sich nicht zu einer Aussage bewegen ließ, die seine Unschuld unwiderleglich darthat. Die Andeutungen in dem anonymen Briefe, dessen Absendungsort leider nicht zu errathen war, konnte nach Liebner's Dafürhalten dazu beitragen. Es freute ihn deshalb, als er am zweiten Weihnachtstage schon das Schreiben von dem Domdechanten zurückerhielt. Ein Billet des geistlichen Herrn mit Bemerkungen, wie Liebner sie wünschte, bestärkte diesen in seiner Annahme.

„Es soll ein Ende gemacht werden", sagte der Stiftssyndikus entschlossen. „Morgen schon überrumple ich den unglücklichen Cousin in seiner Zelle. Ich will ihn gar nicht fragen, denn Fragen weicht er meisterhaft aus; ich werfe mich lieber mit groben Keulenschlägen auf ihn, daß er ganz betäubt wird, noch ehe er sich besinnen kann. Auf solche Weise lock' ich ihn wol unversehens aus seinem Fuchsbau heraus."

Brief, Actennotizen und die Bemerkungen des Domdechanten bei sich führend, trat der Stiftssyndikus in die Zelle des Försters Frei.

„Gesunde Feiertage, Cousin", redete er den Ge-

fangenen an, „vergnügte kann ich Ihnen nicht wünschen, obwol Sie ganz allein selber dran schuld sind.“

Andreas lächelte bitter.

„Haben Sie noch nichts erfahren von Hildegarde?“ fragte der Förster den Stiftssyndikus. „Ich gräme mich zu Tode um das Kind! Habe ich doch ihre Seele auf meinem Gewissen!“

„Wir wollen gleich mehr von dem tollköpfigen Kinde sprechen, Cousin“, versetzte Liebner, „zuvor aber muß ich Ihnen den Kopf waschen. Haben Sie denn ganz und gar vergessen, daß Schweigen so schlimm ist wie Lügen? Sie haben mich belogen, daß ich Ihnen bös werden könnte, hätte ich nicht Mitleid mit Ihrem entsetzlichen Unglück!“

Der Stiftssyndikus mußte sich die Augen trocknen, sein Mund zitterte, als könne er gleich in lautes Schluchzen ausbrechen.

„Ich bin mir nicht bewußt, Herr Cousin“, erwiderte Andreas, „Sie mit Unwahrheiten bedient zu haben.“

„Still!“ rief Liebner. „Sie wissen, glaub' ich, gar nicht mehr, wenn Sie lügen. Das Flunkern ist Ihnen, wie den meisten Weidmännern, zur andern Natur geworden! Soll ich Ihnen was sagen? Was Heiteres?“

„Das hörte ich der Abwechselung wegen wol gern“, sprach Andreas seufzend. „Das Leben hat mich in dieser Beziehung nicht sehr verwöhnt.“

„Sie sind frei, Cousin, wenn Sie wollen! . . . Ja, ja! Sie brauchen mich nicht anzuglotzen, als wollten Sie mich mit den Augen verschlingen! Aber lügen dürfen Sie nicht, sonst laß ich Sie, weiß Gott, und weil ich mich über solche Dummheit erbosen kann, krumm schließen!“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich von mir, Herr Cousin?“ sagte der Förster, vor Erstaunen und freudiger Aufregung fast sprachlos.

„Sie haben den Kerl ja mit eigenen Augen gesehen, der dem Kreuz-Matthes die Kugel in den Leib jagte!“ fuhr der Stiftssyndikus fort. „Es ist so, ich weiß es! . . . Andere Leute sind mehr bedacht auf Ihr Wohl als Sie selbst!“

Er trat dem verstummenden Förster näher und sagte leiser und mit überlegenem Lächeln:

„Cousin, haben Sie nach Ihrer Uhr gesehen, als Sie am Hieronymussteine in der Erde wühlten und die daselbst vergrabenen beiden Kelche nebst der Kassette mit den verschimmelten Species- und Theresienthalern fanden? Es geschah dies, wenn Sie es vergessen haben sollten, gegen 10 Uhr. Als Sie

den Ort verließen, mochte es 20 Minuten über 10 sein. Nun gingen Sie quer durch die Büsche, überschritten den Bach oberhalb der Buschhäuser und schlugen den Weg ein nach Mariendorf. Weil der Sturm Ihnen entgegenwehte, und der Sack, den Sie trugen, mit den goldenen und silbernen Geräthschaften im Verein mit der Furcht, es könne Ihnen ein Bekannter begegnen, Sie an raschem Gehen hinderte, erreichten Sie den Schalkstein kurz vor Mitternacht ... Nicht wahr, Cousin, ich bin gut unterrichtet?"

Die schlaffen Gesichtszüge des Försters sagten mehr als Worte. Es lag in ihnen das Geständniß einer Handlung, die Frei um jeden Preis geheim zu halten wünschte. Große Perlen kalten Schweißes glänzten auf der Stirn des erschütterten Mannes; er zitterte wie ein auf der That ertappter Verbrecher. Die Anklage auf Mord hatte er mit männlicher Fassung ertragen, der Gedanke aber, daß man ihm beweisen könne, er habe sich an ihm nicht gehörigem, freilich seit lange schon herrenlos gewordenem Kirchengut vergriffen, drückte ihn völlig zu Boden.

„Es ist schuftig!" stammelte er endlich. „Jetzt fehlt mir nichts als meine Büchse und eine Freikugel!"

Der Stiftssyndikus schwieg, bis Andreas sich wieder etwas erholt hatte. Dann fuhr er fort:

„Geben Sie jetzt zu, daß Sie gelogen haben, Cousin?"

„Ich gebe alles zu und liefere mich willenlos in Ihre Hände!"

„Das freut mich, Cousin, und dieses vernünftigen Wortes wegen sollen Sie auch noch vor Ablauf dieses Jahres Ihre Freiheit wiedererhalten!"

Der Förster glaubte, Liebner wolle ihn quälen.

„Täuschen Sie mich nicht, Herr Cousin, ich weiß ja doch, daß ich verloren bin und daß es mit mir zu Ende geht!"

„Wenn ich Ihnen sage, Sie sollen frei sein", erwiderte der Stiftssyndikus, „so kommt mir das Wort aus dem Herzen. Um Sie zu ängstigen, bin ich viel zu gutmüthig. Das Zeug, von dem ich sprach, hat man gefunden, und der Kerl, der es besaß, ist gesichert. Er hat schon gestanden."

„Zacharias hat gestanden?" sagte der Förster ungläubig.

„Nun, habe ich denn nicht recht, Sie der Lüge zu zeihen?" fuhr der Stiftssyndikus grollend fort. „Jetzt, wo ich Ihnen ohne Umschweife all Ihre Thorheiten zu Ihrem eigenen Besten auf den Kopf zusage, wissen Sie ganz genau, daß Sie in jener verdammten Nacht wieder nach Schätzen gruben, und wie immer, wenn der Teufel auf dumme Seelen Jagd macht,

ließ er Sie richtig die Stelle finden, wo das vor achtzig Jahren vergrabene Kirchengut verborgen lag. Freilich, freilich, Geld mußten Sie schaffen, denn Zacharias setzte Ihnen schon lange Zeit stark zu, der Vorschüsse wegen, die er Ihnen gemacht hatte. Nun besaßen Sie, was Sie wünschten, und liefen in blinder Eile dem Orte des Stelldicheins zu, wo Ihnen von schlechten Menschen der erste Unterricht in den Elementen unehrenhaften Wandels gegeben worden war. Ihre Absicht war gut, Cousin, das weiß ich. Sie frohlockten schon, daß die Stunde erschienen sei, wo ein rascher und edler Entschluß Sie Ihren übereilten Versprechungen entbinden konnte und sollte. Aber Sie bedachten nicht, daß, wenn der Teufel den kleinen Finger erfaßt hat, er nicht eher zufrieden ist, bis er auch im Besitz der Hand, womöglich des ganzen Menschen gelangt ist! Zacharias war Ihr Beelzebub, Cousin, und der Kreuz-Matthes sein oberster Geselle. Es gab Zank und Streit ... Sie wurden heftig und drohten zu sprechen ... Da nahm Sie der Kreuz-Matthes beiseite, während Zacharias den gehobenen Schatz in Sicherheit brachte. Sie ließen sich bereden und folgten dem Wilderer; Zacharias schlich Ihnen nach. Er hörte, was der entsprungene Bleidieb Ihnen mittheilte. Sie widersprachen, denn Sie

konnten nicht daran glauben. Da näherte sich von der Grenze her ein Wagen . . . Soll ich Ihnen sagen, wer in diesem Wagen saß?"

Der Förster machte eine verneinende Bewegung.

„Sie haben recht", fuhr der Stiftssyndikus fort, „es ist viel besser, daß man davon schweigt, sonst kommen wir in zehn Jahren aus den Untersuchungen nicht heraus. Ich werde gewiß nicht davon sprechen . . . Nun entsetzten Sie sich vor einer schattenhaften Gestalt, die händeringend durch die Bäume schlich . . . Sie glaubten den Geist Corneliens zu sehen . . . Da fiel ein Schuß, ein jammernder Schrei hallte durch den Sturm und das Sausen des Forstes . . . Sie stürzten sich ins Dickicht, ein Wagen mit schnaubenden Rappen bespannt jagte quer über die schmale Lichtung, Sie aber, Cousin, liefen noch in derselben Nacht zurück nach dem Hieronymusfelsen, um dort die Spuren Ihrer Schatzgräberei zu vertilgen, und kamen erst gegen 3 Uhr morgens in Ihrer Behausung an! . . . Wenn ich mich irren sollte, berichtigen Sie mich wohl?"

„Ich habe nichts hinzuzusetzen, Herr Cousin", erwiderte Andreas zerknirscht, „nur vor Schande bewahren Sie mich, wenn Sie können!"

„Hätten Sie meine Warnungen nicht in den

Wind geschlagen, damals, als der Finger Gottes so hart an Ihre Thür klopfte, dann wäre es dahin nicht gekommen", fuhr Liebner fort. „Bei alledem nimmt sich der gütige Himmel Verirrter an, wenn nicht böse Lust, sondern nur Schwachheit ihre Verführer sind. Das Stift hat den Schatz, von dem Ihnen nur ein kleiner Theil in die Hände fiel, vollends gehoben und man ist Ihnen gewissermaßen Dank schuldig, daß der Ort durch Ihr Suchen aufgefunden wurde. Man wird deshalb gern ein Auge zudrücken und sich dem unglücklichen Finder auch erkenntlich erweisen. Finden ist nicht Stehlen, Cousin, und da ich ganz gewiß weiß — hören Sie, Cousin, ganz gewiß! — daß Sie von dem Funde Anzeige gemacht hätten, wäre die dumme Geschichte mit dem Todten nicht dazwischengekommen und hätte Ihr löbliches Vorhaben zunichte gemacht, so ist der Rest, wie bei allen Dingen, die durch langes Rühren und Schütteln nicht besser und klarer werden, Schweigen! . . . Ich hoffe, Cousin, diese vergitterten Fenster werden Sie die Kunst des Schweigens vortrefflich gelehrt haben."

Andreas antwortete mit Blicken, welche die Augen des leichtgerührten Stiftssyndikus mit Thränen füllten.

„Bin ich denn wirklich noch ein ehrlicher Mann?“ sagte der Förster.

„Darüber wird Ihre Schwester Ihnen die beste Auskunft geben können.“

„Aber Hildegarde, Herr Cousin!“

„Still!“ befahl Liebner. „Kein Mensch kann zweien Herren dienen — Sie kennen das biblische, Wort, und obwol ich, dem Gerede der Leute nach, zu den bösen Christen gehören soll, richte ich mich doch immer gern nach Gottes Wort. Ist es mir gelungen, Sie hinter diesen Stäben wieder herauszukriegen, so werd' ich mit der Zeit wol auch ein junges Mädchen wiederfinden, wäre es auch noch klüger als die Schlange im Paradies, der das schöne Geschlecht die Entstehung der Moden zu danken hat.“

„Wer aber hat den Kreuz-Matthes erschossen!“ rief jetzt der Förster. „Zacharias besaß ja keine Büchse!“

„Also doch nicht?“ sagte der Stiftssyndikus. „Da hätte der einäugige Schelm ja wirklich die Wahrheit gesagt!“

„Er war ohne jegliche Waffe, Herr Cousin!“ betheuerte Andreas.

Liebner fühlte nach dem anonymen Briefe.

„Desto besser“, sprach er, „so können wir viel-

leicht die ganze Untersuchung niederschlagen, wenn nicht etwa das Papier hier und der, der es so hübsch bekritzelt hat, Aufschluß darüber zu geben vermag. Kennen Sie die Hand, Cousin? Lesen Sie die paar Zeilen immerhin durch."

Der Förster kam dieser Aufforderung des Stiftssyndikus nach und war über den Inhalt des Schreibens mehr noch als dieser erstaunt.

„Das wird der finstere Schatten gewesen sein, vor dem ich floh", sprach er, „und der mein Herzblut gerinnen machte!"

„Am Ende war's gar der Teufel!" sagte lachend der Stiftssyndikus. „Gewiß ist es wenigstens, daß er in jener Unheilsnacht unter verschiedener Gestalt einen lauernden Weltgang hielt! Und nun, Cousin, Gott befohlen! Auf Wiedersehen zum Neujahr im festlich decorirten Forsthause!"

Zwölftes Kapitel.

Wirkung eines Briefs.

Zwischen der Feier des Weihnachtsfestes auf Schloß Kaltenstein und im Forsthause fand eine große Verschiedenheit statt. Dort herrschten Glanz und, wenigstens äußerlich, ausgelassene Freude, hier brannte kein Licht, regte sich keine Hand, um den Hausgenossen eine Freude zu machen. Selbst das Backen, dem sonst die wirthschaftliche Kathrine aus Neigung mit großem Eifer oblag, unterließ die tiefbetrübte Schwester des im Gefängniß sitzenden Försters. Sie hatte trotz allen Bemühens noch immer wenig Aussicht, den unglücklichen Bruder bald wiederzusehen. Indeß ließ sie den Muth nicht sinken. Der Aerger schon und ein immer stärker werdendes Gefühl des Hasses gegen die Anstifter des Unheils verliehen ihr Kräfte. Seit der Unterredung mit dem Baron, der eine nicht

weniger energische Unterhaltung mit dem Dombechanten und wiederholte Besprechungen mit dem Stiftssyndikus gefolgt waren, schien Kathrine das Reden fast ganz verlernt zu haben. Sie war immer in Gedanken vertieft oder ihre ohnehin nicht eben sehr ansprechenden Züge hatten etwas verletzend Abstoßendes. Mitleidslose Härte und eiserne Entschlossenheit drückten sich in dem kalten Glühen ihrer tiefliegenden Augen aus.

Im Hause blieb Kathrine geschäftig wie immer. Hier sah sie auch in hergebrachter Weise auf Ordnung. Mit Magd und Jägerbursche schalt sie wenig, aber sie hielt sie streng. Den Hausschlüssel legte sie nie aus der Hand. Edmund Kohlrausch aber ward von der gealterten Jungfrau eigenthümlich bevorzugt. Ihm suchte sie jeden Wunsch abzulauschen und begegnete ihm so zuvorkommend, daß es den jungen Mann fast genirte. Er dachte nicht anders, als Kathrine habe eine leidenschaftliche Neigung zu ihm gefaßt, ein Gedanke, der ihn entsetzte. Mit dieser Annahme that jedoch Kohlrausch der Schwester Frei's unrecht. Sie liebte nicht und konnte nicht lieben, aber es war ihr Bedürfniß, einen verständigen Menschen um sich zu haben, mit dem sie dann und wann über ihren Bruder sprechen konnte. Was in ihrem Herzen vorging,

worüber sie in der Stille brüten mochte, das erfuhr niemand.

Clotilde von Kaltenstein mied natürlich das Forsthaus. Sie hatte in dem alten Gebäude nichts mehr zu suchen. Die abstoßende Wächterin desselben erregte ihr Abscheu und Furcht; denn die Baronin traute Kathrine alles Böse zu. Während sie von Anfang an den Förster für unschuldig gehalten hatte, obwol es für sie unmöglich war, den Beweis dieser Annahme zu führen, hielt sie die Schwester Frei's jeder Unthat fähig.

„Dieser widerwärtigen Person ist es auf die Stirn geschrieben“, äußerte Clotilde wiederholt zu dem Baron, „daß sie mit kaltem Blute ihre nächsten Verwandten vergiften kann. Ich bitte dich, Karl, laß mir dieses unheimliche Weib nicht ins Schloß!“

Der Baron hatte aus eigenem Antriebe Vorkehrungen getroffen, daß ein etwa wiederholter Besuch Kathrine Frei's ihn nicht belästige. Er fürchtete die rücksichtslose Dame nicht, aber scheute sich, mit ihr nur sprechen zu müssen. Bei allen Verkehrtheiten während eines langen, abenteuerlichen Lebens, das ihn mit einer Menge Menschen von sehr zweideutigem Rufe zusammengeführt hatte, war er doch immer ein auf seine altadeliche Abkunft gewaltig stolzer Mann

geblieben. Dieser Stolz machte sich jetzt, nun er, durch die Jahre gezwungen, solidern Lebensgenüssen sich wieder zuwandte, besonders stark geltend, und er sah es ungern, wenn Leute aus dem Volke sich ihm vertraulich näherten. Wo er abgeschliffene Formen bemerkte, da übersah der Baron wol die bürgerliche Abstammung, wenn aber diese Formen mangelhaft waren oder ganz fehlten, dann mußte er sich die größte Gewalt anthun, um nicht beleidigend sich zurückzuziehen. Das Schrecklichste von allem aber war ihm Formlosigkeit oder offen zur Schau getragene Derbheit bei Frauen. Darum flößte ihm Kathrine Frei wirkliches Entsetzen ein, und er begriff nicht, wie der viel höflicher geartete Förster es über sich gewinnen konnte, diese bäuerisch rohe, gegen niemand Rücksicht nehmende Schwester in seinem Hause zu dulden.

Seine unerlaßlich gewordene Verheirathung mit Clotilde ertrug der Baron gerade deshalb mit so gutem Anstande, weil seine Gattin die Form meisterlich beherrschte. Wer es nicht wußte, daß sie bürgerlichen Ursprungs war, würde im Umgang mit Clotilde gewiß nie daran erinnert worden sein. Nur hörte der Baron ungern von vergangenen Tagen sprechen. Es tauchte dann so vieles vor ihm auf, dessen er sich

zu schämen hatte; schämen aber wollte er sich nicht mehr, weil er sich dann eigenthümlich schwach fühlte und die Glorie, die er mit so glücklichem Takt um seine gegenwärtige Existenz zu weben verstand, bedeutend an Glanz verlor.

Das Wiederauftauchen Sandomir Geldern's, dieses verwegenen Spielers und raffinirten Lebemanns, den er durch große Opfer seit seiner Verheirathung mit Clotilden sich fern gehalten hatte, ängstigte ihn. Dieser Mann, den er leider vor langen Jahren Freund nannte und der in alle Geheimnisse seiner Vergangenheit eingeweiht war, hatte sich schon im Spätsommer brieflich an ihn gewandt und um Unterstützung gebeten. Die Leidenschaft des Spiels, der Geldern rettungslos verfallen war, bereitete ihn fort und fort neue Verlegenheiten, und da der Baron voraussah, es würde dereinst eine Zeit kommen, wo der ihm auf seltsame Weise verwandt gewordene Lieutenant ihm auch zur Last fallen könne, hatte er sich für immer von ihm loszukaufen gesucht. Daß Geldern, arg bedrängt, sich schließlich doch nicht daran kehrte, wissen wir bereits. Auch der Baron vermuthete die Ankunft des unangenehmen Schwagers, weshalb er derselben vorzubeugen suchte. Er hatte zuletzt sogar an Sandomir Geldern geschrieben, um ihn nur ja

nicht wiederzusehen. Dennoch kam der Gefürchtete, und sein Auftreten bewies dem Baron und Clotilden, daß sie sich des Schlimmsten zu versehen hätten, wenn es nicht möglich war, seine geschwätzige Zunge zu fesseln.

Das Zusammentreffen mit dem Bruder hatte die Baronin wirklich krank gemacht. Das eigene Leid, die Sorgen, die sich berghoch vor ihr aufthürmten, ließen Clotilde sogar einige Zeit Hildegarde vergessen. Erst der Besuch Kathrine's auf Kaltenstein, der ihr nicht verborgen blieb, wendete ihre Gedanken wieder dem jungen Mädchen zu, das sie schon darum liebte, weil es in sehr vielen Dingen nach ihr geartet war, und weil sie wußte, daß ein Wort von ihr für Hildegarde mehr Werth hatte als von andern eine ganze Predigt.

Der Baron, den Clotilde wiederholt aufforderte, der Entflohenen nachzuspüren, versprach dies, ohne jedoch sein Wort zu halten. Er hatte seine Gründe, daß er es nicht that, diese Gründe aber konnte er niemand mittheilen. Deshalb suchte er immer neue Ausflüchte zu machen, wenn Clotilde mit Bitten und Thränen in ihn drang, ohne doch je nur eine Hand zu rühren. Um nun den Gedanken seiner Gattin womöglich eine andere Richtung zu geben, überhäufte

er sie zu Weihnachten mit den seltensten und kostbarsten Geschenken.

Diese Diplomatie verfehlte ihres Zweckes nicht. Clotilde ward von der Freigebigkeit des Barons dergestalt überrascht, daß sie ihm wieder ungekünstelt zärtliche Blicke zuwarf und ein nochmaliges Erwachen längst erkalteter Zuneigung für nicht unmöglich hielt. Die Geschenke waren so schön, so reich, so geschmackvoll, daß eine Dame von Welt, die für Glanz, Putz und äußern Schein schwärmte, wol einige Zeit Wohlgefallen daran haben konnte. Clotilde vergaß über diesen Weihnachtsgaben wirklich Hildegarde, und der Baron wurde von keinen neuen Mahnungen belästigt.

In dieser Gefühlsschwärmerei, aus unlöblicher Selbstsucht erzeugt, überraschte Clotilde die Anmeldung eines Herrn am Ort. Das Kammermädchen überreichte ihrer Herrin gleichzeitig die Karte des Fremden, der in wichtigen Angelegenheiten um die Ehre einer Unterredung bat.

Die Baronin kannte keinen Mann dieses Namens, weil er aber doch adelich klang und das Kammermädchen als Empfehlung die Bemerkung hinzufügte, der Fremde sei ein ganz stattlicher Herr, nahm die gefallsüchtige Dame den Besuch an.

Joseph am Ort besaß genug Weltbildung, um

durch gewandtes Auftreten sich auch Vornehmen und Hochgestellten empfehlen zu können. Er machte den besten Eindruck auf Clotilde, die ihn mit freundlicher Herablassung empfing, seine entschuldigenden Worte huldvoll lächelnd anhörte, und mit verzeihlicher Neugierde den Brief in Empfang nahm, den der Factor, wie er selbst sagte, der gnädigen Frau im Auftrage einer jungen Dame einzuhändigen verpflichtet sei. Den Namen dieser Dame verschwieg er.

Clotilde blickte Joseph am Ort sehr freundlich an, bat ihn Platz zu nehmen, und entfernte sich dann. Nach einer Viertelstunde erst trat sie wieder ins Zimmer, wo der Factor ihrer Rückkunft harrte. Sie sah sehr vergnügt, aber ungewöhnlich aufgeregt aus.

„Für diese Nachricht bin ich Ihnen tief verpflichtet, Herr am Ort“, sprach sie, dem Factor zutraulich die Hand reichend. „Ich und vielleicht auch andere haben schweren Kummer getragen um das liebe Kind, dem in so seltsamer Weise ein so großes Unglück zugestoßen ist! Ach, und dabei haben wir dem armen Geschöpfe noch dazu unrecht gethan! ... Im Fieber, besinnungslos verirrte sich das gute Kind! Und Sie, Herr am Ort, wurden ihr Retter! . . . Aber, Gott sei Dank, Hildegarde ist wieder genesen! Sie schreibt so klar, so klug, wie ich es an ihr stets

gewöhnt war . . . Sie ist ein sehr wohlerzogenes, sehr gebildetes Mädchen, das ich liebe, wie meine eigene Tochter, und deren Bestes mir stets am Herzen liegen wird! . . . Seit dem Tode ihrer Mutter, die leider ein recht trauriges Leben führte, vertrat ich bei der Verwaisten die Stelle einer Mutter und Erzieherin. Darum hängt sie mir auch mit so unbegrenzter Liebe an und setzt unbedingtes Vertrauen in mich und meine Rathschläge. Hoffentlich werden auch Sie, Herr am Ort, dem Hildegarde so viel zu verdanken hat, diesen meinen mütterlichen Rathschlägen nicht entgegenhandeln."

Joseph am Ort fühlte sich durch das vertrauensvolle Entgegenkommen der Baronin ungemein geschmeichelt und freute sich, eine so wohlwollende Dame von so bedeutender Lebensstellung als mütterlich vorsorgende Freundin eines Mädchens kennen zu lernen, das ihm längst nicht mehr gleichgültig war.

„Ihre Wünsche, gnädige Frau Baronin, werden für mich stets Befehle sein", sagte er vollkommen zufrieden gestellt.

Clotilde lächelte sehr gnädig.

„Leider", fuhr sie fort, „ist es mir nicht möglich, gerade die wichtigste Bitte der guten Hildegarde auf der Stelle zu erfüllen. Sie wissen, daß das

liebe Mädchen auch an ihren Vater geschrieben hat. Nach dem in letzter Zeit Vorgefallenen muß ich fast dem Himmel für die Krankheit danken, die er gnädig über Hildegarde verhing. Sie ist dadurch einer furchtbaren Prüfung entgangen. Ihr Vater — Sie haben vielleicht davon gehört?"

„Fräulein Frei weiß nichts von der Verhaftung ihres Vaters, gnädige Frau, die, wie ich zuversichtlich erwarte, demnächst aufgehoben wird."

„Möchten Sie wahr sprechen, Herr am Ort!" sagte Clotilde. „Wir alle, die wir den Förster, seine Verhältnisse und seinen Charakter kennen, sind von Anfang an von der Unschuld des armen Mannes überzeugt gewesen. Allein noch ist er seiner Freiheit beraubt, da bisjetzt hinlängliche Beweise seiner Unschuld nicht beigebracht werden konnten. Ich besorge nun, daß Hildegarde einen Rückfall bekommen könnte, erführe sie das schreckliche Schicksal ihres Vaters. Deshalb wünsche ich ihr dasselbe vorläufig noch zu verheimlichen. Meiner Ansicht nach aber kann dies nur geschehen, wenn mir ganz freie Hand gelassen wird. Meinen Sie nicht auch, Herr am Ort?"

Der junge Factor glaubte nur klug und im Sinne seiner Auftraggeberin zu handeln, wenn er der wohlwollenden, milden Baronin unbedingt beipflichtete.

„Diesen Brief Hildegardens an ihren Vater“, fuhr die Baronin fort, „werde ich vorerst dem Herrn Stiftssyndikus Liebner senden. Dieser mit der Untersuchung des so betrübenden Falls betraute Mann ist vorsichtig und will nur das Beste des Angeklagten. Er wird die geeignete Form am leichtesten zu finden wissen, um dem armen Vater diese Nachricht mitzutheilen. Inzwischen kehrt Hildegarde aus ihrem bisherigen Asyl zurück und bleibt vorerst bei mir. Pflichten Sie diesem Vorschlage bei, Herr am Ort, so bin ich bereit, noch heute mit Ihnen nach Bürgstein abzureisen oder — es fällt mir eben ein, daß dies noch besser sein könnte — Sie eilen mir voraus, um Hildegarde vorzubereiten, und ich folge Ihnen dann morgen.“

Joseph am Ort nahm keinen Anstand, diesen Vorschlag gutzuheißen. Er fühlte sich von dem einnehmenden Wesen der Baronin beruhigt und pries im stillen das Glück Hildegardens, die in dieser gebildeten Dame von Stande eine so treue, mütterliche Freundin gefunden hatte. Voll Vertrauen empfahl er sich von Clotilde, um unverweilt nach Bürgstein aufzubrechen. Die Baronin aber setzte sich hin, schrieb ein paar höfliche Zeilen an den Stiftssyndikus und legte diesen den Brief Hildegardens an den Förster bei. Wie sie in

Besitz dieses Schreibens gelangt war, gab sie nicht an, auch sendete sie den Brief erst nach ihrer Abreise ab, damit ja niemand ihre Plane kreuzen oder gar zunichte machen könne.

Als Liebner das Billet Clotildens mit Hildegardens Brief erhielt, war er gerade entschlossen, dem Förster seine Entlassung aus dem Gefängnisse anzukündigen. Eine abermalige Vernehmung des Einäugigen setzte die Unschuld Frei's am Tode des Wilderers außer allen Zweifel. Der Bleidieb war von der Kugel eines andern durchbohrt worden.

„Gottlob!" sprach er, die schnell mit Freudenthränen sich füllenden Augen trocknend. „Die schelmische kleine Hexe hat den gescheidtesten Zeitpunkt gewählt, in die Arme ihres Vaters wieder zurückzukehren. Aber wo mag sie denn stecken? Na, das wird wol in dem Briefe stehen. Es soll die erste Freude sein, die ich dem vielgeprüften Cousin nach so vielen Wochen langen Leidens heute bereiten will!"

Der Stiftssyndikus beeilte sich, dem Förster die Freiheit und die Auffindung Hildegardens anzuzeigen. Andreas Frei nahm beides mit gerührter Ergebung in sein Schicksal hin. Man sah es ihm aber an, daß er Gott im Herzen für diese frohe Nachricht dankte. Den Brief der Tochter durchlas er mit Bangen.

„Sie bittet mich so rührend um Verzeihung“, sagte er zu Liebner, „daß ich ein Tyrann sein müßte, wollte ich sie jetzt nicht wieder in mein Haus aufnehmen. Lesen Sie selbst, Herr Cousin!“

Er reichte den Brief dem Stiftssyndikus, der sich während der Lectüre wiederholt die Augen abtrocknen mußte.

„Sehr schön stilisirt, das muß ich sagen“, sprach er. „Etwas überspannt aber ist das Mädchen doch. Im Eifer des Schreibens hat sie sogar vergessen, den Ort namhaft zu machen, wo sie steckt! Thut indeß nichts. Wir fahren zusammen sogleich auf Schloß Kaltenstein vor, damit der Baron Sie in Person wieder als Förster installirt und dadurch alles unnütze Gerede niederschlägt. Auf Kaltenstein werden wir den Aufenthalt Hildegardens ohne Zweifel erfahren.“

Der Förster ließ sich gern von dem Stiftssyndikus leiten. Allein in das Forsthaus zurückzukehren oder dem Baron wieder ohne Beistand unter die Augen zu treten, würde ihm sehr schwer gefallen sein. Als sie einige Stunden später den alten Edelsitz erreichten, erfuhren sie die Abreise Clotildens. Der Baron, welcher sich wenig um das Thun seiner eigenwilligen Frau kümmerte, wußte nur, daß sie ausgefahren war.

„Sobald sie wiederkommt, will ich sie fragen“,

sagte er ziemlich gleichgültig, dem befreundeten Förster herzlich die Hand schüttelnd. „Mir ist's nur lieb, daß Sie endlich wieder auf freiem Fuße sind, Frei, und daß Ihre Tochter noch lebt. Nun wollen wir allesammt ein Auge zudrücken und des Vergangenen gar nicht mehr gedenken; denn es kommt mir vor, als hätten wir alle, der eine mehr, der andere weniger Werch am Rocken, meine eigene Frau gar nicht ausgenommen", setzte er lächelnd hinzu.

Beide, den Stiftssyndikus und den Förster, lud der Baron hierauf ein, mit ihm zu speisen.

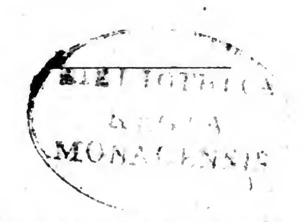
„Wir brauchen uns gar nicht zu geniren", sprach er, „und können ganz cordial sein. Clotilde wird uns nicht stören, denn wenn sie sich so ganz stillschweigend empfiehlt, kommt sie vor abends selten zurück."

Der Stiftssyndikus blieb gern, da er wußte, daß der Baron auserlesene Weine in seinem Keller liegen hatte, und Frei war es ebenfalls angenehm, nach der langen tödtenden Einsamkeit im Kerker wieder einmal unter alten Bekannten ein paar Stunden sorglos zubringen zu können.

Ueber Tische ward er von dem trefflichen Weine fast fröhlich, dem er, genöthigt, stärker als er gewöhnt war zusprach. Die Baronin kehrte aber nicht

zurück. Ohne über das Verbleiben seiner Tochter nähere Auskunft erhalten zu haben, ließ er sich, nachdem es bereits Nacht geworden, von dem Baron und dem Vetter Stiftssyndikus begleitet, in das Forsthaus führen, wo die bereits von der Freigebung des Bruders in Kenntniß gesetzte Kathrine ihn mit stürmischer Heftigkeit, um ihre Rührung zu verbergen, empfing.

In derselben Nacht fuhr Hildegarde an Clotildens Seite der großen Kaiserstraße zu. Dem Factor hatte die Baronin versprochen, über das fernere Verbleiben ihres Schützlings schon nach einigen Tagen Nachricht zu geben. Der junge Mann sah dem schönen Mädchen, das seiner Sorgfalt und Ritterlichkeit Ehre und Leben verdankte, mit feuchtem Auge nach. Er hatte eine dunkle Ahnung, daß vielleicht das prophetische Wort des alten Ritters von der Dub sich an ihm erfüllen könne.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




Google

